

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter Mitwirkung von

Anton Dörrer und Viktor Geramb

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie

Band 4

Gesamtserie

Band 53



WIEN 1950

ÖSTERREICHISCHER BUNDESVERLAG FÜR  
UNTERRICHT, WISSENSCHAFT UND KUNST, WIEN

Dieser Band erscheint mit Unterstützung  
des  
**Bundesministeriums für Unterricht**  
und der  
**Niederösterreichischen Landesregierung**

# INHALT

## Abhandlungen und Mitteilungen

	Seite
Karl M. Klier, Die Bekleidung unbekannter Toter in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts . . . . .	1, 118
Fritz Novotny, Volkskundliche und kunstgeschichtliche Betrachtungsweise. Zu Pieter Bruegels „Heimkehr der Herde“ . . . . .	42
Erwin Mehl, Latinismen im Kinderspiel. „Gesunkenes Kulturgut“ aus der Humanistenschule . . . . .	54
Anton Dörrer, Eisacktaler Volksglauben und Ausdrücke . . . . .	58
Leopold Kretzenbacher, Steirisches zur Statuensalbung als Kulthandlung . . . . .	64
Gustav Gugitz, Niederösterreichische Schalensteine im Volksglauben . . . . .	97
Josef Novotny, Das Bründlräumen in Niederschleinz . . . . .	113
Gustav H. Baumgartner, Vom Brustfleck zum Leibl. Zur Trachtenkunde Niederösterreichs (I. Teil) . . . . .	136
Franz Thiel, Hausrat und Kleidung im niederösterreichischen Weinlande . . . . .	156
Eva Schreitter, Volksbrauch und Volksglaube in Langenzersdorf und Umgebung . . . . .	165
Richard Fuchs, Landegger Volksbräuche . . . . .	168
Leopoldine Matzenauer, Hochzeitsbrauch in Eibesthal bei Mistelbach . . . . .	169
Helene Notthafft, Das „Burscheneinkaufen“ in Tattendorf . . . . .	170
Johann Fuchs, Weinspende auf das Grab in Mödling . . . . .	170
Leopold Schmidt, Zur Jagdklapper in Niederösterreich . . . . .	171
Sepp Hartberger, Wetterregeln aus dem Schneeberggebiet . . . . .	172
Sepp Hartberger, Strichverse aus Pernitz . . . . .	172
Leopold Schmidt, Die „Paschaller“ . . . . .	173

## Chronik der Volkskunde

Vierte österreichische Volkskundetagung (Leopold Schmidt) . . . . .	66
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen . . . . .	67, 179
Josef Schnattinger, Gustav Bancalaris Bedeutung als Hausforscher. Versuch einer nachträglichen Würdigung . . . . .	68
Hans Lentze, Emil Goldmann, Ein Gedenkblatt . . . . .	76
Elfriede Strzygowski † (Leopold Schmidt) . . . . .	81
Der Hüttenberger Reifantanz im Jahre 1949 (Franz Kirnbauer) . . . . .	82
Der Verein für Volkskunde in den Jahren 1949/50 . . . . .	174
Karl Adrian † (Friederike Prodingen) . . . . .	177
Adrian-Bibliographie (Prodingen und Schmidt) . . . . .	175
Volkskundliche Ausstellungen 1950 (Leopold Schmidt) . . . . .	179

## Literatur der Volkskunde

Hanns Koren, Leopold Kretzenbacher, Volk und Heimat (Torsten Gebhard) . . . . .	83
Anton Dörrer, Tiroler Fasnacht (Rudolf Kriß) . . . . .	85
Leopold Schmidt, Steffl von Newhaussen (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	88
Rudolf Egger, Teurnia (Leopold Schmidt) . . . . .	89
Edgar Baumgartner, Maria Sonnenberg (Leopold Schmidt) . . . . .	90
Karl Ilg, Die Walser in Vorarlberg, I. Teil (Eduard Kriechbaum) . . . . .	90

	Seite
Zu Karl Ilg, Die Walser in Vorarlberg (Helmut Stöcklmair) . . . . .	91
Osttiroler Heimatblätter (Anton Dörrer) . . . . .	92
Anton Dörrer, Der Judas von Erl (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	93
Johann Zabel, Die Meßfeier in der Dorfseelsorge (Heinrich Jung- wirth) . . . . .	93
Max Peinkofer, Der Brunnkorb (Rudolf Kriß) . . . . .	94
Christian Rubi, Das Simmentaler Bauernhaus (Leopold Schmidt) . . . . .	94
Karl Paulitsch, Sagen und Geschichten aus O.-Ö. (Leopold Schmidt) . . . . .	96
Karl Schadelbauer, Innsbrucker Geschichts-Almanach 1949 (Leopold Schmidt) . . . . .	96
Richard Weiß, Volkskunde der Schweiz (Viktor Geramb) . . . . .	180
Franz Hurdcs, Niederösterreichische Bauernhochzeit (L. Schmidt) . . . . .	187
Walter Hirschberg, Das Agnesbrünnl (K. M. Klier) . . . . .	188
Lois Schiferl, A schön Köllastund; ders., Federschleißcn (Schmidt) . . . . .	189
Hans Plöckinger, Die Wachau und ihr Wein (L. Schmidt) . . . . .	189
Franz Hurdcs, Zur Volksbildungsarbeit in Niederösterreich (Schmidt) . . . . .	190
Josef Weiland, Herbst in meinem Weinberg (L. Schmidt) . . . . .	190
Leopoldine Springschitz, Wiener Mode im Wandel der Zeit (L. Schmidt) . . . . .	191
Jahrbuch der Stadt Linz 1949 (L. Schmidt) . . . . .	191
Das Steyrer Kripperl, Scherenschnitte (L. Schmidt) . . . . .	191
Franz Martin, Kleine Landesgeschichte von Salzburg (L. Schmidt) . . . . .	192
Otto Dengg, Leutln, hiaz sing mar oans! (L. Schmidt) . . . . .	192
Adolf Dengg, Mein Liederbüchl (L. Schmidt) . . . . .	192
Ferdinand Tremel, Steiermark (L. Kretzenbacher) . . . . .	192
Otto Stolz, Rechtsgeschichte des Bauernstandes und der Land- wirtschaft in Tirol und Vorarlberg (A. Dörrer) . . . . .	193
Richard Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der euro- päischen Kultur (L. Schmidt) . . . . .	194
Alois Mitterwieser — Torsten Gebhard, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern (L. Schmidt) . . . . .	195
Willibald Kirfel, Die dreiköpfige Gottheit (Karl Spieß) . . . . .	196
C. W. v. Sydow, Selected papers on folklore (L. Schmidt) . . . . .	197
Max Fehr, Die wandernden Theatertruppen in der Schweiz, 1600 bis 1800 (L. Kretzenbacher) . . . . .	199

# Die Bekleidung unbekannter Toter in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Von Karl M. Klier

Größere Arbeiten über die Kleidung in Wien<sup>1)</sup> und dem angrenzenden Niederösterreich fehlen bis jetzt — im Gegensatz zu den anderen Bundesländern, von denen insbesondere Steiermark ein grundlegendes Werk besitzt, dessen Ergebnisse über die Grenzen dieses Landes hinaus von Bedeutung sind<sup>2)</sup>. Der hier gebotene Versuch beschränkt sich auf einen genau abgegrenzten Archivbestand, ergänzt durch Nachrichten aus gleichzeitigen gedruckten Quellen, hauptsächlich den Eipeldauer-<sup>3)</sup> und Hans-Jörgel-Briefen<sup>4)</sup>, die wertvolle Nachrichten und Glossen über die neu auftretenden Kleidungsstücke bieten, die in keiner Modezeitschrift zu finden sind.

Die Totenprotokolle der Stadt Wien enthalten in den Jahren von 1800 bis 1848 unter „Unbekannt“ und „N. N.“ genaue Beschreibungen der innerhalb der Stadtgrenzen aufgefundenen Toten, tödlich Verunglückten oder in den Spitälern Verschiedenen, deren Person nicht ohne weiteres festgestellt werden konnte und die meist im Wiener Allgemeinen Krankenhause gerichtlich beschaut worden waren. Die Eintragungen umfassen Tag und Ort des Todes, bzw. der Auffindung. Geschlecht, mutmaßliches Alter, Beschreibung von Statur, Gesicht und Haartracht, besondere Kennzeichen, sowie die Bekleidung. Diese oft recht eingehenden Beschreibungen sollten die Ermittlungen betreffs der Toten unterstützen; sie wurden auch in der „Wiener Zeitung“ veröffentlicht. Wie nachträgliche Ergänzungen in den Büchern zeigen, führten sie nur bei einem Teil der Fälle — einem Sechstel der Frauen, einem Siebentel der Männer — zum

---

<sup>1)</sup> Bildwerke, wie die von J. E. Scheurer. Wiener-Costüme vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Wien, A. Schroll & Co., o. J.). 12 Bl. Fol. und J. Gebler, Die Moden des 19. Jhs. (Wien 1898), 99 Farbtafeln, ohne Text und Quellenhinweise sind von zweifelhaftem Wert. — Eine kleine allgemeine Übersicht „Tracht und Schmuck“ bei L. Schmidt, Wiener Volkskunde (Wien 1940), S. 35—37.

<sup>2)</sup> Mautner-Geramb Steirisches Trachtenbuch (Graz 1932—1935).

<sup>3)</sup> Über die in Betracht kommenden vier Folgen der Eipeldauer-Briefe von 1799—1821 unterrichtet die D.-Oe. Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler-Castle II, S. 292 ff. u. III, S. 372.

<sup>4)</sup> Komische Briefe des Hans-Jörgels von Gumpoldskirchen (Wien 1832—1850 ff.). Vgl. Nagl-Zeidler-Castle III, S. 373 f.

Ziele; uns sind diese Zusätze deshalb sehr willkommen, weil sie das soziale Bild ergänzen.

Durch diese amtlichen Beschreibungen lernen wir vom Hemd bis zur Kopfbedeckung und Fußbekleidung alles kennen, was eine Frau, ein Mann aus dem Volke anzuziehen pflegten, wie diese Dinge benannt wurden, wie die Stoffarten hießen, wie die Farbenzusammenstellungen beschaffen waren, und dies alles in einer solchen Anzahl, daß daraus eine Statistik des tatsächlich im Durchschnitt Getragenen angelegt werden kann, was Einzelnachrichten nie ermöglichen.

In dem genannten Zeitraum wurden solcherart 482 Tote beider Geschlechter beschrieben, 390 Männer und 92 Frauen. Die Höchstzahl liegt bei den Männern im Jahre 1828 mit 20, bei den Frauen im Jahre 1808 mit 5; bemerkenswert ist, daß die Kriegsjahre 1805 und 1809 auf diese Zahlen keinen Einfluß hatten. Von den Frauen waren 53 ertrunken (etwas über 57%), meist in der Donau, einige im Wienfluß; von den übrigen wurden viele auf der Straße vom Tode ereilt, einige starben im Spital, einzelne fielen Unfällen oder einem Mord zum Opfer. Fast alle weiblichen Toten gehören den untersten Schichten an; festgestellt sind: Dienstmägde, Tagelöhnerinnen, Pfründnerinnen, alte, vereinsamte Witfrauen, Bettlerinnen; aus bürgerlichen Kreisen stammte lediglich eine Seidenzeugfabrikantenswitwe. Bezeichnend ist, daß nur bei drei Leichen goldene Schmucksachen gefunden wurden. Unter den Männern waren 250 Ertrunkene (64%), 14 erhängten, 12 erschossen sich. Von den Übrigen starben viele durch Schlaganfälle auf der Straße, einzelne durch Verwundungen bei Wirtshausraufereien und zwei durch Mord. Im Gegensatz zu den weiblichen Toten finden sich Leute, die ihrer Kleidung nach bessere Tage gesehen hatten. Festgestellt sind: zwei Beamte unterster Kategorie, Gewerbetreibende, wie ein Wirt und Bäckermeister, ein Tischlermeister, ein Viktualienhändler, ein Nürnbergerwarenhändler. Unter den übrigen herrschen die Handwerksgelesen vor; eine Gruppe für sich bilden Männer, die am Wasser beschäftigt waren: Schiffsknechte, Seilheber, Träger, ein Mühljunge. Dann gibt es Soldaten und Invalide, Tagelöhner und Bettler, Fuhrleute und Bauernknechte. Die Toten der Donau stammten sicher nur zum Teil aus Wien; manche wurden vom Wasser aus den stromaufwärts liegenden Gegenden Niederösterreichs herabgetragen — nachgewiesen kann ein Ertrunkener aus Rossatz (Juni 1826) werden — und erst im Wiener Stadtgebiet in einem der Arme angeschwemmt.

Das Wien von 1800 bis 1850 war noch von den Basteien umgrenzt. In den Vorstädten wohnten die Kleinbürger, die Minderbemittelten, in den Vororten außerhalb des Gürtels war es ländlich, in Simmering oder Lainz, in Hütteldorf oder Sievering trugen die

Menschen noch bäuerliche Tracht, da konnte ein Waldmüller noch seine Modelle finden. Das bestätigen auch einzelne unserer amtlichen Beschreibungen, wie etwa die eines ca. 50j. Pferdeknechtes von Hernals aus dem Jahre 1826: „Seine Kleidung bestand aus einer grün manchesternen Jacke, einem weiß und roten Halstuche, einer grünen Weste mit gelben Knöpfen, einer schwarzledernen Hose, einem ledernen Hosenriemen, grob leinernem Hemde, einem blauen Vortuch und alten Juchten-Stiefeln.“

Ein am Anfang des 19. Jhs. um 1804 in einem Wiener Flugblatt erschienenenes und 1816 und 1817 wiederholt gedrucktes Volkslied<sup>1)</sup> schildert zwar den Gegensatz von bäuerlicher Tracht und Stadtmode; aber die Unterschicht in der Stadt und besonders an ihrem Rande hat vieles Wesentliche in der Kleidung mit dem Landvolk gemein, und daß schließlich umgekehrt die Stadtmode, oder besser: einzelne in der Stadt zuerst auftauchende Kleidungsstücke die ländliche Tracht beeinflussten, kann nicht bezweifelt werden. Der Liedtext lautet:

1. Ich bin halt ä Bauer, wie muß i denn macha,  
daß ich die Stadtmodi recht nachmacha kann.  
Wann ich in d'Stadt ein komm, tuns mich nur auslacha,  
schaun mich d'Stadtleut glei umadam an.  
In meiner braun Jopen, da kennens mas glei an,  
daß i dö Stadt-Modi nit nachmacha kann.
2. Strümpf in der Stadt drin hand allerhand Farben,  
das ichs beym Deichsl kaum aussprecha kann.  
Denk mir halt allemal ös gscheketi Narren,  
stehn mir a blawe Strümpf weit besser an.  
Stiefel hams a an, aufn Wadln habens d'Schnallen,  
a söttlani Tracht thut uns Bauern nöt gfalln.
3. Schau wegen da Schuch, da muß ich oft lacha,  
ai binds mit Bandeln, der ai, der hat Schnalln,  
ä halbadi Tracht thuns Bauern nachmacha,  
tun so weit besser als Bauernleut pralln.  
Schnalln habns a, und zwar ends große Thier,  
mein Schimmel sey Spacht kimmt ma just a so für.
4. A Herrn-Hosen ist halt a völligen Waschl [2. Druck: völliger Wachl]  
vorn gehts öi aufi, als wie an Bauern Furt [Vortuch],  
Leibel habns a o, habn seltn a Taschel [seitn]  
mi wunderts nur, das öi dar Bauch nöt einschnurrt [einschnürrt]  
Röckel habns a an, hint grad a Flöckerl.  
a Bauer braucht mehr zu an Kinderröckl.

<sup>1)</sup> Wr. Stadt-Bibl. 21.960-A, Bd. 1, Nr. 7: Vier schöne ganz neue! Weltliche Lieder . . . Das Vierte. — Ohne Ort u. J. = Ignaz Eder, Wien ca. 1804. — Das 6. Liedesatz bezieht sich auf die Sprache und wurde weggelassen. Mit geringfügigen Abweichungen steht der gleiche Text in späteren Fl. Bl. Eders 1816 (Bd. 3, Nr. 2) und 1817 (Bd. 3, Nr. 4; Bd. 5, Nr. 22).

5. Oeine ganze Mundur ist a karatznas Kwandl,  
 wo man itzna da so Galla draus macht,  
 kai söttlani Tracht weis i a nit im Landl,  
 denn bä mein Zeiten, da hat ma ain ausgelacht.  
 Hüet habens auhn Schädln, dä Köpf ist auf d'letzt,  
 als wann ain der Hafna a Höfa drauf gsetzt.

(Str. 4,2: bezieht sich auf die Mode der weit über die Taille hinaufreichenden sogen. „Brusthosen“. 4,4: Leibel = Weste. 4,5: Spenser? 5,1: öine = in heutiger Schreibung eahna (ihre); „karatzen“ = wahrscheinlich eine Stoffart „Harras“, vgl. unten beim Abschnitt „Kaput“ 1804. 5,2: Galla = Goller. 5,5: Quäker-Hut, Zylinder.)

Das Verhältnis von städtischer Kleidung zu ländlicher Tracht um die Jahrhundertmitte beleuchtet eine Anekdote des Hans-Jörgel: außerhalb Wiens wurde ein verkäuflicher Herrschaftsbesitz von den Bauern des Ortes erworben, die nun alle Gutsbesitzer waren. „Das Erste, was d'Madln und d'Weiber getan habn, war, daß s' ihr ganzes Bauerng'wand, Spenserln, Gugln, Haubn und Tüchln herg'schenkt habn. Statt die langen Kaputröck bis auf die Knie tragn die Bauern Fracks und Benschurln, und die Weiber lange Kleider, Hüt und Mantills . . .<sup>1)</sup>).

Von dem Trachtenreichtum der Monarchie sind in den T. P. wenige Spuren zu finden; höchstens ist das eine oder andere Mal von ausgenähten Hosen und Gattien in ungarischer Art und von Czismen die Rede, oder von roten Juchtenstiefeln und von Halinatauch, die eine slawische Eigentümlichkeit zu sein scheinen. Ein einzigesmal schloß der Beschauer auf eine Nationalität, indem er bei einer ertrunkenen „Weibsperson“ 1808 meint: „war übrigens dem Ansehen nach eine Schwäbin“. — Im September 1810 erscheint als Besonderheit ein „unbekannter Mohr“.

Vielleicht kann man diese Umstände so erklären: tatsächlich Fremde, eben nach Wien gekommen, mußten Ausweispapiere besitzen und blieben daher kaum „unbekannte“ Tote, falls ihnen etwas zustieß. Die in Wien sich länger aufhaltenden „Zugereisten“ aber waren offenbar in Bälde angeglichen.

Das bestätigt folgende Anekdote, die der „Eipeldauer“ 1805 erzählt:<sup>2)</sup> Im Prater begegnen einander am Sonntag zwei Köchinnen, „die eine ein ordinari Röckl am Leib, und auhn Kopf ein schwarze Schlepphaubn, die andre aber, bis auf d'reiche Haubn, ein völlige Griechin (d. i. die klassizistische Modetracht). — Jetzt hat d'Schlepp-

<sup>1)</sup> Briefe 1842, 8, S. 47 f.

<sup>2)</sup> Briefe 1805, 44. Heft, S. 36. — Die schwarze Schlepphaube gehörte nach der bereits gelockerten und ausklingenden Sitte zur Kleidung der „Kuchelmenscher“, vgl. unten den Abschnitt „Haube“.

haubn zu der Griechin gsagt: Was sehn meine Augn? Agerl, bist du's wirklich, oder ists dein Geist? Du bist ja erst vor zwa Monat mit mir auf Wien herabgeschwommen, und Fikertibixl, jetzt bist schon so zsamgstampert wie ein' Dam'. — Auf das hat d'andre gwsagt, ja liebe Gretl, das schöne Gwand ist nicht auf mein Mist gwachsen. Schau, da wohnt ein Tandlerin in der Vorstadt, und die leicht den Menschern an Sunn- und Feirtägn Gwand aus. Da geht man in Kuchlfetzn zu ihr, und zieht sich bei ihr von Fuß auf an, und da zahlt ma für'n Tag nicht mehr als ein Gulden, und wenn s'weiß, wo man in Dienst ist, so darf man nicht einmal was einsetzen bei ihr . . .“

Überraschend ist, daß aber doch die Frauenkleidung ein geschlosseneres Bild gibt als die männliche: die Frauen waren in der Unterschicht offenbar konservativer als die Männer. Ihre einfache Gebrauchskleidung ist von der in ähnlichen Verhältnissen heute getragenen wenig verschieden, obwohl sich der Hans-Jörgel 1836 über den Weg der Mode so äußert: „Wann heut eine Mode von Paris für die Damen kummt, so tragen s'in acht Tagen schon die Bürgerfrauen, in vierzehn Tügen die Köchinnen und in längstens vier Wochen die Fabrikenmensch“<sup>1)</sup>. — Ungeachtet der wechselnden Moden besteht unsere heutige Kleidung im wesentlichen fast aus denselben Teilen wie vor bald 150 Jahren, nur daß die Farben aus der Männerkleidung verschwunden oder abgeblaßt sind und das früher fast nicht gebrauchte Schwarz eine ziemliche Rolle spielt.

Zu beachten wäre, daß im folgenden sich die Daten an das Gegebene halten; wenn z. B. gesagt wird, daß Bandelschuhe bei den Männern von 1813 an vorkommen, so heißt das nicht, daß diese im Jahr 1813 „erfunden“ und erstmalig getragen worden sind, sondern daß zu diesem Zeitpunkt die Benennung innerhalb der Totenprotokolle zum erstenmal auftritt; wir finden sie ja auch bereits in dem Liedtext von 1805 erwähnt. Was die Benennungen der vorgefundenen Stücke betrifft, so sind wir diesbezüglich von der Sachkenntnis des damaligen Beschauers abhängig und müssen seine Niederschriften eben als gegeben hinnehmen. Auch ist zu bedenken, daß sich seither der Inhalt von so manchem Begriff verändert hat, man vgl. etwa „Corsett“ in der Frauenkleidung! — Modische Wandlungen der einzelnen Kleidungsstücke wurden nicht verfolgt, weil solche zur Gänze in den Bereich der Oberschicht gehören und ihre Darstellung den Rahmen der Arbeit weit überschritten hätte.

(T. P. = Toten-Protokolle. — Römische Zahlen bedeuten den betr. Monat, der oft bezeichnend für das Tragen eines Kleidungsstückes ist und auch ein Nachsuchen im Original erleichtert. — B e i s p. M und B e i s p. F beziehen sich auf die ausgewählte Reihe der Beispiele von Männer- und Frauenbeschreibungen.)

<sup>1)</sup> Briefe 1836, 2, 3, S. 7.

# I. Männer

## Leibwäsche

Das Hemd, ma. „Hemet“, „nadelneue Hemmeter“<sup>1)</sup> besteht aus Leinen verschiedener Art; „grobes Leinen“ wird 130mal erwähnt (= 33%); dazu müssen wohl auch die mit „ordinaire“ bezeichneten, sowie die 5mal genannten Kommißhemden gezählt werden. Diese entstammten den Magazinen der Armee und wurden von Soldaten und Ausgedienten getragen<sup>2)</sup>. — „Mittelfein“ kommt 79mal vor (20%), „fein“ 23mal. Hemden mit besonderer Ausstattung lassen auf höhere Lebensart des Trägers schließen, meist auch im Einklang mit der übrigen Kleidung. Da ist zunächst das Jabot, französ. *le jabot*, wörtl. „Kropf des Federviehs“, im Volksmund Das Schapo'l, die Einfassung von Spitzen am Brustschlitz eines städtischen Mannshemdes, Busenkrause<sup>3)</sup>. Castelli erklärt kurz: das Schapodl, Brustkrause am Hemd<sup>4)</sup>. — Es kommt in den Totenbeschreibungen 6mal vor, 1808 bei einem ca. 30j. „Vorhemd mit Schapodl“, 1813 bei einem über 50j. „Hemd mit Schapodl“, 1816 bei einem über 30j. „ein feines, mit einem Schapodl versehenes . . . gemerktes Hemd“, im gleichen Jahr bei einem über 40j. „ein feines, mit Merkzeichen versehenes und battistenem Schapodl besetztes Hemd“, 1819 bei einem ca. 40j. „feines Hemd mit Jabot“. An den französischen Wortsinn erinnert folgende Eintragung 1831 bei einem über 30j.: „mittelfeines Hemd, vorne mit Knöpferln, ohne Merkzeichen“. — Ähnlich ist es mit dem *Chemisett*, französ. (*die*) *chemisette*, wörtl. „Hemdchen“. Castelli erklärt: Das Schmisl, ein kurzes Vorhemd<sup>5)</sup>. In der Steiermark kannte man Schemislerln, Schmisettln, die ärmellos, wie ein Wetterfleck über den Kopf gezogen wurden und die Hemdkrause und den gefältelten Brustteil zeigten<sup>6)</sup>. Der „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen“ erzählt 1839 von einem Mann, der die Gewohnheit hatte, „unterm Schmisl ein großen Brustfleck z'tragen“ und wendet 1844 die Redensart an: „Dem muß i ein Schmisl falteln“, d. h. es ihm zeigen<sup>7)</sup>. — Ein Chemisett kommt in

<sup>1)</sup> Briefe der Tulbinger Rössel an ihren Herrn Vetter, den jungen Eipeldauer, als Gegenstück zu den Eipeldauer Briefen (Wien) 1808. I. S. 28. — Aus „nadelneu“ wurde das heute übliche nagelneu, funkelnagelneu.

<sup>2)</sup> Kommiß: was durch öffentliche Anstalt, Commission, französ. *le commis*, den Soldaten ausgeteilt wird. — Höfer, Etymolog. Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Österreich üblichen Mundart (Linz 1815) I. S. 138. — Daher: Kommißbrot, -Tabak, -Schuhe, -Tuch.

<sup>3)</sup> Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterbuch II, 436.

<sup>4)</sup> I. F. Castelli, Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns (Wien 1847). S. 227.

<sup>5)</sup> Desgl. S. 246. — Bei Schmeller nicht.

<sup>6)</sup> Mautner-Geramb II. S. 406.

<sup>7)</sup> Briefe 1839. 11. S. 12. — 1844. 5. S. 46.

den Totenbeschreibungen 6mal vor, so 1810 ein „Schmiesel mit Spitzen“, 1817 bei einem über 30j. ein Hemd und „Chmiesel mit Kragen“, 1835 bei einem 22j. Vergoldergesellen aus der Stadt „einen Chemisette, von Perkaill“, 1836 bei einem ca. 30j. ein feines Hemd und weißes Chemisette, 1837 bei einem ca. 22j. ein altes ordinäres Chemisette über einem groben Hemd, im gleichen Jahr bei einem 26j. bloß ein „Chemisette“. Einfache „Vorhemden“ werden von 1811 bis 1845 -- immer über einem Hemd getragen -- 13mal angeführt, so 1813 ein Vorhemd „ohne Kraus“ (Beisp. M 12), 1831 bei einem 34j. Herrschaftskutscher ein Vorhemd von Perkaill mit kleinen Knöpfen, in dem sich eine Vorstecknadel in Form einer Rose von weißen unechten Steinen befand“, 1834 ein Vorhemd mit Perlenknöpfen, 1840 mit drei bronzenen viereckigen Knöpfen, 1841 ein lila gestreiftes Vorhemdchen. — Ein Halskragen kommt ein einzigesmal vor, 1831 bei einem jüngeren Mann von 26 bis 30 Jahren.

An den Hemdärmeln erscheinen 1822 bei einem 15j. „Tatzeln“, 1828 wird bei einem über 40j. ein „feines, mit Handkrausen versehenes leinenes Hemd“ erwähnt (Beisp. M 24) und 1829 bei einem ca. 36j. ein mittelfeines altes Hemd mit „Tazeln“. — Tatzel, mhd. Pfote, Hand, wird als Verzierung am Hemd schon in einem steiri-

Abb. 1

Zitherspieler im Prater mit „geachseltem“ Hemd. Ausschnitt aus einer Lithographie im „Hans-Jörgel“ 1838. — Vgl. dazu den „Eipeldauer“ (1817, 6. S. 26): ein Greißler steht da „in der Westi und g'axelt'n Hemmedärmeln“. Über die „tiefe Achsel“ der Hemden; Mautner-Geramb II, S. 288.



schen Inventar um 1557 genannt<sup>1)</sup>; das Tatzel als Handkrause kennen die Wörterbücher von Höfer, Castelli, Lexer und Schmeller-Frommann<sup>2)</sup>. Hierher gehören auch die „Bärentatzen“ auf den Waffenröcken der ungarischen Infanterie-Regimenter bis 1918, der Sage nach unter Maria Theresia eingeführt, um den Soldaten das Nase-wischen an den Unterärmeln zu verleiden<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Mautner-Geramb I, S. 330.

<sup>2)</sup> Höfer III, S. 216. — Castelli S. 102. — Lexer, Kärntisches Wörterbuch (Leipzig 1862), S. 54. — Schmeller-Frommann I, 634.

<sup>3)</sup> Torrèsani, Auf gerettetem Kahn (Dresden-Leipzig o. J.) S. 75.

Die Hemden sind häufig gemärkt, meist mit rot gestickten Buchstaben. — Als nationale Besonderheit wird 1835 ein „kurzes ungarisches Hemd“ erwähnt. Mitunter werden in der kalten Jahreszeit zwei Hemden getragen, so XI 1813 von einem ca. 60j. unter Kaput, Frack und Gilet; III 1824 von einem 40 bis 50j. unter Gehrock und Weste; III 1830 von einem 20j. Holzwächter. — Dazu paßt eine alte Ortsneckerei von Gablitz, die der Eipeldauer 1821 erwähnt: dort sollte seit mehr als hundert Jahren disputiert werden, ob das eine Verschwendung sei, wenn ein Mensch in der strengsten Kälte statt einem Hemd zwei anziehe<sup>1)</sup>.

Die Unterhose (Beisp. M 25, 27, 29), „Unterziehhose“ (Beisp. M 16, 30, 33), „Gattie“ (Beisp. M 19)<sup>2)</sup>, „Gattihose“ (Beisp. M 31)<sup>3)</sup> erscheint zunächst ganz vereinzelt 1806, 1808 und 1813 und wird ab 1816 häufig, von der Mitte der 20er Jahre an fast allgemein getragen. Dazu mochten zwei Umstände beitragen: die Einführung der langen Oberhose, Pantalons, und ungarischer Einfluß. Unter den verschiedenen Bezeichnungen werden Unterhosen 105mal erwähnt (27%). Das Material ist grobes, mittelfeines und feines Leinen, Zwilch, Flanell (5mal), und Barchent (6mal). Weiß überwiegt; daneben kommen blau und grau vor, sowie gelegentlich gestreifte und quadrillierte Stoffe. Was die Machart betrifft, so wird ein einzigesmal eine „mittelfeine Unterhose nach deutscher Art“ erwähnt (Beisp. M 24). Häufig werden dagegen Unterhosen nach „ungarischer Art“ (Beisp. M 21, 22) und „Gattien“ vermerkt, so: X 1816, über 40j. „leinene, nach ungarischer Art gemachte Unterziehhosen“; VIII 1819 „Gattien nach hungarischer Art“. „Nach ungarischer Art“ kommt bis 1831 17 mal vor, dann nur mehr III 1844 (Beisp. M 32) einmal. „Gattie“ vom magyar. *gatja* erscheint 8mal; der Ausdruck *Gattie*<sup>4)</sup>, *Gattihose* ist noch in der Wiener Mundart üblich.

Das Leibl, Unterleibl, Nachtleibl kommt 29mal als Unterwäsche vor, so 1813 (Beisp. M 12) „Unterleibl aus weißem Barchent“, 1819 (Beisp. M 19) gestricktes Leibl aus weißer Wolle, IV 1831, über 30j., „Nachtleibl von gewirkter Schafwolle mit Hafeln“, II 1845, 55j., „Nachtleibl von blauem Barchent“. Als Material wird weißer Barchent 14mal, gestrickte oder gewirkte Wolle 10mal genannt. Vgl. auch Beisp. M 16, 18, 21, 25, 31.

Schlafhauben werden 5mal erwähnt: II 1819 bei einem

<sup>1)</sup> Briefe 1821, S. 13.

<sup>2)</sup> „Gatya“ ist zuerst im 16. Jh. in Steiermark als Bezeichnung für „türkische“ Hosen nachweisbar: Mautner-Geramb I, 343.

<sup>3)</sup> „Gatti-Hosen, leinene Unterhosen, welche böhmisch *gatje*, ungarisch *gatya*, kroatisch *gache* (*gatsche*) heißen. Der deutsche Beisatz „-hosen“ geschieht bloß in der Absicht, um dieses fremde Wort leichter kennbar zu machen“: Höfer I, 276.

<sup>4)</sup> „Gatje, die unten geschlossene Unterhose“: Max Mayr, Das Wienerische (Wien 1930), S. 191.

ca. 40j. eine schwarze baumwollene Sch. mit roten Streifen, VII 1824 bei einem ca. 40 bis 50j. eine gestreifte Sch., X 1825 bei einem ca. 30j. eine weiß wollene gestrickte Sch. (auch Beisp. M 21), XI 1835 bei einem ca. 45j. eine graue, rot-blau-grün gestreifte gewirkte Schlafmütze.

Während die Schlafhaube in Wien wohl gänzlich außer Gebrauch gekommen ist, hat sich die Bezeichnung als Scheltwort für Langschläfer und energielose Menschen bis heute erhalten<sup>1)</sup>.

Das Schnupftuch, Sacktuch, fand sich 42mal (10%) von 1811 an; weiß ist es sehr selten, bloß zweimal, auch einfarbig, rot oder blau, ist es selten, häufig dagegen in zwei Farben gestreift (Beisp. M 27) oder in zwei bis drei Farben „quadriert“ (Beisp. M 30), mitunter geblumt, alles in den Farben weiß, rot, blau und gelb.

### Die Hose.

Die Hose ist entweder kurz, d. h. unter den Knien abschließend, als Bestandteil der absterbenden Rokokotracht von „altväterischen“ Leuten und als Trachtenbestandteil getragen, oder lang, als sogen. „Pantalons“, die seit der französischen Revolution üblich wurden und sich in und um Wien seit etwa 1820 auch in den unteren Schichten fast restlos durchsetzten. Die Bezeichnung war anfangs spöttisch gemeint, um die unerwünschte Mode zu treffen. Der Pantalone war eine Gestalt der italienischen Stegreifkomödie, einen alten, verliebten und immer geprellten venezianischen Kaufmann in langen Trikotosen und Mantel darstellend. Nach dieser stehenden komischen Figur — die den theaterfreudigen Wienern wohlbekannt war — erhielt das in Mode kommende lange Beinkleid die Bezeichnung „Pantalons“. Pantalons und Backenbärte der Männer, sodann „Titusköpfe“ beider Geschlechter erschienen noch nach 1800 konservativen Wienern verabscheuungswürdige Neuerungen, die deren Träger politisch verdächtig machten. Der Eipeldauer erzählt aus dieser Zeit, offenbar nach dem Leben, folgende Begebenheit: ein Beamter, der eine Pantalonhose trug, wurde zum Präsidenten gerufen. Dieser machte große Augen und fragte, wer er wäre? — Kaiserlicher Beamter und Ihr Untergebener. — Ist das möglich? Ich war der Meinung, daß ich einen Hanswurst vor mir habe! — Mit diesen Worten ließ er den Beamten stehen, der „kasweiß“ in sein Amt zurücklief und von da an keine Pantalonhose mehr trug<sup>2)</sup>. Der Ausdruck „Hanswursthose“ kehrt beim Eipeldauer bis 1807 noch öfter wieder und auch ein Theaterstück „Neue Modensitten“, anfangs 1800 im Theater an der Wien aufgeführt,

<sup>1)</sup> *Idioticon Austriacum* (Wien 1824), S. 115. — C. Loritz a. *Neues Idioticon Viennense* (Wien-Leipzig 1847), S. 114. — J. Jakob, *Wörterbuch des Wiener Dialektes* (Wien 1929), S. 158.

<sup>2)</sup> *Briefe* 1799, 11, S. 33.

bemühte sich, die modischen, politisch angehauchten Neuerungen in Mißkredit zu bringen — vergeblich! Mit der Zeit verlor sich der politische und komische Beigeschmack und die Pantalon bürgerte sich völlig ein. Desungeachtet blieb in Wien noch lange die Erinnerung daran lebendig, daß die lange Hose in Frankreich vor der Revolution von Fischern und Seeleuten, Mannschaften der Kriegsmarine und Galeerensträflingen als Arbeitskleid getragen worden war. So kommt 1835 der Hans-Jörgel darauf zurück, daß um die Jahrhundertwende (1800) die Männer in Wien mit unfrisier-ten Haaren und Pantalons herumgegangen seien wie die Matrosen<sup>1)</sup> und droht noch 1838: „nachher müßt's ös falschen aufblasen Pantalonhosen wieder aufs Schiff zu die Matrosen . . .“<sup>2)</sup>.

Die kurze Hose ist laut Beschreibungen entweder aus Leder (21mal) oder Tuch, auch Manchester (zusammen 22mal) verfertigt. Die Lederhose — aus schwarzem, selten gelbem, naturfarbigem Leder — kann unter den Knien mit Riemen gebunden oder mit Schnallen geschlossen werden. Wir finden sie bei Schiffsknechten (Beisp. M 7, 23, 26), Fuhrleuten und Pferdeknechten (Beisp. M 4, 9), sowie bei Bauersleuten. Kurze Hosen aus Stoff werden in schwarz getragen statt der teuren Lederhose, dann in grau, braun, blau und gelb als Restbestandteil der allgemein üblichen Tracht des 18. Jhs. (Beisp. M 5). Durch den praktischen Gebrauch bestimmt sind Stie-  
ielhosen (25mal) und Reithosen (3mal).

Ein langes Beinkleid erscheint bereits unter den aller-ersten Beschreibungen bei einer „jungen Mannsperson“ 1800. Am Anfang des 19. Jhs. lauten die Bezeichnungen zunächst „lange Hose“, „langes Beinkleid“; IX 1811 erscheint zuerst das Wort „Panta-  
lonhose“ und wechselt dann regelmäßig mit (die) „Pantalon“. Diese beiden Bezeichnungen beginnen dann vorzuherrschen, so daß von etwa 1820 an „Hose“ und „Beinkleid“ nur mehr gelegentlich eingestreut erscheinen; bis Ende 1819 werden genannt: Pantalon 7mal, lange Hose 13mal, langes Beinkleid 35mal; von da bis Ende 1829 dementsprechend 66mal, 1mal, 2mal. Insgesamt werden lange Hosen oder Pantalons 195mal ausdrücklich verzeichnet. Von der Kniehose übernehmen sie den Latzverschluß (Abb. 2); 1836 trägt ein ca. 65j. eine schwarz-tuchene Pantalon, die am Hosenlatz mit einem Stück Kalbleder besetzt war. Doch kommt daneben bereits der Schlitzverschluß vor, so 1833 bei einem ca. 60j. mit einer franz-  
blau färbenen Pantalon, vorn mit einem Schlitz und Schlitztaschen. Mitunter werden die langen Hosen mit Stegen gestrafft: ein 30j. trägt 1825 eine „unten aufgeschnittene, mit Strupfen versehene Pantalon-  
hose“ (Abb. 3) („Kavalier mit Strupfen“ für eine fragwürdige Per-  
sönlichkeit ist heute noch in Wien bekannt).

<sup>1)</sup> Briefe 1835, 4, 2, S. 56.

<sup>2)</sup> Desgl. 1838, 4, 2, S. 35.



Abb. 2

Heurathsantrag eines Schiffers. Lithogr. „zu haben bey Jos. Trentsensky in Wien“ aus einer Serie „Verschiedene Heirathsanträge; hier Nr. 24, nach Ch); ca. 1815. — Vr. Städt. Slgen. J. Nr. 13774/F. Bursche mit Spenser, Kniehose mit Seitentaschen und Klappe, Aufzugstiefel, Kamm im Haar. Mädchen mit hoher Taille, mit Pelzwerk erbrämtes Miederleibl, Fürtuch, um den Hals fünf Reihen „gute Perlen“, Ohrringe, falschkrause, Haube in Form einer phrygischen Mütze. — Diese Haubenform erscheint in Wien anno 1807, wo der „Eipelaer“ die Frage stellt: „Warum denn unsere eleganten Bürgerstochter ihre reichlichen Hauben nimmer so tragen wie vorher? Einmal ist die Kappen zurück gestanden; jetzt aber macht sie ein Spitz vorwärts wie ein Löföndel . . .“ (Briefe 1807, 8, S. 35 f. — dazu A. Haberlandt, Der Hornputz. Eine alte Kopitragt der Frauen Osteuropas. Slavia (Prag), II-1924, S. 680—717). Einen Kamm im Haar trägt auch der Zirkelchmied von Brassenheim in J. P. Hebels Erzählung „Hilfe in der Not“ (Schatzkästlein des Rheinländ. Hausfreundes, 1811); es handelt sich offenbar um eine verbreitete Zeitmode.



Abb. 3

Rechte Hälfte aus einer Hlz. von W. Dürr Sr. Rückkehrende Spaziergänger vom Krapfenwaldel bei Wien 1833. Städt. Slgen., Wien. Links: Mann mit Gehrock, in Taille geschnitten, Schnurrbart. Neben ihm: Mann mit Frack, Pantalons mit Vorfuß und Stegen, Klappe. Beide mit „Vatermördern“ und hohen Hüten.

Sonderformen sind ungarischer Herkunft; die engen Hosen mit aufgenähten Schnürilmustern sind der älteren Generation noch von der ungarischen Infanterie her in Erinnerung. So trägt einer 1812 zu Czismen eine dunkelgrau tuchene, auf ungarische Art ausgenähte Hose. Vgl. auch Beisp. M 11. — Von Materialien kommen im Einzelnen vor:

Halina (Beisp. M 18), Kaschmir, Manchester, Wintermanchester, Strucks, Sommerstrucks, Nanking, Leinen (weiß und blaugestreift), Zwilch, Zeug, Sommerzeug, Satincloth, Bristol. Von den Farben ist am häufigsten grau (60mal), von aschgrau und mausfarben bis schwarzgrau; dann folgen blau (22mal), schwarz (17mal), grün (15mal) in den verschiedensten Schattierungen: stahl-, oliv-, erbsen-, bouteillegrün; braun (9mal); gelblich, drap, reifarben und schließlich weiß. Einfarbige Stoffe überwiegen weitaus; doch kommen auch gestreifte, melierte und quadrillierte vor.

Hosenriemen und Hosenträger. Hosenriemen aus Leder werden, im ganzen Zeitraum verteilt, 12mal erwähnt (Beisp. M 26, 29). Hosenträger werden vom Anfang der 1820er Jahre an häufiger (143mal). Das Material ist Leder (41mal), (Beisp. M 12, 20, 21, 27), gelegentlich auch mit Seide überzogen; Wolle (Beisp. M 19), mehrfarbig geblumt, gestickt oder gewebt (5mal) (Beisp. M 24); Tuchenden (8mal), Baumwolle (8mal), Leinen (7mal), Seide (2mal), Gummi elastic (Beisp. M 32, 34) (4mal) ab 1843. Häufig sind gewirkte Hosenträger von weißer Farbe (36mal). Bemerkenswert ist ein „lederner Bauchgurt“, der neben einem grün wollenen Hosenträger erscheint bei einem Toten, der XII 1813 (40 J.) im Gemeindegewirtheaus, am Hundsturm tot gefunden wurde; es handelt sich hier offenbar um einen „Ranzen“ zur Aufbewahrung von Geld.

### Ärmellose Unterkleider.

Die Weste ist ein wesentliches Kleidungsstück der Männertracht zwischen 1800 und 1850, das unter den wechselnden Bezeichnungen Leibl, Weste und Gilet insgesamt 315mal verzeichnet wird. Diese Verschiedenheit in der Bezeichnung ist wahrscheinlich bloß auf die jeweilige Amtsperson zurückzuführen, die nach bestem Wissen das Vorhandene beschrieb — ein sachlicher Unterschied ist nicht feststellbar.

Die älteste Bezeichnung dürfte Leib, Leibl sein; in den österreichischen Alpenländern hat sich diese für das ärmellose, den Oberleib bedeckende, über dem Hemd getragene Kleidungsstück über 1850 hinaus erhalten. Stelzhamer erklärt 1837: „Lei, Weste; an Lei von Manschest = eine Weste von Sammt“<sup>1)</sup>. — Dementsprechend finden wir bei einem Toten im Juli 1819 ein rotbraunes weiß-

<sup>1)</sup> F. Stelzhamer, Lieder in oberdenens'scher Volksmundart (Wien 1837), S. 179, 2. Aufl. 1844. S. 255.

getupftes manchesternes Leibl (ohne andere Überkleider). — Bei Unger-Khull ist in Steiermark das Leibel „eine rottücherne Weste mit kugelförmigen Metallknöpfen, über die ein grüner Hosenträger getragen wird“<sup>1)</sup>. — Im August 1810 wurde in Wien ein ländlich gekleideter Toter gefunden, bekleidet u. a. mit einem dunkelrot tüchernen Leibel ohne Ärmel, schwarzer Lederhose, grünen Hosenträgern und blauen Strümpfen. Ein anderer, im Juni 1815 Gefundener, trug ein „rotgetupftes bauernmäßig gemachtes Leibel mit gelben Knöpfen“, blauen Janker und einen runden Bauernhut (Beisp. M 14). Lexer führt für Kärnten an: Leibl = Leibchen. Gilet, und die Zusammensetzungen Vourleibl, Überleibl<sup>2)</sup>. — In den Wiener Totenbeschreibungen kommt achtmal ein Leibl vor, das aus Tuch oder Zeug gemacht ist und der Weste entspricht, zum Unterschied vom Unterleibl, das als Wäschestück gewertet werden muß, wenn es aus waschbarem Material hergestellt ist

Weste ist ein Lehnwort aus dem Französ. des 17. Jhs., wo *veste* ein ärmelloses Wams bedeutet, und kann im Deutschen zuerst 1689 nachgewiesen werden<sup>3)</sup>. In den Wiener Beschreibungen überwiegt das Wort weitaus und wird 278mal verwendet, in der ersten Hälfte auch in der Schreibung „Westi“.

Seit 1736 heißt das ärmellose Kleidungsstück in Frankreich *Gilet*; es ist im Rücken aus geringerem Futterstoff und beeinflusste um 1780 in Deutschland die schon als Haus- und Arbeitskleid übliche Weste, die damals Ärmel und angesetzte Schoßteile hatte<sup>4)</sup>. Das Wort „Gilet“ wird in den Wiener Beschreibungen hauptsächlich in der ersten Hälfte unseres Zeitraumes gebracht, überwiegend mit der Schreibweise „Gilée“, vereinzelt auch „Schile“ und „Schillé“, insgesamt 36mal (Beisp. M 9, 12, 13 usw.). — *Gilet* hat im Französischen drei Geschlechter und Bedeutungen: m. Weste, f. Unterjacke, n. Wams. Das Durcheinander der Begriffe Leibl, Weste und *Gilet* wurde wahrscheinlich durch den Bedeutungswandel im Französischen und die spät folgende Eindeutschung hervorgerufen. Der Wiener hat die verschwimmenden Grenzen ausgelöscht in der scherzhaften Zusammenziehung „Schilewestleibl“, die noch heute zu hören ist, und die unbewußt die historische Reihe zurückverfolgt.

Weste und *Gilet* — ein Unterschied in der Machart ist bei uns nicht feststellbar — sind entweder mit einer Knopfreihe in der Mitte versehen (Beisp. M 3) oder übereinanderzuschlagen und zwei Knopfreihe aufweisend (Beisp. M 32). Als Besonderheit trug III 1836 ein

<sup>1)</sup> Unger-Khull, Steirischer Wortschatz (Graz 1903), S. 433.

<sup>2)</sup> Lexer, Kärntn. Wb., Sp. 175.

<sup>3)</sup> Kluge-Götze, Etymolog. Wörterbuch d. deutschen Sprache, 12.—13. Aufl. (Berlin-Leipzig 1943), S. 687.

<sup>4)</sup> Hottenroth, Deutsche Volkstrachten vom 16.—19. Jh. (Frankfurt a. M. 1923) I. S. 24.

Mann mittleren Alters eine „blaue Tuchweste mit gelben Metallknöpfen und eingenähten grobtüchernen schwarzblauen Ärmeln“. Dann wird 1826 bei einem 56j. Modelstecher eine „schwarztüchene Weste mit stehendem Kragen und gleichen Knöpfen“ erwähnt; III 1844 bei einem 30 bis 35j. eine „lichtblaue Tuchweste mit einem abgetragenen Plüschkragen. Metallknöpfen und im Rücken mit weißem Barchent gefüttert“, und V 1844 bei einem ca. 30j. eine „rot und grün dessinierter schafwollene Weste mit Pekeschkragen<sup>1)</sup> und schwarzem Hinterfutter“. — Unter den Stoffen herrscht Tuch vor (58mal), dann folgt Pikee (56mal), Manchester (24mal), Woll- und Baumwollzeug (16mal), Seide und Halbseide (16mal), Rips (7mal), „walisene“, Beisp. M 8, 13, anginene, moldonene, Beisp. M 11 (7mal), Samt (4mal). — Von den Farben steht schwarz — Tuch, Seide, Samt — an der Spitze (46mal), dann folgt weiß Pikee und Tuch (40mal); blau in den Schattierungen: blau, bläulich, licht-, dunkel-, rotblau (18mal); licht-, tauben-, mohrengrau (15mal); licht-, dunkel-, kaffeebraun (15mal); licht-, dunkel-, stahl-, erbsen-, blaugrün (12mal); gelb (11mal) und rot (8mal). Von Mustern sind anzutreffen gestreifte (76mal), geblumte (22mal), getupfte (13mal), quadrillierte (11mal). Bemerkenswert ist eine „blau und rot geblumte kitaiene Weste“ im Jahre 1806 (Kitai war der russische Name für China, also ein chinesisches Muster).

Die Knöpfe der Westen sind aus Zinn; Blei; Weißmetall (Beisp. M 10, 11 und 17); Gelbmetall (Beisp. M 30 und 31); Messing; Bein, Perlmutter (Beisp. M 19 und 21); Glas, oder sie sind mit Stoff überzogen (Beisp. M 29).

Mitunter trägt ein Mann gleichzeitig zwei Westen (Beisp. M 21 und 31). Das Tragen von zwei verschiedenfarbigen Westen war auch zeitweise Modesache.

Der Brustfleck ist ein Kleidungsstück aus dem ländlichen Umkreis. In dem „Geheimen Jagdbuch“, das Kaiser Maximilian I. i. J. 1508 für seine Enkel und Nachfolger niederschrieb, empfiehlt er unter anderen Kleidungsstücken für die Gebirgsjagd auch einen roten Brustfleck: „ain schorlachen Fleck fur die prust fur die pessen Windt“<sup>2)</sup>. Er kommt nur zehnmal (unter 390 Fällen) vor, was 2,5% ausmacht, gleichmäßig auf alle Jahrzehnte verteilt. Typisch sind 1808 ein ca. 30jähriger Bauernknecht mit einem B. aus rotgeblühtem Kattun, im selben Jahr ein Gleichlitriger mit schwarzer Lederhose und B. aus rotgeblühtem Leinen, 1804 ein Mann mit ebensolcher Hose und B. aus Kotton. Daneben kommt 1836 bei einem 40jährigen ein „abgeflickter B. von blaugedruckter Leinwand“ vor. 1826 wird bei einem ca. 40jährigen ein B. aus rot und weiß punktiertem Pikee

<sup>1)</sup> Oder Schalkragen. Pekesche, Pikesche, seit Beginn des 19. Jhs. ein joppenartiger Studentenrock, der polnischen Bekiesche nachgebildet.

<sup>2)</sup> Herausgeg. von G. v. Karajan, Wien 1881, S. 10.

beschrieben. Eher städtisch muten an: 1832 ein B., „lila und weiß wie gewässert“<sup>1)</sup> und 1844 ein B. von „hellblauem Merino“. Offenbar aus östlicher Gegend stammte ein 40jähriger des Jahres 1828, der einen B. von Lammfell und an den Beinen Czismen trug.

### Kurze Oberkleider mit Ärmeln.

#### Der Janker.

Der Janka = die Jacke, erklärt Castelli<sup>2)</sup>, und Loritza: Janker, Jankerl, Jacke<sup>3)</sup>. Das sind auch die drei Bezeichnungen, die in den Wiener Beschreibungen vorkommen, Janker 36mal, Jankerl 14mal, Jacke 25mal. „Jacke“ ist im Deutschen seit 1417 nachweisbar und aus dem französ. *jacque* übernommen worden<sup>4)</sup>. „Janker“ ist in der Literatur bereits 1618 nachweisbar<sup>5)</sup>. In Steiermark heißt Janker ein locker hängender, oft ungefütteter Kurzrock aus leichten Stoffen<sup>6)</sup>.

Nach heutigen Begriffen kann die Länge des Jankers etwa mit einer Handbreit unter der Taillemitte begrenzt werden. Die von 1805 bis 1844 in Wien vorkommenden 75 Beschreibungen sind am zahlreichsten bis 1810 (23mal), dann nimmt ihre Zahl ab und sinkt im letzten Jahrzehnt bis 1848 auf 7. Das für die Janker verwendete Material ist vorwiegend Tuch (48mal = 64%), Manchester (5mal). Halinatuch (1mal), Zeug und Zwilch (7mal). Die Farben sind: blau (19mal), grau (15mal), braun (15mal), grün (12mal), schwarz (2mal) und drap (1mal); einmal wird 1839 ein gemusterter Stoff genannt, ein schottischer quadrillierter Zeug. Ein Samtkragen kommt 2mal vor, 1834 bei einem 40j. „Stuckadorer“: tuchener Janker mit samtenen Kragen und seidenen Knöpfen, 1836 bei einem 35 bis 40j.: ursprünglich blaue, ganz gelb geschlossene Jacke mit Wollsamtkragen und gelbmetallenen Knöpfen. Ein dunkelbraunes pelzgefüttertes Jankerl trägt XII 1813 ein ca. 40j. Von Knöpfen werden solche aus Zinn und gelbe 1815 (Beisp. M 14) angeführt.

Im Frühjahr 1800 äußert sich der Eipeldauer über die jungen Wiener Modeherren so: „Statt der langen Gehrück tragn sie jetzt lauter kurze Jankerl, die nicht einmal 's Centrum von der hinteren Scheibn zudecken . . .“ Vermutlich waren damit die eben aufkommenden Spenser gemeint<sup>7)</sup>.

<sup>1)</sup> „Gewässert“: die Kette besteht aus zwei Fäden von verschiedener Farbe, die zusammengezwirnt sind. — Krünitz, Ökonom-technolog. Encyklopädie, Bd. 106 (Berlin 1807), S. 484.

<sup>2)</sup> Castelli, Wb., S. 174.

<sup>3)</sup> Loritza, Idiot., S. 68.

<sup>4)</sup> Kluge-Götze, Etymol. Wb., S. 265; dazu Höfer, Wb. II, S. 86.

<sup>5)</sup> Schmeller-Frommann, Bayer. Wb. II, S. 1208.

<sup>6)</sup> Mautner-Geramb II, S. 316.

<sup>7)</sup> Briefe 1800, 16, S. 19 f.

Erwähnt mag noch eine Wiener Zungen- und Schnellsprechübung sein, die um 1900 verbreitet war: „Rotjanklerter Jud“; dazu wäre die steirische Redensart zu vergleichen: einen roten Janker anhaben, d. h. ein Angeber sein<sup>1)</sup>, wahrscheinlich eine Erinnerung an Umzüge und Passionsspiele, bei denen Judas im roten Rock auftrat. Vgl. Beisp. M 7, 8, 9, 10, 18, 23, 28, 29, 32.

### Der Spenser.

„Spencer“ hieß ursprünglich ein Männerkleid in England, eine Art Rock ohne Schoß. Der britische Staatsmann Georg John Spencer (1758 bis 1834) setzte auf der Jagd über einen Zaun und riß sich einen Schoßteil des Oberrockes ab. Da er die Jagd fortsetzen wollte, ließ er auch den anderen Schößel abschneiden. So entstand Name und Mode des Spencers...<sup>2)</sup>. Auf diesen Ursprung weist eine Wiener Beschreibung (Beisp. M 16) hin, die 1816 einen Spenser ausdrücklich als „englisch gemacht“ anführt. Ja, noch 1844 ist die Erinnerung daran lebendig, denn in diesem Jahr sagt der Hans-Jörgel zum Streit über einen grünen Spenser, den eine Lokalsängerin auf der Bühne trug: „Meine lieben Lord Spenser und Antispenser, i muß enk wirkli bedauern...“<sup>3)</sup>.

Das „Schbensal“, wie Castelli schreibt<sup>4)</sup>, ist ein Leibchen ohne Schößel; es schloß in der Taille anliegend ab. In den T. P. wird es insgesamt 33mal beschrieben, zuerst IV 1804 bei einem ca. 40j.: brauner Spenser, nebst Rock, Gilee und langer Hose. Vgl. Beisp. M 12, 26, 30, 33, 34. — Als Material kommt einfarbiges Tuch 15mal vor, in grau, blau, braun, grün, ein einziges Mal schwarz; dann Leinen, (weiß), Zwilch (blaugestreift) und Barchent, zusammen 4mal. Ob es sich hier um eine Berufskleidung — Fleischhauer u. ä., wie noch heute üblich — handelt, muß dahingestellt bleiben. — Die Knöpfe sind z. B. aus gelbem Metall; aus Blei; weißplattiert. Zusammenstellungen sind: franzblau Tuch mit gelbmetallenen Knöpfen; dunkelgrau Tuch mit weißplattierten Knöpfen; schwarzes Tuch mit Metallknöpfen und weißleinenen Futter.

Das Vorkommen des Spensers als Männerkleidung verteilt sich gleichmäßig auf den ganzen Zeitraum des Lustrums. Noch um 1850 finden wir unter einer anonymen Wiener Lithographie: „Mein Spenser wird a schöns G'sicht haben, wann i mi allemahl mit der Karnt-

<sup>1)</sup> Unger-Khull, Steir. Wschr., S. 363.

<sup>2)</sup> F. W. Fairholt, *Costume in England* (London 1846), S. 603. — A. Schlossar im „Heimgarten“ (Graz 1878) II, S. 437.

<sup>3)</sup> Briefe 1844, 23. S. 3—5.

<sup>4)</sup> Castelli, Wb., S. 230. — Bei Kluge-Götze und Schmeller findet sich das Wort nicht.

nertorbrucken zurdeck“ (d. h. im Stadtgraben unter der Kärntnertorbrücke nächtige). — „Sö wern darn schon wieder ausbögeln“<sup>1)</sup>.

Von den Wiener Modeherren wurde der Spenser zunächst als Überkleid getragen; 1797 erzählt der Eipeldauer: „Jetzt gibts z'Wien wieder curiose neue Modi. Da ist mir einer begegnt, der hat's Nachtleibl übern Rock anhabt: und da hab ich anfänglich glaubt, daß er ausn Narrnturn entsprungen ist, aber weil ich seit der Zeit noch mehr andre Herrn mit'n Nachtleibl übern Rock antroffen hab, so weiß ich jetzt erst, daß das ein neue Modi ist . . .“<sup>2)</sup>. Im Jahre 1804 macht wieder der Eipeldauer die sarkastische Bemerkung: „Die Spenser sind unter den eleganten Herrn noch immer Modi. Es ist aber auch ein recht komodi Tracht, denn wenn auch der Rock oben zrisen ist, und der Ellbogn herauschaut. so zieht man nur gschwind ein Spenser an, und da ist alles zudeckt“<sup>3)</sup> (vgl. auch Beisp. M 2). Im März 1805 war ein eleganter Herr auf der Bastei gekleidet in „weiße Hanswursthosen (d. s. Pantalons), blaue Strümpfie, grünen Rock, darüber einen schwarzen Spenser“<sup>4)</sup>; 1806 berichtet der Eipeldauer: „Die Spenser sind noch immer in der Modi, und es ist auch wirklich ein recht komode Tracht, aber ein dunkelblauer Spenser auf ein weißen Roà macht ein verfluchte Figur“. Nun folgt eine Begebenheit von einem so gekleideten Herrn, der aus der „Mehlgrube“ kam und von einem Kauflustigen für einen Mehlmesser gehalten wurde: dieser sah die Schöße des weißen Rockes für eine Schürze an<sup>5)</sup>. Ein Stahlstich zeigt 1814 den Spenser über dem Frack<sup>6)</sup>. Laut T. P. wurde im Mai 1834 ein 69j. Hausierer unter den Weißgärbern gefunden, der mit Pantalon, Weste, Frack und Spenser bekleidet war. Noch 1839 schildert der Hans-Jörgel diese Tragart in Wort und Bild: „Weils in der Fruh kühl is (d. i. auf dem Wasserglaxis), hat er immer ein nankineneu Spenser übern grün Frack an, und wemns wärmer wird, ziegt er den Frack aus und bhalt den Spenser an“<sup>7)</sup>. Diese Tragweise war offenbar mehr in bürgerlichen Kreisen üblich; in den unteren Schichten wurde der Spenser als alleiniges Oberkleid getragen.

### Das Bonjourl.

Die Bezeichnung dieses in den T. P. nur einmal erwähnten Kleidungsstückes kommt vom französ. *bon jour* = guten Morgen. Sie fehlt in den Mundart-Wörterbüchern des 19. Jhs. ganz. Erst

1) Wr. Städt. Sammlungen I. Nr. 16.368.

2) Briefe 1797, 32, S. 56 f.

3) Desgl. 1804, 23, S. 47.

4) Desgl. 1805, 38, S. 20.

5) Desgl. 1806, 3, S. 23 f.

6) Mode Almanach für Damen. Wien, bey Georg Müllner in der Singerstraße im Curhaus, Jg. 1814.

7) Briefe 1839, 7, Heft.

Schranka verzeichnet sie 1905 und erklärt: Morgenröckerl, kurzer Schlafrock eines Herrn<sup>1)</sup>. Jakob ist 1929 allgemeiner und vermerkt: kurzer Männerrock<sup>2)</sup>. Älteren Wienern ist der Ausdruck noch heute geläufig.

Der gut unterrichtete Hans-Jörgel erzählt im Oktober 1840 von drei Männern, die er auf einer Bank auf dem Glacis trifft: „alle drei tragn B o n s c h u r l n, dös sein die neuen Röck, wo der Schneider z'viel Tuch zu ein'm Jankerl und z'weni für ein Gehrock kriegt, und daher zwischen beiden so ein z'samng'stutzts Mittelding, was kein'm Jankerl und kein'm Gehrock gleichschaut, z'sammpfuscht“<sup>3)</sup>. Laut T. P. starb am 28. Februar 1845 ein unbekannter Mann, bei 19 Jahre alt, im Spital der Barmherzigen Brüder. Er war u. a. bekleidet mit einem „sogenannten B o n j o u r l von braunmeliertem Baumwollstoffe, einer Weste, Pantalonhose, runder schwarzer Haube ohne Schirm“.

### Lange Oberkleider mit Ärmeln.

#### Der Gehrock (Rock, Überrock)

hat sich aus dem Bürgerrock der Rokokozeit, dem *Justaucorps* (französ., wörtl. recht-am-Körper) gebildet. Die Bezeichnung „Gehrock“ wurde bisher 1814 frühestens nachgewiesen<sup>4)</sup>, erscheint jedoch in den Wiener Totenprotokollen bereits am 11. Oktober 1800. (Beisp. M 1). Seine Neuheit zeigt sich hier auch in der schwankenden Schreibweise: 1806 „Gehrock“, 1810 „Gährock“, 1813 „Gerock“. 1816 „Kerock“. — Er wird zwischen 1800 und 1848 66mal (17%) angeführt, die fraglichen Bezeichnungen „Rock“ u. ä. nicht eingerechnet, am häufigsten zwischen 1820 und 1830 (24mal).

Das Material ist meist Tuch (43mal), nur je einmal IX 1811 graues Zeug, IV 1816 bei einem Bettler Moldon und XI 1833 bei einem alten Mann Satin cloth. Die Farben sind blau (21mal), braun (13mal), grün (12mal), grau (9mal), schwarz (6mal), weißlich und semmfarben (je 1mal). Von Macharten werden erwähnt: 1843 ein blautüchener Gehrock mit Schößen (Beisp. M 31), 1844 bei einem 31j. Lackierergesellen ein grüner Gehrock mit Seitentaschen und schwarzem Unterfutter. — Der Kragen besteht oft aus anderem Stoff, auch in anderer Farbe, meist Samt (7mal), schwarzem Samt (7mal), im einzelnen z. B. braunes Tuch mit schwarz taffetnem Kragen 1800, Beisp. M 20-1821, blaues Tuch mit Kragen von schwarzem Manchester 1833, schwarzes Tuch mit blauem Samtkragen 1839, rotbraunes Tuch mit schwarzem Samtkragen 1844. —

<sup>1)</sup> Dr. E. M. Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon (Wien 1905), S. 32.

<sup>2)</sup> Jakob, Wb., S. 40.

<sup>3)</sup> Briefe 1840, 10, S. 42.

<sup>4)</sup> Kluge-Götze, S. 193.

Die Knöpfe sind mit Seide übersponnen, mit gleichem Stoff überzogen, dann werden lichte Metallknöpfe und solche aus Bein erwähnt (Beisp. M 5). — In den Farbenzusammenstellungen von Rock, Hose und Weste zeigt sich mitunter bereits eine Vereinheitlichung, eine Vorstufe des späteren vollständigen Anzuges aus einer einzigen Stoffgattung, z. B. 1806 grautüchener Gehrock und gleiches Beinkleid, ebenso blau, dann diese blaue Zusammenstellung 1824 und 1825. in schwarz 1839, 1840 und 1846. Nur die Weste behält in der Regel ihre Sonderstellung, wird aber auch passend abgestimmt, wie 1808: rotbrauner Rock und Hose, braune, getupfte Weste.

Dem Gehrock sind wahrscheinlich auch die 2mal genannten Übröcke zu Pantalon und Gilet 1823 und zu Pantalon und Weste 1825 beizuzählen. — Der von einem 29j. Tuchmachergesellen 1846 getragene lichte „Codrington-Rock“ ist nach dem britischen Admiral Codrington (1770 bis 1851) benannt<sup>1)</sup>. — Ein „Rock“ ohne nähere Bezeichnung wird zwischen 1804 und 1846 19mal angeführt; da öfter „Gehrock“ und „Rock“ unmittelbar hintereinander vorkommen, muß wohl ein Unterschied bestanden haben; wahrscheinlich war der Rock ein Gehrock mit kurzen Schößen oder ein Jackett nach heutigem Begriff, d. i. ein Rock mit schwacher Taillenmarkierung und einer Länge, die etwa das Gesäß deckte. Material und Ausstattung sind dieselben wie beim Gehrock. — Vgl. Beisp. M 20, 21, 22.

### Der Frack.

Das Urbild der Frackmode ist der englische frock, ein Reiterrock<sup>2)</sup>. Zwischen engl. frock und hd. Rock besteht eine Wortverwandschaft. In den deutschen Sprachgebrauch wurde „Frack“ durch Goethes „Werther“ 1774 eingeführt<sup>3)</sup>. In Wien taucht er gegen Ende des 18. Jhs. als Neuheit auf: „D'Herrn haben ein spaßige Tracht . . . jetzt tragn s' sogar Eipeldauer-Röck . . . ; 's sind die Frack, die d'Engelender nach Wien bracht habn“, wird erklärend begefügt<sup>4)</sup>.

Das Kleidungsstück verdankt sein Entstehen zweifellos dem Wunsch nach Bewegungsfreiheit für die Beine. So konnten in der österreichisch-ungarischen Armee bis 1918 die vorderen Zipfel des Mantels eingeschlagen und in der Hüftgegend mit Hafteln festgehalten werden, wodurch ein frackähnliches Kleidungsstück entstand. In der Napoleonischen Zeit war der Frack ein reguläres Uniform-

<sup>1)</sup> Auch der Hans-Jörgl führt 1845 die „Kodringtons“ an (Briefe 1845, 21, S. 28).

<sup>2)</sup> Mautner-Geramb II, S. 29.

<sup>3)</sup> Kluge-Götze, Etymolog. Wb., S. 171.

<sup>4)</sup> Eipeldauer-Briefe 1794, 2, S. 30.

stück<sup>1)</sup>; erst nach 1848 wurde er bei der Mannschaft durch den Waffenrock ersetzt, blieb aber bei den Offizieren für Feierlichkeiten geringeren Grades in Schwarz vorgeschrieben<sup>2)</sup>. Auf den Einfluß der Armee geht auch der „steirische Frack“ als bäuerliches Trachtenstück der Erzherzog-Johann-Zeit zurück, wie bildliche Gegenüberstellungen deutlich machen<sup>3)</sup>. — Zu dem ursprünglichen Gedanken, den Beinen Bewegungsfreiheit zu verschaffen, mochte unter dem Einfluß der Empire-Mode auch ein erotisches Moment hinzutreten, besonders bei eng anliegenden Pantalons aus Trikotstoff; deshalb äußerte sich ein Fachmann in den 1870er Jahren über den Frack folgendermaßen: er sei „jenes defektöse Kleidungsstück, welches mit der europäischen Zivilisation bereits die Runde um die Welt gemacht habe, zum nicht geringen Ergötzen aller unzivilisierten Völker, die in ihrer Unwissenheit dem Fracke kaum eine andere Bedeutung beilegen, als dem ausgeschnittenen Festkleide der Damen“<sup>4)</sup>.

Während heutzutage der Frack ein Bestandteil der Gesellschaftskleidung und eine Art Uniform einzelner Berufe ist, war er von der Wende des 18. und 19. Jhs. angefangen ein allgemein übliches Kleidungsstück, das schließlich auch von ganz armen Leuten und „Strabanzern“ getragen wurde. So starb im April 1835 zwischen der Hernalser und Lerchenfelder Linie ein ungefähr 60jähriger Mann an Erschöpfung; „sein Äußeres war sehr abgerissen und verriet einen Bettler“, urteilte der Beschauer. Später stellte sich heraus, daß der Tote ein Webergeselle aus Perchtoldsdorf war. Er trug sogar zwei Fracks, einen licht- und einen dunkelblauen. — Bis etwa 1815 kommt der Frack in den Wiener Totenbeschreibungen nur vereinzelt vor, wird aber in den folgenden Jahrzehnten häufiger. Von 1800 bis 1847 kann er insgesamt 74mal nachgewiesen werden (19%). Als Material diente fast ausnahmslos (45mal erwähnt) Tuch: nur einmal wird ein „Sommerfrack von grünem Satin cloth“ angeführt, noch dazu im Jänner (1839). Mitunter kommt ein Samtkragen vor, so 1825 ein blaßgelber auf einem lichtgrauen, grobtuchenen Frack, oder 1836 ein schwarzer Wollsamtkragen auf einem grünen Tuchfrack. — Die häufigste Farbe ist blau (31mal), dann schwarz (16mal), grau (11mal), grün (8mal) und braun (7mal). — Die Knöpfe sind aus gelbem Metall (wohl Messing), auch mit Stoff überzogen oder aus Bein gepreßt. — Vgl. die Beispiele M 11, 13, 19, 24.

<sup>1)</sup> Jakob Falke, Wechselwirkungen zwischen der Kriegstracht u. Mode. — In: Österr. Militär. Ztschr. II, 4. Bd. (1861). S. 189—218.

<sup>2)</sup> Moriz v. Angeli, Wien nach 1848 (Wien-Leipzig 1905), S. 63.

<sup>3)</sup> Mautner-Geramb II, S. 311, Abb. 184.

<sup>4)</sup> Dr. C. Langer, Leibesform u. Gewandung (in: Lehrbuch f. Kleidermacher, Wien 1878), S. 120.

## Der Halbfrack.

Der Halbfrack kann als ein Mittelding zwischen dem Spenzer und dem Frack angesehen werden. Er kommt in den Wiener Beschreibungen verhältnismäßig selten vor: insgesamt 7mal (= 1,7%) und wird hier durchwegs von Männern mittleren Alters zu Pantalons getragen. Eine Zeichnung von Moritz v. Schwind aus dem Jahre 1824 zeigt Frack und Halbfrack unmittelbar nebeneinander<sup>1)</sup>. Die Schöße des Halbfracks sind ungefähr halb so lang wie die des Fracks; dort, wo sie angesetzt sind, befinden sich zwei Außentaschen ohne Patten — vollkommen entsprechend dem „steirischen Frackerl“ eines Bauernburschen vom Jahre 1850<sup>2)</sup>.

In Wien lauten die einzelnen Beschreibungen folgendermaßen: VIII 1826 (38 J.), blaues Tuch, schwarzer Samtkragen, Metallknöpfe. — XI 1826 (bei 30 J.), dunkelblaues Tuch mit Knöpfen aus gelbem Metall. — IX 1827 (bei 50 J.), dunkelgrauer Halbfrack. — IX 1828 (bei 30 J.), Halbfrack aus grünem Tuch. — IV 1829 = M 25 (über 30 J.), mittelfeines Tuch mit gleichen Knöpfen, aschgrauem Unterfutter und Seitentaschen. — X. 1833 (bei 40 J.), mittelfeines Tuch mit gelben Knöpfen und Leinenfutter. — Auffallend ist die zeitliche Begrenzung von 1826 bis 1833!

Abb. 4

Mitte aus dem Titelbild der „Sammlung Original Österreichischer Ländler für das Piano-Forte“. — Wien (1824), bei Sauer und Leidesdorf. Stich von Moritz v. Schwind (signiert MS). Links: Mann mit Halbfrack, die rückwärts eingeschnittenen Taschen ohne Klappenhals, und Pantalons; auf dem Kopf einen Zylinder. Rechts: Mann mit Frack, übereinander geknöpfte Weste mit 2 Reihen Knöpfen, etwas kurze Pantalons mit Klappe. Mädchen in einfachster Kleidung mit Kopftuch.



<sup>1)</sup> Titelblatt der „Sammlung Original Österreichischer Ländler für das Piano-Forte“ (Wien 1824, bei Sauer u. Leidesdorf).

<sup>2)</sup> Mautner-Geramb II, Abb. 186.

## Überkleider.

### Der Kaput.

„Der Kaput, langer Überrock, Soldatenmantel“, wird als ein aus Wien stammender Ausdruck in der letzten Ausgabe des „Sprach-Brockhaus“ 1944 angeführt. Schmeller kennt im „Bayerischen Wörterbuch“ das Wort überhaupt nicht — es war im westlichen Teil des bairisch-österreichischen Sprachgebietes offenbar nicht gebräuchlich. — Der Ausdruck kommt aus dem mittellat. *caputium*, Mönchskappe, aus dem ital. *capuccio*, Mantelhaube wurde; 1510 ist Kapuze als junges Modewort in Süddeutschland nachweisbar<sup>1)</sup>). Ein Norddeutscher erklärt um 1776: „Caput, ein Rock mit einer Kappe. Dergleichen grobe Capute tragen die Seeleute über ihrer gewöhnlichen Kleidung. Im gemeinen Leben ist es gleichfalls ein schlechter Oberrock mit einer Kappe, den man im Regen, auf Reisen u. s. f. trägt, ein Caput-Rock“<sup>2)</sup>). Ähnlich lautet die Erklärung eines Österreichers vom Beginn des 19. Jhs.: „der Caput, ein Rock mit einer Kappe (Kapuze), ja auch wohl jeder Überrock, ital. *capotto*, französ. *capot*“<sup>3)</sup>). — Die Erwähnungen in Wiener Quellen vom Ende des 18. Jhd. an lassen erkennen, daß der Kaput von Angehörigen der verschiedensten Schichten getragen wurde. Etwa: ein „gnädiger Herr“, der öfters in einem schlechten Kaputrock ausgeht, kommt nachts heim und wird unter dem Haustor für seinen Kutscher gehalten, der gestohlenen Hafer bringen soll<sup>4)</sup>). Dann kommt 1804 die Mode auf, „den langhaarigen Zeug, den wir ehender zu den Kotzen und Pferdedecken gnommen habn“, zu Kaputröcken für elegante Herren zu verarbeiten<sup>5)</sup>). — Anfangs der 1830er Jahre wird ein Endpunkt der Entwicklung erreicht: wenn der Kaiser Franz auf der Bastei oder dem Glacis spazieren geht, so bemerkt man ihn oft gar nicht, denn „er trägt bloß an einfachn Kaput . . .“<sup>6)</sup>). — Die Wiener Castelli<sup>7)</sup> und Loritza<sup>8)</sup> verzeichnen 1847 unter „Kaput“ einfach einen Überrock. Nach 1848 war der Kaput noch in der österreichischen Armee in Gebrauch, für Offiziere im gewöhnlichen Dienst und im persönlichen Verkehr<sup>9)</sup>). Am Anfang des Jahrhunderts ist er nur rückwärts in die Taille geschnitten und hat glatte Vorderbahnen

<sup>1)</sup> Kluge-Götze, Etymolog. Wb., S. 284.

<sup>2)</sup> Krünitz, Encyclopädie, Bd. VII (Berlin 1776), S. 643 f.

<sup>3)</sup> Höfer I (1815), S. 135.

<sup>4)</sup> Eipeldauer-Briefe 1804, 31, S. 32.

<sup>5)</sup> Desgl. 1804, 24, S. 44. — *Kapotas* aus Ziegenhaaren werden von den Griechen 1823 getragen (Wr. Ztschr. f. Kunst, Lit., Theater u. Mode 1840, S. 636.

<sup>6)</sup> Hans-Jörgel-Briefe 1832, 2, S. 23.

<sup>7)</sup> Castelli, Wb., S. 179.

<sup>8)</sup> Loritza, Idiot., S. 32.

<sup>9)</sup> Angeli, Wien nach 1848, S. 63.

in einem Stück<sup>1)</sup>, später wird er wie ein Gehrock ganz in die Taille geschnitten, mit rundum angesetzten Schößen<sup>2)</sup>.

In der Steiermark erscheint der Kaput erst nach 1850 in der Volkstracht und heißt z. B. in der Admonter Gegend „Kaputerrock“; es ist ein Langrock mit Mittentaille<sup>3)</sup>. In Kärnten ist der Kaput ein langer Rock, der Herrenrock, im Gegensatz zur Bauernjacke<sup>4)</sup>.

In den T. P. lautet die Benennung „Kaput“ und „Kaputrock“, neben gelegentlichen Schreibweisen Capot, Caput und Capotrock. Das Kleidungsstück ist ein Überrock; mitunter wird über ihm ein Mantel getragen, dann wieder unter ihm ein Spenser (Beisp. M 12) oder ein Frack (Beisp. M 19); er wechselt also in vereinzelt Fällen die Rolle. Von 1806 bis 1846 kommt er 41mal vor, von den 30er Jahren an abnehmend. Er ist fast immer aus Tuch, nur einmal, 1840 bei einem „bürgerlichen Nürnberger-Warenhändler“ aus Wien, wird „brauner steyrischer Loden“ erwähnt. Von den Farben überwiegt weitaus braun (14mal), vgl. den Anklang: Kaput-Kapuziner! dann folgen grün (9mal), grau (8mal), blau (5mal) und drap (3mal); schwarz kommt bemerkenswerterweise überhaupt nicht vor. — Was die Machart betrifft, so wird 1846 bei einem jungen Mann, 25 bis 26 Jahre alt, ein kurzer Kaput erwähnt<sup>5)</sup>, 1829 ein „bis über die Brust herabreichender Sammetkragen“. Neben weißmetallenen Knöpfen kommen auch solche mit Stoffüberzug vor. — Der Kaput wird von Männern aller Lebensalter getragen (Beisp. M 6, 12, 19); auch ein zwölfjähriger Knabe war mit einem solchen bekleidet (Beisp. M 15).

#### Der Mantel, der kurze Pelz.

Bei 33 Männern wurde, hauptsächlich in der schlechten Jahreszeit, ein Überkleid in Gestalt eines Mantels, Pelzröckels u. dgl. gefunden. — Ein Mantel kommt 24mal vor in den Farben grau (13mal), braun (7mal) und blau (4mal). Als Material wird 16mal ausschließlich Tuch genannt. Mitunter weist der Mantel einen Kragen auf, der die Schulter deckt, so 1806 bei einem ca. 70j.: „bräunlicher Mantel mit schwarzem Kragen“, 1821 bei einem 32j.: „franzblauer Mantel mit großem Kragen“, 1826 bei einem 56j. ein „alter zerrissener brauntüchener Mantel mit einem großen Kragen“, 1844 bei einem 30 bis 35j. ein „grauer Tuchmantel mit kurzem Kragen, mit

<sup>1)</sup> Karl Köhler. Die Entwicklung der Tracht in Deutschland (Nürnberg 1877), Tafel LX, 1.

<sup>2)</sup> Joseph Ritzenthaler, Gründl. Darstellung des Männer-Kleider-Zuschnittes (Wien 1830).

<sup>3)</sup> Mautner-Geramb II, S. 60.

<sup>4)</sup> Lexer, Kärnt. Wb., Sp. 154.

<sup>5)</sup> Während 1838 angemerkt wurde: „Die langen Kaputröck mit die großen Knöpf kummen hiezt a wieder auf.“ — Hans-Jörgel-Briefe 1838. I, 1, S. 22.

Leinwand gefüttert und einer Bronzeschließe versehen“. — VI 1842 trägt ein ca. 40j. einen dunkelfärbigen Tüffelrock über dem Frack; der Tüffel, auch Düffel und Diffel, war ein dem Fries ähnliches tuchartiges Wollgewebe, das in den 1840er-Jahren für Überrocke sehr beliebt war<sup>1)</sup>. Der Hans-Jörgel erzählt 1841: „bin i im Juni und Juli mit Tüffl und Büffl, Überrock und Mantl gangen...“<sup>2)</sup>. Der Mantel besteht aus glatten Stoffbahnen mit oder ohne Tailenmarkierung.

Die Kriegszeiten bis 1815 machen sich bemerkbar in den mehrmaligen Vorkommen von Kommißmänteln bei Ausgedienten oder alten Männern, so 1804 bei einem ca. 60j. (Beisp. M 3), 1810 bei einem ca. 60j. ein „zerrissener Soldatenmantel“, 1813 bei einem 60j. ein Kommißmantel, und bei einem ca. 30j. ein „Soldatenmantel ohne Litzen“, 1815 bei einem 70j. ein alter Militärmantel und schließlich 1811 bei einem ca. 40j. ein Husarenpelz. — Kurze Pelzrocke finden sich 3mal vor: 1807 bei einem ca. 70j. ein Pelzjankerl, 1823 trägt ein ca. 60j. einen schwarzgrauen kurzen Pelz und 1832 ein etwa 30j. eine Pelzjacke mit grünen Schnüren und ledernen Knöpfen. — 1809 findet sich bei einem ca. 50j. ein schwarzer Schafpelz neben dem Tuchmantel. — Vgl. die Beisp. M 9 und 18.

### Sonstiges.

#### Das Vortuch.

Das Vortuch (Beisp. M 27, 33) kommt über den ganzen Zeitraum verteilt 25mal vor. Es ist blau (15mal) oder weiß (6mal) (Beisp. M 10), meist aus Leinen (10mal) oder Zwilch (1mal). Eine Schürze wird 9mal beschrieben oder genannt: 1809 „weißes Vortuch mit einem Brustlatze“, 1831 bei einem Viktualienhändler von der Josefstadt „Vortuch von blauer Leinwand mit einem Latze“, 1836 „grob-leinene Schürze mit einem Brustlatze“ (Beisp. M 29), 1845 „sehr grobes leinenes Vortuch mit Bandeln und einem Brustlatz“ (Beisp. M 34), zwischendurch auch einfach als „Schürze“. Eine lederne geflickte Schürze kommt 1847 vor. Die Träger von Vortuch und Schürze sind fast durchwegs Männer im besten Alter, zwei Drittel um 40 Jahre alt, nur einmal ein Lehrling (Beisp. M 33).

#### Der Zwilchkittel.

Zwischen 1806 und 1840 wird achtmal ein Zwilchkittel erwähnt. Mit ihm bekleidet sind entweder berufsmäßige Träger

<sup>1)</sup> „Der beliebteste Stoff zu den Paletots ist noch immer der Tiffel“. Ztschr. Ost u. West (Prag) 1840, S. 24 („Beitrag zur Tagesgeschichte männlicher Toilette aus Wien“).

<sup>2)</sup> Briefe 1841, 11, S. 22.

oder ausgesiente Soldaten, denn auch in der österreichischen Armee war in der heißen Jahreszeit ein Zwilchkittel in Gebrauch. Die mit ihm bekleideten Toten finden sich auch mit einer Ausnahme nur in der guten Jahreszeit, so im April 1827 ein etwa 60jähriger mit einem Militär-Zwilchkittel über einer Tuchweste, im Mai 1806 ein Mann bei 50 Jahren, „dem Ansehen nach ein Träger“ mit einem zwilchenen Kittel über einer Tuchjacke, ebenso im Juni 1812 und August 1816 etwa 40jährige (Beisp. M 17). Nur im November 1835 wird ein armer Mann bei 45 Jahren mit einem weißen, zerrissenen Zwilchkittel über einer Weste, darüber einen drapfarbenen, geflickten und zerrissenen grobwoollenen Kittel in Form eines Kommißmantels gefunden. (Vgl. Beisp. M 27).

### Fußbekleidung.

Nachrichten über die Fußbekleidung liegen in großer Zahl und Verschiedenartigkeit vor. Bis auf einen ganz geringen Bruchteil — 2mal werden Stoffschuhe, bzw. Patschen genannt — handelt es sich um Schuhe und Stiefel aus Leder, die in zwei Gruppen geteilt werden können: die einen sind schließbar mit Schnallen, Bändern oder Riemen und reichen vom Niederschuh bis zum schnürbaren Halbstiefel, die anderen sind schließbar und reichen vom Halbstiefel bis zum Aufzugstiefel, wobei die Schnürstiefel den Übergang bilden.

Niedere Schuhe mit Schnallen, später mit Bändern, wurden zu den Kniehosen getragen, so 1806 bei einem alten Mann, vermutlich Invaliden (Beisp. M 3); 1808 hatte ein Ertrunkener vom Lande Schuhe mit tombakenen Schnallen zu einer Kniehose aus Leder und blauen Strümpfen; ähnlich ein ebenfalls bauernmäßig gekleideter 1815 (Beisp. M 14). 1816 trägt ein alter Bettler Schuhe mit Bandeln zu Kniehosen, ebenso ein 72j. Pfründner. Schnallenschuhe kommen insgesamt 10mal vor, Bandelschuhe von 1813 an 7mal. — Auch Kommißschuhe werden zu Kniehosen getragen, wie 1806 von einem ca. 60j., 1809 von einem ca. 50j. Sie werden 4mal erwähnt (Beisp. M 10), später auch zu Pantalons getragen, wie 1814. — Die verwandten Bundschuhe werden z. B. 1808 von einem Schiffsknecht, 1809 von einem bauernmäßig gekleideten 50er zu Kniehosen getragen; sie erscheinen insgesamt 15mal (Beisp. M 7, 29). — Schuhe — ohne nähere Hinweise — werden 27mal erwähnt, die erst 1828 auftretenden Schnürschuhe nur 4mal. Wahrscheinlich stehen hier drei Namen für eine Sache.

In der schlechten Jahreszeit werden zu Schuhen auch Gamaschen getragen, so IV 1810 und II 1817 schwarz Tuchene zu Bundschuhen, III 1815 aus hechtgrauem Tuch zu Bandelschuhen, VI 1829 aus grauem Zeug zu Schuhen und Pantalons, III 1836 gibt es Niederschuhe mit angenähten schwarz tüchernen Gamaschen zum Schnüren.

Schwarz Tuchene, mit Leder besetzte Schnürschuhe werden 1839 von einem ca. 60j. zu Pantalons getragen, „Batschen von Tuchenden“<sup>1)</sup> trägt 1817 ein ebenfalls ca. 60j. (Beisp. M 18).

Die Schnürstiefel bilden den Übergang zu den eigentlichen Stiefeln; sie werden von 1813 an 5mal erwähnt (Beisp. M 27). Bezeichnend für diese Gruppe dürften die „Halbstiefel mit Schnürriemen“ 1835 sein.

Stiefel ohne nähere Kennzeichnung werden 108mal angeführt (Beisp. M 15, 16). Dann folgen der Häufigkeit nach die Halbstiefel (66mal), 1816 zuerst erwähnt, die etwa bis zu den halben Waden reichten (Beisp. M 25, 32), ebenso die kurzen Stiefel, zuerst 1806 genannt (13mal) und vermutlich mit den vorher angeführten wesensgleich<sup>2)</sup>, Beisp. M 8, 20. — Dann gibt es lange Stiefel (18mal) von 1808 an vorkommend (Beisp. M 31), und hohe Stiefel (8mal) von 1806 an (Beisp. M 4, 28), die vielleicht dasselbe sind, nämlich Schaftstiefel, die bis unter das Knie reichen. — Aufzugstiefel kommen nur 3mal vor; ihre weichen Schäfte konnten über das Knie gezogen werden und bedeckten noch ein Stück des Oberschenkels. Sie wurden von Schiffsknechten und Fuhrleuten getragen, wie das Beispiel zweier Ertrunkener von 1825 zeigt (Beisp. M 23, 26). — Verwandt mit diesen waren die Kappentiefel (Stulpentiefel), bei denen zuerst das oberste Stück des Schaftes nach außen umgestülpt, später als bloßes Zierstück am obersten Rand des Schaftes angenäht wurde (Beisp. M 2, 5, 12); daher kommen auch „Stiefel ohne Kappe“ vor, wo sie etwa abgerissen oder abgeschnitten worden waren (Beisp. M 6). Kappentiefel erscheinen von 1804 bis 1816 8mal, mehrfach auch zu Pantalons, Frack, Gehrock und Kaput und zeigen eher städtischen Charakter<sup>3)</sup>. — „Runde“ Stiefel finden sich 5mal von 1808 bis 1811.

Als besondere Stiefelform werden Zischmen (Czismen) von 1800 an insgesamt 30mal erwähnt (Beisp. M 9, 19, 24), darunter ausdrücklich „mit Quasten“ 6mal (Beisp. M 22) und 6mal als „Stiefeln mit Quasteln“. Es sind Röhrenstiefel, die nicht ganz bis unter das Knie reichen, an der Vorderseite herzförmig ausgeschnitten sind, am Berührungspunkt der Voluten eine Rosette und an ihr befestigt eine Quaste tragen. — „Ein Paar Zisma oder türkische Schuh mit Sporen“ erscheinen 1637 im Inventar des Hauptzeughauses zu München, vermutlich aus früherer türkischer Kriegsbeute herrüh-

<sup>1)</sup> Mautner-Geramb II, S. 349. — Tschech. bačkora = geflochtener Winterschuh.

<sup>2)</sup> Desgl. II, S. 358.

<sup>3)</sup> Desgl. II, S. 356.

rend<sup>1)</sup>. In Ungarn galten die Czismen als nationale Fußbekleidung<sup>2)</sup>, wurden aber nicht nur von Magyaren, sondern auch von Kroaten<sup>3)</sup> und Slowaken getragen, bei diesen mit besonders langen, farbigen Quasten<sup>4)</sup>. In Steiermark fanden sie bereits im 18. Jh. Eingang. In Wien sind ihre Träger nicht nur vorübergehend anwesende Magyaren und Slawen, sondern auch Einheimische, wie u. a. das Bild einer Vorstadtschenke um 1805 zeigt, wo der Wirt Zischmen trägt<sup>5)</sup> und ein Bild von 1847, wo der Richter von Speising Stiefel mit Quasteln aufweist<sup>6)</sup>. — Stiefel mit Quasten und mit Zischmenschnitt werden anfangs des Jhs. auch in Paris getragen<sup>7)</sup> als Teil einer Art Husarenmode, zu der mitunter auch schnurverzierte Hosen gehören. — Eine slawische Eigentümlichkeit scheinen Stiefel aus rotem Juchten zu sein: 1840 trug solche ein Mann, der zwischen seiner tschechischen Heimat und Wien als Maurergeselle und Hausierer mit Bettferdern pendelte (Beisp. M 30); 1830 trug ein 20j. Holzwächter von der Spittlaue lange rote Juchtenstiefel und ebenso ein Mann 1843.

Das Material der Schuhe und Stiefel ist überwiegend Kalbleder, bei Stiefeln und Halbstiefeln auch Juchten. Kuhleder wird von 1836 an 4mal genannt, vielleicht von einem besonders sachverständigen Beschauer, wie auch die auf drei Jahre beschränkte Verzeichnung der Stiefel von Corduan vermuten läßt: „Stiefel von Corduan“ (Ziegenleder) werden 1830, dann von „Corduan mit Rosen“ bei einem 22j. Tagelöhner von Lichtenthal, 1831 „kurze Corduanstiefel“ und solche 1832 zuletzt genannt.

Der Zustand der Schuhe und Stiefel wird oft bezeichnet mit: alt, zerrissen, vorgeschuht, mit Eisen, mit Nägeln beschlagen.

Strümpfe finden sich insgesamt 56mal vor; von Farben werden genannt: weiß (21mal), blau (9mal), grau (3mal), schwarz (2mal). Das Material ist Wolle, Zwirn und Baumwolle. — Dann werden je 1mal Stutzen 1813 und Strumpfschäfte 1822 angeführt. — Die Socken treten zusammen mit den langen Hosen auf, insgesamt 34mal, Fußsetzen, besonders in Stiefeln getragen, 7mal

<sup>1)</sup> Ztschr. f. histor. Waffenkde. V, S. 253.

<sup>2)</sup> Holzschnitt „Ungarischer Nationaltanz auf der Brigittenau“, von 5 Männern vorgeführt (Ill. Ztg. Leipzig 1845, 4. X.). — In Wien gab es in den 1840er-Jahren offiziell zwei Czismenmacher, Anton u. Johann Herdy; dieser mit dem Titel „k. k. ungarischer Hof-Czismenmachermeister“.

<sup>3)</sup> Mautner-Geram b I. 456 u. II. 355.

<sup>4)</sup> Die Volkstrachten in Mähren vor 100 Jahren (Prag 1938), Nr. 6. 9. 18. — Bll. f. Kostümkunde NF I (1876/78), S. 30: Slovake a. d. Preßburger Comitatz.

<sup>5)</sup> Wr. Städt. Smlgen, I. Nr. 47.995.

<sup>6)</sup> Hans-Jörgel-Briefe 1847, 7.

<sup>7)</sup> La Mésangère, Le Bon Genre, Tafel 1, 2. 3. 7 (= 1801. 40. 46, 48; 49 (= 1811).

-- „Fußlappen“ waren in der Armee Österreich-Ungarns bis 1918 üblich (Beisp. M 27).

### Kopfbedeckungen.

Bei den vorgefundenen Kopfbedeckungen machen die Hüte aus Filz und Seide fast drei Viertel, die Kappen ein Fünftel der Gesamtzahl aus; Mützen kommen nur vereinzelt vor.

Hüte aus Filz kommen 55mal vor. Bei alten Männern finden sich noch Formen aus früherer Zeit, so 1806 ein „gestolpter“ Hut (Beisp. M 3), d. i. mit aufgestülpten Krempe, 1808 bei einem über 50j. ein dreieckiger Hut. Dann wird 1813 bei einem

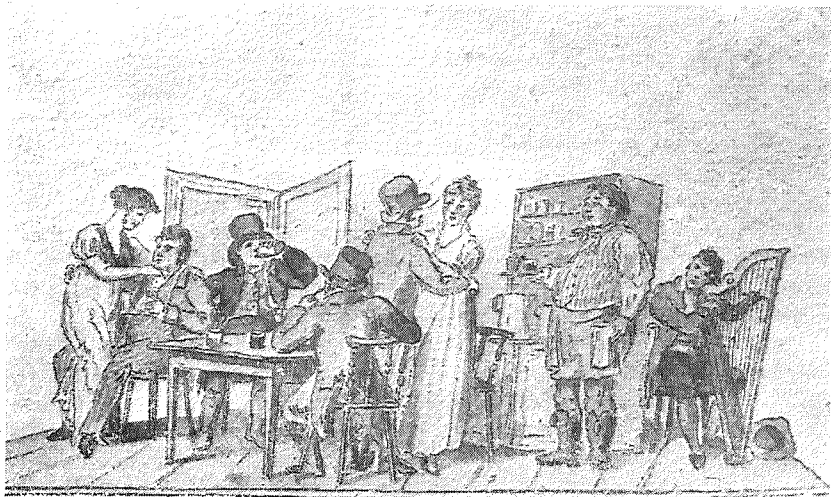


Abb. 5

Wirtshausszene, Wiener Vorstadt um 1805. Lavierte Federzeichnung. Wr. Städt. Sigen., J. Nr. 47.995. Wirt mit gestreifter Weste, Fürtuch und Zischmen. Harfenspieler mit Kniehose und Niederschuhen, Mädchen mit hoher Taille, ganz einfach gekleidet, Männer mit Quäkerhüten, der ganz links Sitzende mit Pantalons, sein Nachbar mit Zischmen.

ca. 60j. ein „runder Kastorhut“, 1824 bei einem ca. 20j. ein „neuer Kastorhut“ gefunden, ein niedriger Zylinder<sup>1)</sup>. — Ein „runder“ Hut wird 35mal erwähnt (Beisp. M 2, 9, 15, 16), ein „runder Bauernhut“ 1815 (Beisp. M 14), ein „hoher Filzhut“ 1829 bei einem ca. 36j. (vgl. auch Abb. 5). Von Farben wird nur schwarz 13mal genannt.

<sup>1)</sup> Ende des Jahres 1848 merkt der Hans-Jörgel an: „Weiß der Schwager, wie die alten Hüt heißen? — Die Angströhrn, weil s' die Kalabreser in Ängsten wegg'worfen und dafür die verachteten Cilinder herausg'sucht habn . . .“ (Briefe 1848, 35, S. 17).

Ein Seidenhut kommt zwischen 1826 und 1843 7mal vor, 3mal von schwarzer Farbe, 4mal mit dem Beisatz „alt“, „abgebraucht“, und nur 2mal bei ca. 50j. Männern, sonst bei jüngeren 18 bis 35j., die Gehrock oder Frack zu Pantalons tragen.

Eine Kappe wird 20mal angeführt, vorwiegend aus Tuch (11mal), selten aus Zwilch oder Leder (je 1mal) gefertigt. Die Farben sind: grün (4mal), grau (4mal), blau (3mal), schwarz (3mal), rot und braun (je 1mal). Schirme werden 10mal erwähnt, Beisp. M 32, 33. — Im Einzelnen: I 1811 ca. 40j. mit schwarzlederner Kappe, VIII 1832 ca. 45j. dunkelgrün tüchene Kappe mit lackiertem Schirm und Sturmband, V 1844 ca. 18j. schwarz-tüchene Schirmkappe mit seidenen Quasten.

Eine Mütze kommt insgesamt 3mal im letzten Jahrzehnt vor: XII 1840 bei einem ca. 60j. eine grautüchene, mit braunem Pelz ausgeschlagene Mütze, III 1844 bei einem ca. 30 bis 35j. eine schwarz-tüchene mit Pelz verbräunte Mütze ohne Schirm, II 1845 bei einem ca. 19j. eine runde schwarze Haube ohne Schirm<sup>1)</sup>. Die Kappe wurde gegen die Jahrhundertmitte eine wenig angesehene Kopfbedeckung, wie die in den 40er-Jahren auftauchende Bezeichnung „Kappelbua“<sup>2)</sup> erkennen läßt. „Viele werdn eigentlich gar nit wis-



Abb. 6

Schirmkappen um 1840, entnommen Bildern vom „Hans-Jörgel“. 1. Getragen von einem Kaufmannsgehilfen bei der Arbeit (1840, 5). 2. Getragen von einem Hausmeister; mit Ohrenklappen (1840, 7). 3. Getragen von einem Handwerker (1841, 10). 4. Getragen von einem Mann im Wirtskeller; mit einem „Wuck“ (1840, 12). 5. „Russische Kappe“ (1838).

sen, was dös sein, Kapplbubn, und da muß i z'erst sagn, daß s'den Namen von den g'wissen Kappln habn, dös' tragn, wo der Schirm

<sup>1)</sup> Ziska-Schottky, Österr. Volkslieder (Pesth 1819), S. 279: „Das Volk kennt keine Mütze, alles ist Haube . . .“. — „Jedem Lappen g'fällt sein Kappen und mir meine Haubn, wie d' Wiener sagn“, merkt der Hans-Jörgel an (Briefe 1838, 2, 2, S. 55); das Motto einer Fasnachtspredigt, die am kaiserlichen Hof zu Wien bei einer Bauernhochzeit etwa 1735 gehalten wurde, lautet: „Weil jeden nur das Seine freut, so heißt es: Jedem Lappen, sie sei schwarz, weiß, eng oder weit, g'fällt doch sein eigene Kappen“ (Wr. St. B. 39,545-A); „Was gehds mi an, an'n jed'n Lapp'n g'fällt sein Kapp'n“ (Eipeldauer-Briefe 1817, 10, S. 72).

<sup>2)</sup> Loritz, Idiot., S. 71; Schranka, Dialekt-Lex., S. 88; Pötzl vermerkt: „K., liederlicher Bursch, Träger der sogen. Golatschenhaube“ (Wiener von Heute, Wien 1892, S. 227).

so g'wiß recht keck in d' Höh steht. An einer Seitn habn s' eine große Wuckl, um den Hals ein Kropftüchl, am liebsten rot, eine hohe Debreziner-Pfeifen mit ein'm kurzen Röhr, ein Jankerl und ein blau's Fürtuch. Ihre Beschäftigung is 's Faullenzen und was dös Alles mit sich bringt...<sup>1)</sup>.

### Haar- und Barttracht der Männer.

Der Zopf und das gepuderte Haar sind anfangs des 19. Jahrhunderts nur mehr ganz vereinzelt bei konservativen Männern anzutreffen, so 1808 bei einem über Fünfzigjährigen (Beisp. M 8) und einem über Dreißigjährigen. Nur bei einem, der Kleidung nach „besseren“ Herrn von ca. 40 Jahren findet sich noch 1814 gepudertes Haar. — Sonst werden die Haare beschrieben als „abgeschnitten“ von 1805 bis 1813, „geschnitten“, „gemein geschnitten“ 1807, „modern geschnitten“ 1807, 1808, M 6 und noch 1813. Dann heißt es einfach: „kurz geschnitten“ — „lang geschnitten“. Der „Eipeldauer“ macht sich allerdings noch 1807 über den „Kakaduschopf“, die neue Frisur mancher Männer, lustig. — In der österreichischen Armee war der Zopf mit kaiserlichem Handbillet vom 30. Juni 1805 — mit Ausnahme der Husaren — abgeschafft worden.

Ein Schnurrbart wird in den 383 Totenbeschreibungen nur zehnmal angeführt. Bei diesen Männern handelt es sich vorwiegend um Soldaten, Ausgediente oder Ungarn. So trug 1811 ein Toter halb zivile, halb militärische Kleidung: ungarische Hosen, mit schwarzgelben Schnüren äusenäht, lichtblaues Husarenpelz, Zischmen mit Sporen. Im gleichen Jahr wurde aus der Donau ein Schnurrbartträger mit Zischmen geborgen. 1814 fanden sich zwei Männer, ein ca. 30jähriger und ein ca. 60jähriger, vermutlich ein Bettler, vielleicht ein Veteran. 1827 läßt ein alter Mann im Militär-Zwilchkittel auf den ehemaligen Soldaten schließen. 1831 wird bei einem Gemeinen von Baron Gollmer Infanterie, der sich im Prater erhängte, ein Knebelbart erwähnt. 1837 trägt ein etwa 40 Jahre alter Ertrunkener einen gegen den Mundwinkel hin verlaufenden Backenbart und auf der Oberlippe einen roten Schnurrbart. Ein 1840 im Donaukanal Ertrunkener, später als Nürnbergerwaren-Händler festgestellt, trug „einen braunen, zum Teil grauen Schnurrbart“. In den Jahren 1841 und 1844 findet sich noch je ein 77j. und ca. 30j. Schnurrbartträger.

Weitaus überwiegt der Backenbart in verschiedener Form, z. B.: 1822 „langer, schmaler B.“, 1828 „bis zwei Zoll gegen das Kinn reichender B.“, 1829 „bis in die Mitte der Wangen reichender B.“, 1830 „langer B., der bis gegen die Mundwinkel reicht“, 1832

<sup>1)</sup> Hans-Jörgel-Briefe 1843, 12, S. 27.

„bis unter den Unterkiefer reichender B.“, 1833 „bogenförmiger B.“, 1836 „bogenförmig nach den Mundwinkeln hinziehend“ (M 30).

Ein **Kinnbart** kommt erst um 1840 auf, wird aber auch als Standesmerkmal betrachtet: 1839 wird ein Toter aufgefunden, der „unter dem Kinn einen bei drei Linien langen graulichen Bart“ hat; der Beschauer setzt hinzu: „dürfte ein verarmter Frauenschneider gewesen sein“. Dann werden erwähnt: 1843 „ein unter dem Kinn zusammenfließender etwa einen halben Zoll langer Bart“ (M 31), 1844 „Backenbart, am Hals zusammenlaufend“, 1845 „ein am Halse zusammenfließender brauner Backenbart“, 1845 Beisp. M 34; 1846 trägt ein gewesener Gelbgießergehilfe, 45 Jahre alt, einen „unten am Halse zusammenlaufenden Backenbart“. — M. v. Angeli äußert sich über die Barttracht und ihren Wandel so: „Vor 1848 waren (in Wien) Schnurrbärte eine Seltenheit in der Zivilbevölkerung; Vollbärte aber sowie langwallendes Haupthaar konnte man sich nur in Verbindung mit einem Schlapphute denken, und dann war der Träger solcher Abnormitäten nolens volens ein Künstler . . . In jenen ruhigen Zeiten ging jeder glattrasiert seinen Geschäften nach und es galt als Unreinheit, sich gegen diesen Usus zu versündigen; nur dem Backenbarte war ein vielfach beschränktes, bescheidenes Dasein gewährt. Das Haupthaar war fast militärisch kurz gehalten . . .“<sup>1)</sup>. Nach den Märztagen 1848 wurden Vollbärte und Langhaar Mode, um im Oktober wieder rasch zu verschwinden, gelegentlich mit polizeilicher Assistenz. Bei der Armee war die Barttracht reglementiert: „Seit Einführung der Zöpfe und des Haarputters duldete man unter den Offizieren, mit Ausnahme der Husaren, nur glattrasierte Gesichter, der Schnurrbart dagegen war bei der Mannschaft obligat. Erst später, als Erzherzog Karl diese sonderbaren Attribute eines Kriegers aus der Armee verbannte, wurde allgemein, auch den Offizieren, ein Backenbart gestattet, der sich aber in südlicher Richtung nicht über eine fiktive Grenzlinie ausdehnen durfte, welche man sich vom Ohrläppchen bis zum Mundwinkel gezogen dachte . . .“<sup>2)</sup>. — Der Ausdruck „**Vollbart**“ kommt in den Totenbeschreibungen bis 1848 überhaupt nicht vor.

### Beiwerk.

Das **Halstuch** ist ein wesentlicher Bestandteil der Männertracht dieser Zeit; es wird 316mal erwähnt (=81%). Gelegentlich findet sich auch statt dessen eine Halsbinde aus schwarzem Taft oder Samt (7mal), eine Cravatte (4mal) Beisp. M 24 — wobei nicht auf den Zusammenhang mit „Croate“ vergessen werden darf; oder einmal ein „Männerschal“. — Die übliche Form des Halstuches ist

<sup>1)</sup> Angeli, Wien nach 1848, S. 31 f.

<sup>2)</sup> Angeli, a. a. O., S. 67. — Vgl. den Aufsatz „Bärte“ von Dr. Gustav Kleinert, Heimgarten XXII, 1898, S. 520—526.

wohl viereckig, doch kommt auch eine dreieckige vor (14mal), Beisp. M 22 und 34. — Das Material ist Seide (38mal), Beisp. M 4 und 8; Perkal (18mal), Beisp. M 22; Baumwolle (14mal), Beisp. M 23, 33, 34; Wolle (13mal), Leinen (9mal), Beisp. M 13. — Von Farben ist am häufigsten schwarz (47mal), Beisp. M 5, 8 usw., weiß (35mal), Beisp. M 6, 18, 20, und rot (16mal), Beisp. M 15, 26; dann braun, grün u. a. Neben solchen einfarbigen Tüchern gibt es gestreifte, Beisp. M 4, 23, 27; getupfte, M 17; geblumte, M 10, 16, 32, und quadrillierte, M 25, 34, in zwei bis drei Farben. — Mitunter wird über einem weißen Unter-Halstuch ein zweites farbiges getragen, Beisp. M 19.

**H a n d s c h u h e** der verschiedensten Art kommen 15mal vor: III 1827 (bei 28 J.) Waschleder; III 1844 (30 bis 35 J.) Hirschleder; IV 1840 (bei 70 J. Glacee; VII 1825 (30 bis 40 J.) grünes Leder; IV 1826 (56j. Modelstecher) grün mit Pelz gefüttert; IV 1812 (bei 60 J.) schwarzlederne Pelzhandschuhe; I 1839 (bei 60 J.) wollene Fäustlinge. — Vgl. Beisp. M 21 und 31.

**E i n R e g e n s c h i r m** wird nur zweimal angeführt: VIII 1825 ein lederner Schirm bei einem ca. 50j., der sich im Prater erschossen hatte, und III 1827 ein blauseidener Regenschirm bei einem etwa 28j. gutgekleideten Mann, der sterbend ins Allgemeine Krankenhaus gebracht wurde.

### **Gebrauchsgegenstände in den Taschen.**

In den Taschen der Kleidungsstücke fanden sich die verschiedenartigsten Gegenstände des täglichen Gebrauches, deren Anführung in manchen Belangen aufschlußreich sein mag. Doch ist auffallend, daß in den Beschreibungen diese Dinge erst von der Mitte der zwanziger Jahre an vorkommen, während sie vorher anscheinend unbeachtet blieben.

**T a s c h e n m e s s e r**, Taschenfeitel, Federmesser, finden sich von 1826 bis 1844 insgesamt 17mal. — **L ö f f e l** — vielleicht für die Armenauspeisung an Klosterpforten — kommen 4mal vor, 1834 (33 bis 35 J.), 1837 (bei 40 J.), 1839 (bei 60 J.), 1840 (bei 60 J.). — **S c h l ü s s e l** verschiedener Art, Kammer-, Haustor-, Kofferschlüssel werden 15mal erwähnt. — **G e l d b e u t e l** werden von 1829 bis 1846 10mal vorgefunden, z. B. 1829 (bei 30 J.) von brauner Seide, 1829 (33j. Tagelöhner) von braunem Leder, 1840 (bei 50 J.) lederner Geldbeutel mit Schnüren und dunkelrote Brieftasche, 1843 (bei 35 J.) lederner Beutel und Brieftasche. — **U h r e n**<sup>1)</sup> kommen nur 5mal

<sup>1)</sup> Von den Mitte der 1830er Jahre aufkommenden „Sonnenringen“ fand sich kein Beleg vor; Hans-Jörgel: „... seit so viele Modeherrn statt einer goldenen Minuten- nur ein messingenes Sonnühr! . . . an ihrer Uhrketten ang'macht haben“ (Briefe 1836, I, 1, S. 20).

vor: 1808 (bei 30 J.) eine tombakene Sackuhr, 1828 eine goldene Repetieruhr, Beisp. M 24, 1832 (bei 45 J.) eine silberne Sackuhr, Beisp. M 30. 1840 (25 bis 30j. Mühljunge), eine silberne Sackuhr.

Dosen für Schnupftabak werden von 1817 bis 1848 15mal erwähnt aus Zinn, gelbem Metall und Papiermachee, erwähnenswert ist 1839 (25 J.) eine kleine runde Dose mit der Abbildung eines Dampfwagens, 1840 (bei 50 J.) eine Tabakdose von goldartig marmoriertem Papier-Machee. — Rauchzeug findet sich fast ebenso häufig von 1822 bis 1846, so 1822 (bei 40 J.) Tobakpfeife und Beutel, 1826 (56j. Modelstecher) schwarzirdene Tobakspfeife mit Rohr, 1828 (bei 30 J.) Tobaksbeutel von brauner Seide, 1834 (33 bis 35 J.) lederner Tabaksbeutel, 1839 (bei 30 J.) Feuerstahl und Stein, 1843 (bei 35 J.) hölzerne Tabakspfeife, 1846 (30j. Schuhmachergeselle) Köllnerpfeife mit Rohr, 1846 (45j. Gelbgießergeselle) Porzellanpfeife mit einem schwarzen Wassersack und ordinarem Rohre, Tabaksbeutel von einer Rindsblase, Feuerstahl. — Eine „Halbfiasche mit Brantwein“ trug 1846 ein lungenkranker 30j. Schuhmachergeselle bei sich. — Augengläser, Brillen kommen von 1826 bis 1847 6mal vor, 1828 (bei 50 J.) „Augengläser mit stählerner Einfassung“, 1845 (55 J.) ein Paar Augengläser in einem gelben Futteral, 1847 (bei 55 J.) „eine Brille“. — An sonstigen Kleinigkeiten finden sich noch Käämme (3mal), Zahnstocher in einem Büchsen, Beisp. M 24, ein Petschierstöckel mit zwei eingravierten Buchstaben 1822 (über 20 J.) und Dinge, die auf den Beruf des Betreffenden schließen lassen, wie ein Fingerhut, eine Schneiderschere und ein Zimmermannsbleistift. — Rosenkränze werden 4mal erwähnt: V 1833 (28 bis 30 J.) und VI 1837 (bei 50 J.) bei Leichen aus dem Donaukanal, III 1844 (33 bis 35 J.) ein „Rosenkranz mit einem metallenen Kreuz“ bei einem Toten, der sich erschossen hatte, XI 1847 (16 bis 19 J.) ein Ertrunkener aus dem Donaukanale trug einen Rosenkranz mit einem messingenen Kreuz um den Hals. — Gebetbücher werden 2mal angeführt: V 1826 (bei 30 J.) ein Gebetbuch, VIII 1832 (bei 45 J.) zwei Gebetbücher. — Bei diesen Toten könnte es sich zum Teil um Kirchengänger oder Wallfahrer gehandelt haben.

### Schmuck.

Die verhältnismäßig seltenen Schmuckstücke bei den Männern sind fast alle unmittelbar am Körper angebracht als Fingerringe und Ohrlinsen oder -ringe — sicher ein altertümlicher Zug, während die in drei Stücken vorkommenden Vorstecknadeln von Angehörigen besserer Stände — oder solchen, die sich dazu rechnen mochten — getragen wurden.

Die goldene Ohr-Linse, das „Flinserl“, „Schräufel“ oder das Ohringel bedeutet mehr als ein bloßes Schmuckstück; aus Gold

angefertigt wirken sie nach dem Volksglauben günstig auf die Sehkraft des nächstliegenden Auges. Daher werden sie sowohl einzeln im linken oder rechten Ohr, wie auch beiderseits getragen. Während heutzutage diese Stücke nur mehr bei Männern der untersten Schichten anzutreffen sind, fanden sie sich im Vormärz auch bei Angehörigen der „Gesellschaft“<sup>1)</sup>. Um 1800 erscheinen die Stutzer auf der Bastei mit „großen goldenen Ohringen“<sup>2)</sup>. Einen Hinweis



auf den Weg, den diese Ringmode zurücklegte, gibt ein Rätsel von W. Blumenhagen mit der Lösung „der Ohring“; er ist „Doch auch ein Schmuck der Herrn der Welt (d. i. der Franzosen unter Napoleon), die von Paris jüngst zu uns kamen“<sup>3)</sup>. — Bei den unbekanntenen Toten findet sich Ohrschmuck von 1816 an<sup>4)</sup>. — Vgl. Beisp. M 16, 19, 20 und 34. Abb. 7 zeigt ein Flinslerl im linken Ohr eines Wiener National-Gardisten i. J. 1848<sup>5)</sup>; wirkliche Größe ca. 6 bis 7 mm.

**Fingerringe.** Ringe galten zu dieser Zeit und bei diesen Leuten weniger als Schmuck, denn als Erinnerungszeichen, worauf die Innengravierungen hindeuten, und als Behelf zum Siegeln. Es fanden sich: 1811 (bei 40 J.) „ein tombakener, inwendig mit den Buchstaben WM gravierter Fingerring“, 1822 (bei 40 J.) ein Ring; 1825 (Schuhmachergesell zw. 40 u. 50 J.) „goldener Fingerring mit der Gravierung C. F. 3. August 1786“; 1826 (46 J.) „goldener Ehering mit der Gravierungen A. W.“; 1840 (39 J.) zwei Fingerringe 1840 (50 bis 60 J.) „ein gelbmetallener Siegelring mit den Buchstaben W. I. und den Zeichen des Tischlergewerbes“; 1840 (bei 50 J.) gelbmetallener Siegelring.

**Nadeln.** 1826 (gegen 40 J.) Knopfbusennadel von Gold Nr. 1, mit der das Halstuch zusammengeheftet war, 1831 (34j. Herrschaftskutscher) „Vorstecknadel in Form einer Rose von weißen unechten Steinen im Vorhemd“, 1842 (bei 40 J.) „eine wahrscheinlich goldene Busennadel mit einem Kettel“.

**Tätowierungen.** Unmittelbar am Körper finden sich als männlicher Schmuck Tätowierungen, denen verschiedene Bedeutung zukommt: sie können Amulettersatz, Liebesandenken (und -Zauber?) und Berufssymbole sein: 1822 (50 J.) hatte „an dem rech-

<sup>1)</sup> Leopold Schmidt, Der Männerohrring im Volksschmuck u. Volksglauben (= Österr. Volkskultur Bd. 3), Wien 1947.

<sup>2)</sup> Neuestes Sittengemälde von Wien, I. Teil (Wien 1801), S. 150.

<sup>3)</sup> Abgedruckt bei Wolff, Poetischer Hausschatz (Leipzig 1843), S. 1144.

<sup>4)</sup> Einzeln angeführt bei Klier, Bespr. von Schmidts Monographie, Österr. Ztschr. f. Völkde., Jg. 51, 1948, S. 214.

<sup>5)</sup> A. Zampis, Chronologie der Kopfbedeckungen in dem denkwürdigsten aller Jahre: 1848. Lithographien-Folge, Wien (1849).

ten Vorderarme eingätztes Namen-Jesu-Zeichen, und ein Herz mit den Buchstaben M G mit der Jahreszahl 822“; 1829 (35 J.) hatte „im rechten Vorderarme ein Herz und in diesem die Buchstaben E. W. rot eingätzt“, Beisp. M 25; 1834 (43 J.) hatte „am rechten Vorderarme einen Ochsenkopf und unter diesem zwei mit ihren Stielen gekreuzte Hacken rot eingätzt“, Beisp. M 27; 1835 (Alter nicht angegeben), hatte „am rechten Vorderarm unterhalb des Ellenbogenbuges rot eingätzt die lateinischen großen Buchstaben A und E und zwischen beiden die Figur einer Bretzen und einer Semmel“.

### Beispiele M

- M 1. 11. X. 1800. N. N., eine junge Mannsperson, großer Statur, braunen Haaren „mit einem ziemlich abgenützten brauntüchernen langen Beinkleid, und Stiefeln, einer weiß-gelblich rot getupften sommermanchesternen Gilée, dann einem grautüchernen Gehrock mit einem schwarztaffetnen Kragen, und der nämlichen Halsbinde gekleidet; in seinem Hemd befand sich mit blauer Seide gemachter Merkbuchstabe K . . . ist in der Stadt im Bierhaus Küß-den Pfening am roten Turm in der Stadt am Schlagfluß plötzlich verschieden, und im allgem. Krankenhaus gerichtlich beschaut worden, alt über 20 Jahr.
- M 2. 24. IV. 1804. N. N., eine unbekannt Mannsperson, mittlerer etwas untersetzter Statur, blonden Haaren, trug eine lange graue Hose, derlei Rock, rotes Gilée, braunen Spenser, und Kappenstiefeln, auch einen runden Hut, welcher sich am Donauufer außer der Taborbrücken erschossen . . . alt bei 40 Jahr.
- M 3. 14. IV. 1806. N. N., eine unbekannt Mannsperson, dem Ansehen nach ein Invalid, war von mittlerer, untersetzter Statur, hatte schwärzlichte Haare, einen weiß tüchernen groben Soldatenmantel, ein derlei kurzes Beinkleid, eine braun tüchene Weste mit einer Reihe Knöpfeln, alte weiße Strümpfe, Schuhe mit gelben Schnallen, und einen gestolpten Hut mit einem gelben Knopf, welcher auf der Gassen plötzlich gestorben, alt bei 60 J.
- M 4. 15. VI. 1806. N. N., eine unbekannt Mannsperson, dem Ansehen nach ein Fuhrmann, war von groß und untersetzter Statur, trug eine blau tüchene Weste, ein kurzes schwarz ledernes Beinkleid, hohe Stiefel, ein schwarz und rot gestreift seidenes Halstuch, einen runden Hut und ein grobes, ungemerktes Hemd, welcher unglücklicher Weise im Schlafe über den Wall vor dem Schottentor im Stadtgraben hinabgefallen, alt bei 50 J.
- M 5. 9. X. 1806. N. N., eine unbekannt Mannsperson von großer untersetzter Statur, hatte graue Haare, trug einen grau tüchernen Gehrock mit weißmetallenen Knöpfen, eine gelbgestreift pikeene Weste, ein kurzes, grau kasimirenes Beinkleid mit stahlernen Schnallen, Kappenstiefel, weiß baumwollene Strümpfe, ein schwarz seidenes Halstuch, dann ein weiß leinenes, mit den Buchstaben F und I gemerktes Tüchel und ein feines Hemd, welcher in der Donau ertrunken gefunden, alt bei 60 J.
- M 6. 21. II. 1808. N. N., unbekannt Mannsperson, welche in der Donau ertrunken gefunden, alt bei 30 J., von mittlerer untersetzter Statur, hatte lichtbraune, modern geschnittene Haare, einen franzblauen Kapot, derlei langes Beinkleid, blau leinene Unterzieh-

- hose, weißes Halstuch, weiß piketene, mit roten Sternchen gedruckte Weste, ein mittelfeines Hemd und Vorhemd mit Schapodl, dann Stiefel ohne Kappen.
- M 7. 6. V. 1808. N. N., ein unbekannter Schiffsknecht von mittlerer unter-setzter Statur, vollem Angesichte, lichtbraunen Haaren, trug eine braun tüchene Jacke, derlei dunkle Weste, schwarz ledernes kurzes Beinkleid, blau wollene Strümpfe und Bund-schuhe; wurde in der Donau ertrunken gefunden, alt 40 J.
- M 8. 6. V. 1808. N. N., eine unbekannte Mannsperson von mittlerer magerer Statur, abgezehrtm Angesichte, schwarz mit grau ver-mengten, in einen Zopf gebundenen Haaren, trug eine grau tüchene Jacke, derlei Beinkleid, weiß walisene Weste, schwarz seidenes Halstuch, dreieckigen Hut und kurze Stiefel; ist im Prater tot gefunden worden. NB hat sich erhangen, alt über 50 J.
- M 9. 10. VI. 1809. N. N., ein unbekannter Fuhrmann, welcher auf seinem mit einem Schimmel bespannten Leiterwagen ermordet gefunden war von mittlerer Statur, hatte ein glattes Gesicht, blaue Augen, eine längliche Nase, hohe Stirn, schwarz mit grau vermengte Haare. Am Leibe trug er einen grün tüchernen Janker, ein seidenes Gilet, welches einen weißen Boden, dann grüne Streifen und Blumen hatte, ein schwarz manchesternes kurzes Beinkleid, weiße Strümpfe, Zischmen, einen runden Hut und einen alten licht-blauen tüchernen Mantel, alt bei 46 J.
- M 10. 16. XI. 1809. Unbekannte Mannsperson von mittel unter-setzter Sta-tur, braunen abgeschnittenen Haaren, braun zeugener Jacke, weiß tücherner Weste mit bleiernen Knöpfen, rotgeblumt baumwolle-nem Halstuch, gelb tüchener kurzer Hose, weißen Strümp-fen, weiß leinenem Vortuch und Kommißschuhen beklei-det, hatte sich zur Nachtzeit über das abgebrochene Joch der Fran-zenbrücke herab erfallen, alt bei 50 J.
- M 11. 7. V. 1811, Unbekannte Mannsperson von mittlerer Statur, schwarzen Haaren, mit einem ungemerkten Hemd, derlei weißem Hals-tuch, langem drapfarbenen kasemirenen, am Latze auf ungarische Art ausgenähten Beinkleide, mehrfärbiger moldonenen, mit weiß metallenen Knöpfen besetzten Weste, dunklem mit weißen Knöp-fen besetzten Frack bekleidet, ist in der Donau ertrunken ge-funden worden, alt über 30 J.
- M 12. 11. IV. 1813. Unbekannte Mannsperson von mittlerer Statur, hatte schwärzliche Haare, einen dunkelbraunen tüchernen Kaput, dar-unter einen franzblau tüchernen Spenser mit gelben metallenen Knöpfen, ein dunkelblau tüchenes Beinkleid, gelbliches mit schwarzen Tupfen versehenes manchesternes Gilet, weiß barchen-tenes Unterleibl, weißes Halstuch, ledernen Hosenträ-ger, Vorhemd ohne Krause, ein feines Hemd und Kappen-stiefel; wurde in der Donau ertrunken gefunden, alt über 30 Jahre.
- M 13. 27. VIII. 1813. Unbekannte Mannsperson von kleiner, magerer Sta-tur, lichtblonden, modern geschnittenen Haaren, stark blatternarbig . . . , mit einem franzblau tüchernen, mit gelb metallenen Knöpfen be-setzten Frack, einem groben ungemerkten Hemd, weißleinenem Halstuch, weiß walisenem, mit braunen Tupfen gearbeiteten Gilet, einem grün kasemirenen langen Beinkleid mit licht-grünen Schnüren an den Nähten besetzt, einem gelb und papfarben gewirkten Hosenträger von einer Kragenborte, weiß zwirnenen

Strümpfen, aber der Schuhe oder Stiefel beraubt war, welche den 22. August ermordet im Gatterhölzel nächst dem Dorfe Meidling gefunden wurde, alt 20 J.

- M 14. 19. IV. 1815. N. N., eine unbekannte Mannsperson von mittlerer Statur . . . hatte dunkle Haare, ein grobes Hemd, braun wollenes Halstuch, ein rotgeputztes bauernmäßig gemachtes Leibl mit gelben Knöpfen, einen blau tüchern. mit gelben Knöpfen besetzten Janker, eine bläulich gestreifte lange Zwickhose, leinene, mit Tuchsohlen besetzte Strümpfe, Schuhe mit weiß plattierten Schnallen und einen runden Bauernhut, welchen außer der Taborbrücke tot gefunden worden, alt über 40 J.
- M 15. 18. III. 1816. Unbekannter Knabe von schlanker, auf sein Alter ziemlich großer Statur und sauberer glatter Gesichtsbildung, welcher dunkelbraune Haare, ein ungemerktes Hemd, grau tüchenes langes Beinkleid, derlei mit weißen Knöpfen besetzten Kaput, grün tüchene Weste, rot wollenes Halstuch, Stiefel und runden Hut am Leibe hatte, der gegen 12 Jahre alt war und sich unglücklicher Weise von der Mülkerbastei herab erfallen hatte.
- M 16. 8. IV. 1816. Unbekannte Mannsperson von mittlerer Statur, blonden, ins Rötliche fallenden Haaren, im rechten Ohr einen kleinen goldenen Stift, einen dunkelgrau englisch gemachten Spenser, derlei langes Beinkleid, Stiefel, ungemerktes Hemd, barchetnes Unterleibl, zwei leinene Unterziehhosen, blau und weiß geblumtes Halstuch und einen runden Hut hatte, alt über 30 J., welcher in der Donau ertrunken gefunden.
- M 17. 7. VIII. 1816. Unbekannte, in der Donau ertrunken gefundene Mannsperson, von großer Statur, dunkeln Haaren, einem groben mit H M gemärkten Hemde, weißlich gelber tüchener langer Hose, braun tüchener, mit weiß metallenen Knöpfen besetzten Weste, blauem, mit weißen Sternchen gedruckten Halstuche und einem Zwickkittel nach Art der hiesigen Träger bekleidet, alt über 40 J.
- M 18. 23. II. 1817. Unbekannter Mann, welcher gäch auf freier Straße am Schlagfluß starb. Dieser war von mittlere, magerer Statur, hatte graue Haare, einen braun tüchernen abgetragenen Mantel, blau tüchernen Janker, weiß tuchene Weste, barchetnes Unterleibl, weißes Halstuch, altes ungemärktes Hemd, auf welchem über die Brust her ein kleines Federpölsterl von blauem Zeug, eine hallinene bräunliche lange Hose, Batschen von Tuchenden und eine grau tuchene Kappe, alt bei 60 J.
- M 19. 6. IV. 1819. Unbekannte Mannsperson, bei 30 J. alt, von großer Statur, im linken Ohre ein goldenes Linsen-Ohringel, die Kopphaare lichtbraun und kurz geschnitten, mit einem braunen Kaputrocke, blauem Frack und derlei Stiefel-Beinkleidern, einer weißen, gelbgestreiften Weste mit perlmutternen Knöpfen und wollenem, mehrfarbig geblumten und mit Leder gefütterten Hosenträger, weiß wollenem gestrickten Leibl, feinem Leinen- und perkailenen Halstüchel, feinem Hemde und Gattie ohne Märkzeichen, zwirnenen Fußsäckeln und fast neuen Zischmen bekleidet, ist in der Donau ertrunken gefunden worden.
- M 20. 16. III. 1821. Unbekannte Mannsperson, welche auf der Stadlauer Wiese im unteren Prater im Sumpfe tot gefunden wurde. Dieselbe war bei 40 J. alt, von großer magerer Statur, hatte schwarze kurze

Haare, mit grauen untermischt, keinen Backenbart, und trug in beiden Ohrfläppchen sogenannte goldene Linsen. Am Leibe trug er einen dunkel stahlgrünen Gehrock mit schwarz samtene Kragen und gleichen Knöpfen, franzblaue Pantalon, rückwärts mit einer Schnalle versehen, eine Weste von einem halbseidenen schwarz und blau gestreiften Stoffe, kurze Stiefel, einen gelbledernen Hosenträger, ein feines Hemd mit WA 7 und ein weißes Halstuch mit den nämlichen Buchstaben rot gemärkt.

- M 21. 9. III. 1825. Unbekannter Mann, ist im Wiener Donaukanale aufgefunden worden. Derselbe war zwischen 40 u. 50 J. alt, von mittlerer Statur, hatte blonde Haare. Bekleidet war er mit einem dunkelbraunen Gehrock, einer grün tuchenen Pantalonhose, einer weiß und lila gestreiften, dann einer schwarz atlasenen Weste, beide mit Knöpfen von Perlmutter, einem ledernen Hosenträger, einem mittelfein leinen Hemde mit den rot eingenähten Buchstaben I S, einer leinen Hungarischen Unterziehhose, und einem wollenen Nachtleibl; übrigens hatte er noch am Kopfe eine weiß wollene gewirkte Schlafhaube und an den Händen gelb lederne Handschuhe.
- M 22. 19. IV. 1825. Unbekannter Mann, wurde im Wiener Donaukanale ertrunken gefunden. Derselbe war beiläufig 20 bis 30 J. alt, von mehr als mittler Größe, hatte blonde Kopfhare. Am Leibe trug er einen blau tuchenen Gehrock, eine derlei schwarze Stiefelhose, eine schwarz samtene, und eine zeugene, mit roten Blümchen und schlangenförmigen Streifen versehene Weste, ein grobes leinenes Hemd mit den Buchstaben L B an der Brust rot gemärkt, eine leinene Unterziehhose nach Hungarisch Art, ein weiß perkailenes dreieckiges Halstuch, und lange kalblederne Stiefel, Zischmen mit Quasten.
- M 23. 25. IV. 1825. Unbekannter Leichnam, wurde im Wiener Donaukanale aufgefunden; derselbe war von mittlerer Statur, hatte schwarze, mit grau gemischte Kopfhare . . . , bekleidet war er mit einem dunkelbraunen manchesternen Janker, einer schwarz zeugenen Weste, einer derlei ledernen kurzen Hose, welche mit metallenen Knöpfen und unten mit Riemen zum Binden versehen war, einem groben leinen Hemd, einem rot baumwollenen, am Rande weiß und grün gestreiften Halstuche, und hohen lichtenen, sogenannten Aufzugsstiefeln (Alter nicht angegeben).
- M 24. 5. VII. 1828. Unbekannter Mann, aus dem Wiener Donaukanal nächst der Erdbergerlande tot gezogen (ein 47j. quieszierter Beamter von der Wieden). Bekleidet war er mit einem Fracke von olivengrünem Tuche und einer derlei Pantalonhose, einer weiß und gelb quadrillierten Weste, einem weiß gestickten Vorhemde mit F und S rot gemärkt, einer schwarzen Patent-Cravatte, einem Hosenträger von geblütem Wollsamte, einer mittelfeinen Unterhose nach deutscher Art, einem feinen, mit Handkrausen versehenen leinen Hemde mit F S 5 rot gemärkt, baumwollenen Fußsocken und alten, vorgeschuhten, mit Eisen beschlagenen Zischmen. Übrigens hatte er noch eine goldene Repetieruhr, ein silbernes Zahnstiererbüchsel und derlei Zahnstocher und eine solche Schreibfeder bei sich.
- M 25. 30. IV. 1829. Unbekannte Mannsperson ist vor dem Schottentor am Glacis an wässrigem Schlagfluß gestorben, bei 35 J. alt. Seine Kleidung bestand aus einem Halbfracke von blauem Tuch mit metallenen Knöpfen, einer alten grau tüchern Pantalonhose,

weißen Pikee-Weste, einer mittelfeinen Unterhose mit E P 4 rotgemärkt, einem derlei Hemde mit F J bezeichnet, einem alten barchetnen Nachtleibl, einem rot, blau und weiß quadrillierten Halstuche, dann einem zweiten weiß und lila quadrilliert mit den Buchstaben K W, zwirnenen Socken, kurzen Halbstiefeln und einem alten Hute. — Auch hatte er im rechten Vorderarme ein Herz und in diesem die Buchstaben E. W. rot eingätzt.

- M 26.** 19. VI. 1833. Unbekannte Mannsperson wurde im Wiener Donaukanale nächst dem k. k. Lusthause im Prater ertrunken gefunden, etwa 35 J. alt. Am Leibe hatte er einen schwarz manchesternen alten, abgeflickten Spenzer mit gleichen, an den Ärmeln jedoch mit weißmetallenen Knöpfen und grobem leinenen Unterfutter (in der einzigen Seitentasche befand sich eine Tabaksblase mit etwas Rauchtabak und ein gelber Beschlag mit dem Deckel von einer Tabakspfeife), schwarz lederne Hosen mit ledernen Säcken, an beiden Seiten auch mit Schlitztaschen versehen, übrigens aber mit großen weiß metallenen Knöpfen besetzt und unter den Knien mit einem Zuge und Riemen zum Binden, ein grob leinenes langes, zum Teil zerrissenes Hemd, eine Pikee-, nach der Quere blau gestreifte zerrissene Weste mit verschiedenen Knöpfen, ein rot kammer-tuchenes Halstuch, einem ledernen Riemen zum Hosenträger und lange alte sogenannte Aufzugstiefeln, an den Absätzen mit groben Nägeln beschlagen.
- M 27.** 16. VIII. 1834. Unbekannter Mann (später agnosziert als 43j. Träger und gewesener Fleischhauerknecht von der Landstraße), ist am Kohlmarkte auf freier Straße am Stickflusse plötzlich verstorben. — Seine Kleidung bestand aus einem alten runden Filzhut mit schmalen Rande, einem Zwillchkittel, einem alten ganz zerrissenen schwarzen Pantalon, einem ledernen Hosenträger, einer alten schwarzseidenen zerrissenen Weste, einem groben alten Hemde, einer zerrissenen leinenen Unterhose, juchtenen Schnürstiefeln, einem blau und rot gestreiften Halstüchel und einem ähnlichen Schnupftüchel, einem blauen Vortuche und Fußfetzen; übrigens hatte er noch ein gewirktes Tragband bei sich und im Hute eine große Heftnadel. Am rechten Vorderarme hatte er einen Ochsenkopf und unter diesem zwei mit ihren Stielen gekreuzte Hacken rot eingätzt.
- M 28.** 28. VII. 1836. Unbekannter männlicher Leichnam wurde hinter der Sophienkettenbrücke im Wiener Donaukanale tot aufgefunden, 30 bis 35 J. alt, Bekleidet war derselbe mit einem grob tuchenen braunen abgeflickten Janker mit grober Leinwand gefüttert und gleichen Knöpfen, einer blauen und blaugestreiften Weste mit verschiedenen metallenen Knöpfen, einer grauen, sehr groben hanf-zeugenen Hose mit verschiedenen Knöpfen, einer zweiten Hose von blauem und braun gestreiften Wollzeuge mit einem Zugbande ohne Knöpfe, einem weiß und rot gewirkten Hosenträger mit einem Querstreifen an der Brust, einem grobleinenen, noch guten Hemde mit feinen Ärmeln und weiß beinernen Knöpfen an den Handgelenken ohne Märkzeichen, dann mit rindsledernen hohen Stiefeln an den Absätzen und Sohlen mit Nägeln beschlagen.
- M 29.** 19. X. 1836. Unbekannter Mann wurde im Donaukanal unter der Ferdinandsbrücke tot aufgefunden, bei 40 J. alt. Bekleidet war derselbe mit einem ungebleichten zwilchenen geflickten und zerrissenen Janker, einer gelb und weiß gestreiften und rot punktierten Pikee-Weste mit gleichen Knöpfen, einer ungebleichten zwil-

chenen Pantalou mit einem neuen Leibriemen und eisernen Schnalle, einem Paar gestrickten zwirnen Fußsocken, deren einer mit 1 59 blau gemärkt ist, einem mittelfeinen leinenen abgeflickten Hemde ohne Mark, einer abgeflickten Unterhose, einem rot, blau und weiß quadrillierten Tüchl, einer grobleinenen Schürze mit einem Brustlatze und kuhledernen, mit Nägeln beschlagenen Bundschuhen.

- M 30. 18. IV. 1840. Unbekannter Mann wurde aus dem Wiener Donaukanale unterhalb der Franzensbrücke herausgezogen, bei 40 J. alt, hatte schwarzbraune Kopphaare, einen gegen die Mundwinkel bogenförmig laufenden Backenbart . . . Seine Kleidung bestand in einem manchesternen Spenser mit gleichen Knöpfen, derlei Hosen, grauer Pikeeweste mit gelbmetallinen Knöpfen, schlechten Unterziehhosen und Hemd ohne Merk, gestrickte wollene Handstützerl und rot fuchtenen Halbstiefeln. Außerdem hatte er bei sich ein quadrilliertes Schnupftuch, eine silberne Sackuhr, einen ledernen Geldbeutel mit einiger Barschaft, zwei Fingerringe und mehreren Kleinigkeiten. — Er wurde nachträglich agnosziert als 39j. Maurergeselle und Hausierer mit Bettfedern, aus Klattau in Böhmen gebürtig, wohnhaft auf dem Braunhirschengrund nächst Wien.
- M 31. 12. V. 1843. Unbekannter, bei den Barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt am Schlagflusse verstorbener Mann, bei 35 J. alt, mit braun gelockten Kopphaaren, braunem, unter dem Kinn zusammenfließenden, etwa  $\frac{1}{2}$  Zoll langen Bart. Seine Kleider sind: ein Seidenhut, ein blautüchener Gehrock, am Leibe mit Leinwand, in den Schößen aber mit braunem Kattun gefüttert, eine kaffeebraune grüngestreifte Struckhose, eine taubengraue Kasimirweste, eine Pikeeweste mit gelbmetallinen Knöpfen, ein weiß barchentes Nachtleibel, eine grobleinene Gattihose, ein weiß und rot quadrilliertes baumwollenes Tüchel, ein Paar lange kalblederne Stiefel. — Außerdem hatte er noch ein Paar lederne Handschuhe, einen ledernen Beutel, ein Taschenmesser, eine hölzerne Tabakspfeife und eine Brietasche bei sich.
- M 32. 18. III. 1844. Unbekannter Mann starb im 1. Hofe des k. k. allgemeinen Krankenhauses plötzlich am Lungenblutschlage, 50 bis 60 J. alt, mit schwarzen und grauen Kopphaaren, schwarzbraunem und grauen kurzen Backenbart. Seine Kleider sind: ein grauer abgeflickter Tuchjanker, eine do Hose, eine ganz abgetragene Weste von schwarzem Manchester zum Übereinanderknöpfen, ein rot und grün getupfter Hosenträger von Gummielastik, ein grobleinenes zerrissenes Hemd ohne Mark, eine do, Unterziehhose nach ungarischer Art, ein geblümtes Halstuch, eine grüne Schirmkappe und ein Paar Halbstiefel mit großen Nägeln beschlagen.
- M 33. 3. X. 1844. Unbekannter Knabe wurde im Prater in der Jagdmais erhängt gefunden, bei 14 J. alt. Seine Kleider sind: ein brauntüchener Spenser mit grün tüchernem Pekeschkragen, im Leibe mit Barchent gefüttert, eine blaugestreifte abgeschmutzte Sommerhose, eine alte schwarze Samt-Gilet mit weißen Streifen, ein blaues, weiß und gelb quadrilliertes baumwollenes Halstuch, ein grobleinenes Hemd, eine zerrissene Unterziehhose, ein blaues Vortuch und eine dunkelgrüne tücherne Schirmkappe. Außerdem ein sogenanntes Einbindtuch nach Art der Schusterlehrlingen.

M 34. 1. VI. 1845. Unbekannter Mann wurde aus dem Wiener Donaukanal nächst der Erdberger Wasserlinie herausgezogen, bei 40 J. alt, hatte braune Kopfhare, durchstochene Ohrläppchen und einen von der Schläfengegend rund um das Kinn laufenden schwärzlich braunen Backenbart. Seine Kleider sind: ein blau und weiß melierter Spenser von Sommerstoff, eine grob zwilchene Pantalon, eine weiße zerrissene Pikeeweste, ein grobleinenes Hemd, ungemerkt, ein blaues, rot und weiß quadrilliertes dreieckiges baumwollenes Halstuch, ein elastischer Hosenträger mit Schnallen, und ein sehr grobes leinenes Vortuch mit Bandeln und einem Brustlatz. Nebstdem 2 Kreuzer W. W. und ein goldener Ohrring.

(II. Teil folgt)

# Volkskundliche und kunstgeschichtliche Betrachtungsweise

## Zu Pieter Bruegels „Heimkehr der Herde“

Von Fritz Novotny

Dieser Titel über einigen kritischen Überlegungen ist zwar so grundsätzlich gemeint wie er klingt, aber er soll doch während der ganzen Betrachtung auf einen konkreten Anlaß und Einzelfall bezogen bleiben — das sei gleich anfangs festgestellt, damit nicht zu hoch gespannte Erwartungen geweckt werden.

Der Anlaß ist eine volkscundliche Untersuchung von Pieter Bruegels Landschaftsbild „Die Heimkehr der Herde“ im Kunsthistorischen Museum in Wien, die Arthur Haberlandt vor einiger Zeit veröffentlicht hat <sup>1)</sup>.

Der erste Teil der Untersuchung heißt „Der Inhalt des Bildes“ (S. 89 ff.). Gemeint ist aber nur der gegenständliche Inhalt, soweit er sich aus einer Feststellung des Sichtbaren der vielen einzelnen Dinge in dem Gemälde ergibt. Nur gelegentlich überschreitet der Verfasser diese Feststellung durch Deutungen. Im wesentlichen aber handelt es sich um eine eingehende Beschreibung.

Diese Beschreibung fordert an zahlreichen Stellen zu Widerspruch heraus, indem nämlich Dinge beschrieben werden, die von anderen Betrachtern des Bildes entweder gar nicht oder nur anders gesehen werden können (obwohl der Verfasser in einer Vorbemerkung angibt, daß „die kleinen, mit freiem Auge oft kaum noch faßbaren Einzelheiten des Bildes . . . zu wiederholten Malen genauestens mit der Lupe überprüft und mit der Wahrnehmung unbefangener Beschauer verglichen“ wurden [S. 89]). Der Rang des Kunstwerks und die grundsätzliche Bedeutung der Betrachtung läßt es gerechtfertigt erscheinen, alle diese Feststellungen in dem Aufsatz, die mir zweifelhaft vorkommen, in der Reihenfolge, wie sie der Verfasser vorbringt, aufzuzählen.

Im Hintergrund, nahe der vertikalen Bildachse, vor dem von einer Burg bekrönten dunklen Felssporn, sollen „weidende Schafe und Ziegen“ sichtbar sein. „Ein Rudel mit einem gehörnten Bock hält sich nahe der Flußbiegung zur Linken . . . zusammen“ (S. 89).

<sup>1)</sup> Das „Herbstbild“ oder „Die Heimkehr der Herde“ Peter Bruegels d. Ä., in: Beiträge zur Volkskunde Tirols, Festschrift für H. Wopner, 2. Teil (Schlern-Schriften Nr. 53), Innsbruck 1948. S. 89 ff.

Hier handelt es sich wohl eher um weidende Rinder, wofür allein schon die Größe der Tiere spricht.

Ein Stück rechts davon geht angeblich ein Mann „auf nassem Wiesenpfad mit einer (Kraxen-) Last auf dem Rücken“ (S. 89). Es sind keine Anhaltspunkte dafür zu finden, daß die Last eine „Kraxen“ ist.

Am jenseitigen Ufer steht im Bildhintergrund, nahe der Flußbiegung, ein einzelnes Bauernhaus, von dessen Umgebung es in der Beschreibung Haberlandts unter anderem heißt: „Rotbackige Sommeräpfel schimmern in den Baumkronen vor dem Hause, an seiner Hinterseite gegen den Fluß zu scheinen etwelche Nadelbäume gepflanzt“ (S. 90). Es sind aber weder Äpfel noch die Nadelbäume zu sehen.

Auf der hellbeleuchteten Rasenfläche hinter den vordersten Felszacken an diesem Flußufer steht „eine überlebensgroße Figur, wohl eine ‚Erntepuppe‘. Soviel sich davon ausnehmen läßt, ist sie lang behost und grau gewandet etwa wie ein ‚Wilder Mann‘, der einen buschigen gelben Ähren- und Blätterkranz um den Hals gehängt hat und auf dem Kopf einen ähnlichen Aufputz mit Obst(?) trägt. Daneben liegen ein paar (Wein?)stecken.“ (S. 90). Hier sind aber nicht nur die vom Verfasser selbst mit Fragezeichen bedachten Einzelheiten, sondern auch alle anderen äußerst zweifelhaft. Es scheint sich bei der nur ungefähr 8 mm hohen Gestalt eher um einen Menschen zu handeln, der in dem Feld steht.

„Im näheren Uferbereich steht auf Wiesengrund ein Blockbau mit Walmdach etc.“ (S. 90). Es ist nicht zu erkennen, daß es ein Blockbau sein soll, ebensowenig wie das anschließend erwähnte Stadeltor und ein „umzäunter Kälbergarten“ zu sehen ist.

Nach der Beschreibung des einzelnen Bauernhauses — auch dieses wieder grundlos als Blockbau bezeichnet — jenseits des kleinen Wasserlaufs, der aus der Felsschlucht kommend in den Fluß mündet, heißt es: „Der Häusler, dem es zugehören mag, ist nebenan unter ein paar Apfelbäumen beschäftigt. Er trägt in der Rechten an einem Henkel ein Behältnis, in der Linken hält er hochauferichtet eine spitze (Leim-) Rute. Vor sich hat er einen Vogelbauer mit Eingangstürchen an der abgekanteten Vorderseite abgestellt, dessen schwarze Umhangschlinge lose herabhängt. Schwärzlich liegen im Umkreis die kleinen gefiederten Gesellen, die seine Beute geworden sind“ (S. 90). Von diesen Einzelheiten ist das meiste nicht zu sehen. Viel ungezwungener bietet sich die Deutung dar — denn zu mehr als einer Deutung reicht die Erscheinung der winzigen Gruppe nicht aus —, daß hier ein Bauer dargestellt ist, der mit einer Stange Nüsse vom Baum schlägt, während ein Behälter, vielleicht ein Sack, vor ihm liegt. Kann man denn überhaupt mit einer Leimstange auf die Art, wie Haberlandt es meint, Vögel fangen?

Das am gegenüberliegenden Ufer des kleinen Wasserlaufs liegende Scheunengebäude wird wieder als Blockbau bezeichnet (S. 90), so unbegründet wie die bisher aufgezählten Bauernhäuser am jenseitigen Flußufer.

Von den Bäumen, die das kleine Dorf auf diesem Flußufer, nahe dem Bildrand, umgeben, heißt es, daß in ihrem Laub „wie auch sonst am Ufersaum noch sommerliche Äpfel prangen“ (S. 91). Äpfel sind aber hier wie auch sonst — von „reichtragenden Apfelbäumen“ ist wieder gegen Ende von Seite 91 die Rede — nicht vorhanden.

Was als „kleine Bretterbühne“ auf dem Kirchturm dieses Dörfchens bezeichnet wird, die als „Auslug“ dienen soll, ist wohl eher ein überhöhtes Fenster mit Giebel. Von den beschriebenen Einzelheiten der Bauwerke, unmittelbar hinter der Kirche („Torturm, ein niedriges Rondell mit Kuppeldach, Schießscharten und kleiner Pforte“; S. 91) kann ich nichts erkennen.

Das auf Seite 92, Mitte, erwähnte „niedrige Bauwerk“, das nach Haberlandt ein Ziegelofen sein könnte, ist nicht als solcher zu erkennen. Hier handelt es sich wohl einfach um ein Bauernhaus. Gleich danach ist auch wieder von einem Apfelbaum — ungefähr in der Bildmitte — „im vollen Schmuck seiner rotbackigen Früchte“ die Rede. Diesmal sind sicherlich, wie wahrscheinlich auch in den anderen Fällen, die runden rotbraunen Tupfen, die zweifellos herbstliche Baumblätter darstellen, als Äpfel gedeutet.

Mehr als fraglich ist es, ob man unter den entlaubten Buchen, ebenfalls im Mittelgrund, „leere Bucheln“ (S. 92) am Boden sehen kann. Wäre es so, dann hätte sich der Maler im Größenmaßstab arg vergriffen.

Daß das blauschwarze Gewölk im rechten Teil des Himmels „von Südwesten her . . . dräut“ (S. 92), setzt eine Behauptung voraus, die erst an späterer Stelle der Untersuchung Haberlandts vorgebracht und nicht bewiesen wird.

Zu der Beschreibung der Tracht der beiden Viehhüter links (nach Haberlandt Schaffer und Melker) ist zu sagen, daß sie nicht Wadenstutzen, „Boanhöseln“ (S. 93), tragen, sondern weiße Strümpfe, weil ja das Charakteristikum der Wadenstutzen, nämlich daß sie über den Knöcheln enden, fehlt.

Was der Schaffer, das ist der Mann im Vordergrund links, in beiden Händen hält, ist nicht ein „langes gerades Wurzhorn (Alphorn“), sondern ein Speiß, von der Art, wie der Melker einen trägt. Die Handhabung und die knaufartige Endigung ist in beiden Fällen gleich, nur ist der Speiß des Schaffers ein wenig kürzer.

Der Radmantel des Reiters ist, abgesehen vom Faltenkragen, nicht „gefältet“ (S. 93). Um den Hals trägt der Reiter einen Schal mit Fransende, nicht einen „bäffchenartigen Halsbund“.

In der ausführlichen Beschreibung der Tracht seiner drei speiß-

tragenden Begleiter (S. 93) fällt auf, daß der rechteckige Gegenstand unter dem linken Arm des zuvorderst marschierenden als „ansehnlicher Foliant, wohl ein Gültbuch“ bezeichnet wird. Es handelt sich aber wohl eher um eine Ledertasche, die an dem über die rechte Schulter laufenden Riemen hängt.

In dem Treppengiebel des einen Hauses in dem Dorfe links sind die behaupteter „Blendbogennischen“ (S. 94) nicht vorhanden.

Die vom Verfasser selbst nur vermutungsweise vorgebrachten Deutungen wurden hier nicht zitiert, die zur Kritik herausfordernden bisher angeführten Feststellungen aber so eingehend aufgezählt, erstens aus Abneigung gegen ein summarisches Kritisieren, zweitens weil der Verfasser aus einigen der zumindest bezweifelbaren Einzelheiten seiner Bildbeschreibung im zweiten Teil der Untersuchung Schlüsse zieht, die wesentlich wären, wenn jene Beobachtungen stimmten.

Dieser zweite Teil trägt die Überschrift „Das Wesen des Bildes und die Wirklichkeit“ (S. 94 ff.) und enthält als Ergebnis der ganzen Betrachtung vor allem eine Fixierung von Bruegels Darstellung nach Zeit und Ort, die genauer ist als die bisher von Kunsthistorikern vorgeschlagenen Deutungen.

Was die Präzisierung im Zeitlichen anbelangt, so ist die „Heimkehr der Herde“ nach Haberlandt nicht ein allgemeines Herbstbild, auch nicht ein Monatsbild (Oktober oder November) oder die Zusammenziehung zweier Herbstmonate, sondern sie stellt das Ereignis eines bestimmten Herbsttages, und zwar des St. Gallustages, d. h. des 16. Oktobers, dar. Was an Argumenten für diese Deutung vorgebracht wird, genügt wohl, um sie annehmbar erscheinen zu lassen, und was gegen sie zu sagen ist, betrifft nur das Apodiktische der neuen Feststellung. Haberlandts Grundargument ist: „Bauernarbeit war damals wie noch heute brauchmäßiges Herkommen und in diesem Sinne nicht alltäglich, sondern auf Termine abgestellt“ (S. 95). Es heißt dann weiter: „Ein solcher Jahrtag im Herbst bestimmt auch den Inhalt des Bildes, es ist der St. Gallustag, der 16. Oktober“, der „in den Alpen wie anderwärts landaus landein“ als „Tag der herbstlichen Jahreswende“ galt. Der Heimtrieb der Herden und die damit verbundene Zinseintreibung war nach Haberlandt an dieses Datum zumindest in drei Gebieten gebunden, und zwar in den Alpen, in Böhmen und mit einer Verschiebung auf den 14. Oktober, den St. Callixtustag, in Estland.

Wenn das Datum wirklich für das große Gesamtgebiet der Alpen gilt und auch im XVI. Jahrhundert gegolten hat, so wäre eine größere Anzahl von Belegen dafür wünschenswert gewesen. Aber selbst wenn das Datum in dieser Allgemeinheit zutrifft, wären für die Frage nach dem „Wesen des Bildes“ und seiner Beziehung zur Wirklichkeit noch verschiedene Möglichkeiten zu unterscheiden.

Auch wenn Bruegel, als er das Bild im Jahre 1565, zwölf Jahre nach seiner Italienreise, malte, Reminiszenzen gesehener Alpenlandschaften und vielleicht auch Studienzeichnungen von jener Reise verarbeitete, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß er dieses Datum des St. Gallustages auch gemeint hat. Und selbst wenn ihm die Bedeutung des Datums bei der Entstehung des Gemäldes bewußt war, kann die Tafel doch immer noch als Monatsbild, ja sogar noch allgemeiner als Bild des Herbstes gemeint sein. Diese Frage könnte nur aus dem Zusammenhang aller sogenannten Monatsbilder Bruegels beantwortet werden, und eine solche Antwort ist bisher nicht gelungen. Es steht bis heute nicht fest, wie groß die ursprüngliche Anzahl der Monatsbilder war und infolgedessen lassen sich über die Deutung der einzelnen Bilder nur Vermutungen aussprechen<sup>2)</sup>. Haberlandts Feststellung, es sei der jährliche Vorgang des bäuerlichen Lebens am St. Gallustag wiedergegeben, kann an sich als eine solche Vermutung unwidersprochen bleiben, es mangelt ihr nur ein wenig an Beweiskraft (das „Gültbuch“ unter dem Arm des einen Knechts ist ja — s. oben S. 45 — recht anzweifelbar). Eine isolierte Deutung des Bildes auf den außerkünstlerischen Darstellungsinhalt hin ist also zunächst in bezug auf die vorgeschlagene zeitliche Präzisierung nicht völlig befriedigend, sie trägt nichts Entscheidendes zur Erkenntnis des Wesens des Bildes bei.

In einem anderen Sinn und enger hängt aber der andere Deutungsversuch Haberlandts mit künstlerischen Tatsachen zusammen, nämlich der Versuch einer Präzisierung der Örtlichkeit. Der Verfasser glaubt in dem Bild die Darstellung einer Südtiroler Landschaft zu erkennen, und zwar einen Ausschnitt aus dem Etsch- oder dem Eisackgebiet.

Es gilt als Selbstverständlichkeit, über die kein Wort mehr zu verlieren ist, daß das Erlebnis der Hochgebirgslandschaft während Bruegels Italienreise von 1552/53 noch in den so viele Jahre später entstandenen „Monatsbildern“, und auch in anderen Werken, wie vor allem dem „Sturz des Saulus“ im Kunsthistorischen Museum in Wien, wesentlich mitgesprochen hat. In welchem Grade, mit wie großer Abbildtreue im einzelnen dies geschehen ist, war wiederholt Gegenstand von Vermutungen. Man hat auch versucht, einige der erhaltenen fünf Monatsbilder als Ganzes mit bestimmten Alpenlandschaften zu identifizieren, und zwar mit Landschaften am Genfer See, die man in dem Bild der „Jäger im Schnee“, des „Düsteren Tags“ und der „Kornernte“ sehen wollte<sup>3)</sup>. Dazu kommt nun die neue

<sup>2)</sup> Eine Zusammenstellung dieser Vermutungen bei: Fritz Novotny, Die Monatsbilder Pieter Bruegels d. Ä. („Kunstdenkmäler“, herausgeg. von Ernst Garger, Heft 4), Wien 1948, S. 28 ff.

<sup>3)</sup> S. die Zusammenstellung bei Fritz Novotny, a. a. O., S. 9, 36 ff.

Deutung der Landschaft mit der „Heimkehr der Herde“: nach Haberlandt „gemahnt das Bild an Südtiroler Land und Leute südlich des Brenners“ (S. 96). Bei einer Überprüfung seiner Argumente zeigt sich aber, daß sie diese neue Deutung nicht ausreichend wahrscheinlich zu machen vermögen. Bevor von der grundsätzlich irrigen Einstellung zu dem Problem die Rede ist, sollen zunächst einmal die einzelnen Argumente Haberlandts vorgebracht werden.

Es sind außer der allgemeinen Landschaftsformation des Bergtals hauptsächlich die „Fruchtfülle“, das heißt der reiche Obst- und Weinbau, die Haustypen und Einzelheiten der Bauerntracht, die von Haberlandt geltend gemacht werden. Keines dieser Argumente hält aber einer kritischen Prüfung stand. Es wurde früher festgestellt, daß die in der Beschreibung an verschiedenen Stellen erwähnten Äpfel im Bild nicht zu sehen sind. Darüber läßt sich nicht weiter argumentieren. (Eine Erklärung wäre vielleicht, daß ein mit den Eigentümlichkeiten malerischer Detailstruktur nicht Vertrauter gewisse Einzelheiten des tuffenden oder zeichnerischen Farbauftrags mißverstehend als Darstellung von Baumfrüchten ansieht); wie Bruegel Äpfel gemalt hat, ist zum Beispiel auf dem Monatsbild der „Kornernte“ rechts im Mittelgrund zu sehen.

Genauere Beachtung verlangen Haberlandts Hinweise auf die Ähnlichkeit der in Bruegels Landschaftsbild dargestellten Bauernhäuser mit Südtiroler Siedlungstypen. Es wurde früher darauf hingewiesen, daß Haberlandts Behauptung, es seien einzelne Blockbauten dargestellt, nicht auf genauer Beobachtung beruht. Es ist ja auch seltsam, daß nur die sehr entfernten, perspektivisch kleinen Bauernhäuser am jenseitigen Flußufer so bezeichnet werden. Auf keines der Häuser diesseits des Flusses konnte aber diese Bezeichnung riskiert werden, nicht bei der Mühle rechts unten, noch bei den Häusern des Dorfes links, in das die Herde getrieben wird. Hier gibt es unverputzte und verputzte Ziegelbauten und Bruchsteinbauten sowie Häuser, an denen Holzkonstruktionen mit Füllmauerwerk verwendet sind. Zwei Einzelheiten fallen in dieser Häusergruppe auf: die aus Ziegeln bestehende Mauer mit dem Treppengiebel, und an dem Haus links davon die „in Form eines Kleeblattbogens verschaltete Aufzugsluke“ (S. 94). Für jenen Treppengiebel gibt es Dutzende von Vergleichsbeispielen in Bildern Bruegels, die zweifellos niederländische Landschaften wiedergeben, und auch für den hölzernen Giebel mit Dreipaßbogen finden sich in seinen Werken Analogiefälle, zum Beispiel in der niederländischen Stadt mit den „Kinderspielen“<sup>4)</sup>. Die beiden Kirchen auf dem Bild der „Heimkehr der Herde“ sind von derselben Gattung wie alle anderen Kir-

<sup>4)</sup> Detailabbildung bei G. Glück, Bilder aus Bruegels Bildern, 2. Aufl. Wien 1937, Taf. 11.

chen in seinen niederländischen Landschaften. Es ist der Typus der niederländischen gotischen Kirche mit gedrungem Turm, variiert in der Größe, mit den entsprechend-reicheren oder schlichteren Formen der Strebepfeiler und Fenster, mit Pyramiden- oder mit Satteldach. Überblickt man die Haustypen in Bruegels Bildern und Zeichnungen, so kommt man zu dem jedem Kenner seiner Bilder ohnehin geläufigen Ergebnis, daß die Durchschnittstypen des Dorfhauses seiner brabantischen Heimatlandschaft durchgehend verwendet sind, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Flachland oder Hochgebirge handelt. Seltsamerweise stellt Haberlandt Ähnlichkeiten der Bauten auf dem Herbstbild mit Siedlungstypen in Südtirol fest — die gar nicht bestritten werden sollen —, zitiert eine recht vage italienische Beschreibung von 1608 (S. 97) und findet auch eine Ähnlichkeit mit Haustypen der Mittelsteiermark — warum weicht er aber einem Vergleich mit Bruegels niederländischen Dorfhäusern aus? Die zusammenfassende Feststellung: „Jedenfalls läßt die Erscheinung der Bauernhäuser insgesamt sich am ehesten auf die Hauslandschaften Südtirols beziehen . . .“ (S. 98) ist völlig haltlos, von einem spezifisch alpenländischen oder gar südtirolischen Charakter der Bauten auf dem Herbstbild kann nicht die Rede sein.

Die „Fruchtfülle“ in diesem Bild wäre selbst dann, wenn sie vorhanden wäre, kein Beweis für eine Südtiroler Landschaft, so wenig wie es die Wadenstutzen („Boanhöseln“) sind, die keine sind, und wie das Alphorn, das in Wirklichkeit ein Spieß ist. Und auch nicht der „graugelbe Gupfhut“ des einen der Knechte, von dem es auf Seite 93 heißt, er habe „etwas breitere Kegelstumpfform als die Passeirer Hüte“, die auf diese Weise bereits in die Beschreibung hineininterpretiert werden. Die Tracht der Männer wird auch dadurch, daß man sie „jägerisch“ nennt (S. 93) noch nicht als tirolisch erwiesen. Kniestrümpfe, wie die Rinderhirten auf dem Herbstbild, tragen zum Beispiel auch die heimkehrenden Jäger in der Winterlandschaft (mit offenem Schlitz wie an den Strümpfen des Schaffers), man findet sie ferner bei zwei Bauern in dem Bild der „Heuernte“, sowie bei einigen der zweifellos niederländischen Typen auf anderen Bildern Bruegels: dem Dudelsackbläser auf dem Bilde der Bauernkirmes und zweien der Blinden auf dem „Gleichnis von den Blinden“ im Museum von Neapel.

Auch wenn man nicht weiß, daß Bruegel die Siedlungs- und Trachtentypen in seinen Bildern ständig, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der geographischen Örtlichkeit, von den Grundtypen des zeitgenössischen niederländischen Lebens beherrscht bleiben ließ, daß er sie höchstens mit Typen anderer Landschaftsbereiche untermischte — auch wenn man das nicht weiß, müßte man bei richtigem methodischen Vorgehen sich doch zu allererst fragen, wie weit er die nächstliegende Möglichkeit, nämlich eben

das Abbild seiner eigenen Heimat, benützt hat. Der Verfasser scheint freilich diese methodische Verpflichtung empfunden zu haben, aber nachgekommen ist er ihr nicht. Es gibt nämlich in seiner Untersuchung zwei flüchtige Hinweise dieser Art. Den einen bei Gelegenheit der Besprechung der Haustypen: „immerhin hat sich Bruegel in ihrer Wiedergabe“ (d. h. der Strohdächer) „anscheinend an den malerischen Eindruck gehalten, den er von der Schilfbedachung der Bauerngehöfte seiner eigenen Heimat empfing“ (S. 98), und auf S. 99: „Daß den Fluß Barken mit Segeln beleben, kann hinwiederum nur als Erinnerung Bruegels an dergleichen an See- oder Meeresküsten beurteilt werden; ihm, dem Niederländer mochte ihre Wiedergabe für jederlei Wasserfahrzeug als unumgänglich erscheinen, für einen Fluß im Gebirge ist sie kaum ernstlich in Betracht zu ziehen.“ Wären aus diesen beiden Teileinsichten die nötigen Konsequenzen gezogen worden, so wäre wohl die ganze Hypothese der örtlichen Bestimmung unterblieben.

Es wären aber alle von Haberlandt vorgebrachten Einzeltatsachen der Siedlungsform, der Tracht usw., wenn sie zuträfen, zusammengenommen beweiskräftiger als das eine Hauptargument, mit dem er seinen Versuch der Identifizierung der Landschaft des Herbstbildes beginnt. Hier sei es an den Schluß gestellt, weil es das Grundsätzliche des ganzen Problems am wesentlichsten betrifft.

Die einleitende Feststellung „Der Flußlauf als solcher mit seinem Auengebiet hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Verlauf der Etsch, etwa von einem Standpunkt ober dem Schloß Tirol gesehen“ (S. 96) wird wohl kaum allgemeine Zustimmung finden. Übrigens kommt bald nach dieser Feststellung eine andere, wonach man wegen des Weinbaues an Stöcken, doch nicht an das Etschtal, sondern an das nördlich anschließende Eisackgebiet zu denken habe. In Wirklichkeit ist die Tal- und Gebirgsformation in dem Bild Bruegels überhaupt nicht die eines Bergtals in Südtirol. Eine solche Kombination von flachem Flußtal und unvermittelt, stellenweise senkrecht, aus dieser ebenen Talniederung aufsteigendem, schroffem Gebirge mag wohl ähnlich irgendwo vorkommen — und es muß gar nicht in den Alpen sein, man könnte ebensogut an das Maasgebiet denken, wie Ludwig Münz vermutet —, das Entscheidende ist aber eine Erkenntnis, zu der man nach allen Versuchen, die Landschaft Bruegels zu identifizieren, immer wieder kommt: Bruegel hat anscheinend, wenigstens in seinen gemalten Gebirgslandschaften, niemals eine bestimmte Gegend mit beträchtlicherer Naturtreue abgebildet, seine Landschaften sind „Mischlandschaften“, die Elemente dieser Mischung sind der gesehenen Wirklichkeit und der Kunst — auch seiner eigenen — entnommen, und ihre Zusammenfügung ist von künstlerischen Forderungen bestimmt. So vieles Bruegel auch „naer het leven“ gezeichnet hat, gemalt hat er die

Gesamtheit einer Berglandschaft, und wahrscheinlich einer Landschaft überhaupt, niemals nach einem Naturvorbild. Es ist begreiflich, daß die Überzeugungskraft seiner Landschaftsbilder über diese Tatsache hinwegtäuscht, aber dies ist eben ein bezeichnender Grundzug der großen Kunst dieses Malers, daß er das Übernommene von Landschaftstypen mit so intensivem Wirklichkeitsgehalt zu erfüllen instande war. Das Schematische der Bauelemente dieser Landschaften ist aber, so weit sie sich auch in dem, was daraus gemacht ist, von diesem Schematischen entfernen, nicht schwer zu erkennen. Vor allem ist es die „Weltlandschaft“ aus der niederländischen Malerei des frühen XVI. Jahrhunderts, die in der Kunst Bruegels bis an ihr Ende immer noch nachwirkt. Von allen fünf „Monatsbildern“ ist es gerade die „Heimkehr der Herde“, die das alte Schema am ausgeprägtesten in sich enthält, das Schema der „Weltlandschaft“, in der Ebene und Gebirge, Wildnis und Kulturland, Wasser, Baum und Wolkenhimmel und eine reiche Vielfalt von Mensch, Tier und Menschenwerk, also Haus und Landbebauung, vorkommen sollte. Der Grundaufbau des Herbstbildes steht vor allem einigen von Bruegels eigenen Werken besonders nahe, den nach seinen Zeichnungen gestochenen Landschaften mit dem Gang der Jünger nach Emmaus, der Landschaft mit den ruhenden Soldaten und der 1553 datierten „Erhöhung der Psyche“<sup>5)</sup>. Dieser Mischcharakter der Landschaften Bruegels ist schon öfters, aber, wie es scheint, nicht genug oft betont worden. Er ist natürlich nicht nur eine kunsthistorische, sondern auch eine ausgeprägt künstlerische Tatsache. Die sehr flache Flußniederung und das sehr steile Gebirge stehen in äußerstem Kontrast. Einen solchen Kontrast gibt es gewiß gelegentlich auch in der Wirklichkeit, in dem Bild Bruegels aber bedeutet er den Gegensatz des absolut Flachen und des absolut Steilen, des Horizontalen und des Vertikalen als massenräumliche Grundelemente des Landschaftsaufbaues überhaupt. Es ist im Grunde derselbe Gegensatz wie in dem Bild mit dem Sturz des Saulus. Hier ist er von dem einen der Kontrastelemente aus gesehen, von der Höhe der Berge, dort, in der Herbstlandschaft, von einem neutralen Standort, deshalb ist er in dem Saulus-Bild krasser, hat aber in dem Herbstbild mehr von der Großartigkeit der alten Idee der panoramatischen „Weltlandschaft“.

Mit der Realität einer gesehenen Landschaft, also zum Beispiel einer bestimmten Gegend Südtirols hat dies wenig zu tun, wenn auch ohne weiters angenommen werden kann, daß von einer solchen gesehenen Alpenlandschaft her Anregungen ausgingen. Der Satz, mit dem Haberlandt das zweite Kapitel seiner Untersuchung anfängt:

<sup>5)</sup> René van Bastelaer, Les estampes de Pieter Bruegel l'ancien. Bruxelles 1907. Nr. 14, 17, 1. — Vgl. Novotny, a. a. O., S. 7f.

„Tief innerlich hat der Künstler aufgenommen, was ihm der Blick erschloß, den er vom Hang in die Weite schweifen ließ, in der Lust der Erfassung auch des Fernsten und Kleinsten es den Berglern gleichtuend“ — dieser Satz sagt Richtiges aus, aber er ist gänzlich unzureichend als Charakteristik der Bildentstehung. Als Bruegel zwölf Jahre nachdem er — vielleicht! — die Südtiroler Alpen gesehen hatte<sup>6)</sup>, das Bild malte, war der Vorgang der Entstehung des großartigen Werkes ein ganz anderer als der eines Festhaltens eines Landschaftserlebnisses. Da wurde eine Landschaft gebaut, komponiert, und das Abbilden einer bestimmten Wirklichkeit war dabei das Unwesentlichste. Es wäre eine gänzlich falsche Vorstellung, zu glauben, daß dieser Maler des XVI. Jahrhunderts, wenn er auch der eigentliche Begründer der europäischen Landschaftsmalerei genannt werden kann, „seine Landschaften, auch nur in indirektem Sinn, „nach der Natur“ gemalt hat. Seine Landschaften sind immer „Kunstlandschaften“.

Auch Haberlandt kann nicht umhin, eine wesentliche Abänderung des angeblichen Südtiroler Landschaftsvorbildes zuzugeben. Er meint nämlich, daß das Bild des Etschtals spiegelverkehrt wiedergegeben ist, und fügt hinzu: „Eine ‚Umstellung‘ aus künstlerischen Rücksichten wäre bei einem ständig auch die Technik des Kupferstiches handhabenden Meister nicht unerklärlich“ (S. 96). Die Annahme einer solchen „Umstellung“ verpflichtet aber doch wohl zu viel mehr als einer derart unverbindlichen Bemerkung. Warum also hätte Bruegel in einem Gemälde, das nichts mit einem Stich zu tun hatte, eine solche Umkehrung einer Landschaft vorgenommen, mit der er doch angeblich „Südtiroler Land und Leute südlich des Brenners“ charakterisieren wollte? Aus welchen „künstlerischen Rücksichten“? (Und wie ist es dann mit den Himmelsrichtungen — steht dann das dunkle Gewölk auch noch im Südwesten?)

<sup>6)</sup> Die an sich naheliegende Vermutung, daß eine Route der Italienreise Bruegels über den Brenner geführt habe, ist, wie Haberlandt selbst angibt, schon in der älteren Bruegelliteratur vorgebracht worden, zum Beispiel von Henry Hymans (Pierre Brueghel le Vieux. Gazette des Beaux-Arts, 3. Per., III. 1890, S. 370): „S'il nous est permis de hasarder une supposition, nous désignerions le Tyrol comme ayant surtout fourni à Brueghel les sites dont il tire si bon parti. Souvenons-nous aussi que c'est de la même contrée que, le plus souvent, les maîtres allemands du XVI<sup>e</sup> siècle ont tiré leurs motifs, et quiconque a traversé le Brenner sent, à la vue des paysages de Brueghel, se réveiller d'impressionnants souvenirs.“ Dieser Meinung hat sich auch Bastelaer angeschlossen (René van Bastelaer-Gorges Hulin de Loo. Pieter Bruegel l'ancien, son oeuvre et son temps. Brüssel 1907, S. 60 f.). Man hat sie auch mit einer Zeichnung Bruegels stützen wollen, die angeblich das Innal mit der Martinswand wiedergibt. Diese Bestimmung der — übrigens angezweifelte — Zeichnung (abgebildet bei Max J. Friedländer, Pieter Bruegel, Berlin 1921, Abb. 7) ist aber nicht überzeugend.

Hier stellt sich der Verfasser in Widerspruch mit sich selbst. Denn er sagt (S. 95): „Das mit dem Volksleben kaum mehr vertraute Kunstkennertum fand bisher in der Annahme sein Genügen, diese ‚Komposition‘ sei aus der Schilderung der ländlichen Arbeiten im Ablaufe eines Monats gewachsen.“ Der Hieb gegen das „Kunstkennertum“ ist unwichtig, viel bedenklicher aber sind die Anführungszeichen um den Begriff der „Komposition“. Die Landschaften Bruegels sind also nicht malerische Kompositionen? Es ist nicht einzusehen, was für die Erkenntnis des „Wesens des Bildes“ gewonnen sein soll, wenn der Volkskundler kunsthistorische und künstlerische Tatsachen ignoriert oder negiert. Man sollte doch auch bei exakter volkskundlicher Arbeit nicht übersehen, daß eine Landschaft Bruegels nicht nur eine Illustration volkskundlich faßbarer Wirklichkeit ist, sondern vor allem ein Kunstwerk, das Werk eines Malers (wobei es gar nicht wichtig ist, daß es einer der größten Maler war).

Was wäre übrigens für die Erkenntnis des Herbstbildes gewonnen, wenn Haberlandts Versuch der zeitlichen und örtlichen Fixierung gelungen wäre? Es wäre damit gewiß sogar mehr als eine rein volkskundliche Erkenntnis gewonnen, wie immer, wenn man erfährt, daß eine Landschaftsdarstellung, die man wegen ihrer formalen Eigentümlichkeiten als Produkt der Formgestaltung ansieht, doch mehr Elemente der äußeren Wirklichkeit enthält, als man erwartet hat. So ergeht es zum Beispiel dem Betrachter der Kunst Cézannes, van Goghs oder der Landschaften der ostasiatischen Tuschmeister, wenn ihm gezeigt wird, daß die diesen Werken zugrundeliegenden wirklichen Landschaften — die provenzalische Landschaft um Aix und um Arles, die chinesische Bergwelt — wirklichkeitsgetreuer dargestellt sind, als er vermutet hatte. Er sieht dann diese Bilder, wenn auch ihr künstlerisches Wesen für ihn nicht deswegen verändert ist, doch ein wenig anders an als vorher. Er weiß eben um eine Wahrheit mehr. So ist es denkbar, daß in ähnlicher Weise durch volkskundliche und topographische Feststellung ein bestimmter Grad von Wirklichkeit in den Bildern neu erkannt wird. Dies wäre dann tatsächlich eine neue Erkenntnis vom Wesen eines solchen Bildes, so wichtig, wie eben jede Entdeckung eines Faktums innerhalb der Gegenstandswelt der Malerei wichtig ist. Kaum berührt davon wäre freilich das künstlerische Wesen im engeren Sinn, wenn es sich um eine Landschaft wie die „Heimkehr der Herde“ handelt. Auch wichtige Feststellungen volkskundlicher Tatsachen bringen einem das künstlerisch Entscheidende nicht näher, als es gelegentlich eine gänzlich ohne wissenschaftliche Absicht vorgebrachte Erlebnis-aussage vermag, wie zum Beispiel die, die vor einiger Zeit ein Künstler, der Schweizer Maler Alfred Heinrich Pellegrini, veröffentlicht

hat<sup>7)</sup>. Was ein Bild ist, müßte doch auch dem Wissenschaftler bewußt bleiben, der ein Werk Bruegels vom volkskundlichen Standpunkt analysiert. Keiner der großen Meister hat der volkskundlichen Forschung soviel Stoff zu bieten wie Bruegel, und die Reihe volkskundlicher Untersuchungen seiner Werke ist bereits sehr lang. Arthur Haberlandt selbst war es bekanntlich, der zwei Hauptbeispiele solcher Analysen geliefert hat<sup>8)</sup>. Als er von der älteren dieser beiden Betrachtungen sagte, sie sei ein Versuch, der „kunstwissenschaftlichem Verständnis zur Wegbereitung“ dienen solle<sup>9)</sup>, war dies in bezug auf die Volkskunde fast zu bescheiden. Es war aber von dieser selben Untersuchung wieder zuviel gesagt, als Haberlandt in seiner Analyse des Faschingsbildes feststellte: „Raum, Gruppierung, Farbe und Aufbau der Szene entspringen formvoll gebundener Überlieferung des Festes, das der Künstler im Volk miterlebt“<sup>10)</sup>. Natürlich ist die Ergiebigkeit volkskundlicher Forschung an Werken Bruegels sehr abgestuft, in den Bauernszenen und Sprichwortdarstellungen viel bedeutender als in den Landschaften der späteren Schaffenszeit. Aber dieses Mehr an folkloristischem Stoff in den früheren Werken bedeutet nicht ein absolutes Weniger an Komposition<sup>11)</sup>; der künstlerische Aufbau tritt in den späteren Werken nur relativ immer bedeutender hervor.

Der Kunstbetrachter oder Kunsthistoriker, der ein beweisbares volkskundliches Faktum übersieht, kann vom Volkstumsforscher belehrt und zurechtgewiesen werden. Wenn aber dieser das spezifisch Künstlerische nicht berücksichtigt, und obendrein irrtümliche Feststellungen ausspricht, so ist damit für die Erkenntnis des „Wesens des Bildes“ nichts geleistet. Das einzige Ergebnis, das einigermaßen plausibel erscheint, nämlich daß vielleicht der Heimtrieb des Viehs am St. Gallustag in dem Bild Bruegels enthalten, mit enthalten ist, erscheint dann als nicht sehr gewichtig.

<sup>7)</sup> Erlebnisfülle und ordnende Bildlogik in Pieter Bruegels „Jahreszeiten“ (Vortrag, gehalten für die „Freunde des Kunstmuseums“ Basel und die „Kunstgesellschaft Thun“). Werk, 1947, Heft 6.

<sup>8)</sup> Volkskundliches zur „Bauernhochzeit“ P. Bruegels d. Ä. (Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 1930, N. F. II, Heft 1—2). — Das Faschingsbild des Peter Bruegel d. Ä. (Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 1933, Bd. V, Heft 3). In diesem Aufsatz hat Haberlandt (S. 249) bereits andeutend die Annahme ausgesprochen, es sei mit dem Bild der „Heimkehr der Herde“ der St. Gallustag gemeint.

<sup>9)</sup> A. a. O., S. 10.

<sup>10)</sup> A. a. O., S. 237.

<sup>11)</sup> S. dazu die Analyse des Sprichwortbildes im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin durch Gotthard Jedlicka (Pieter Bruegel, Der Maler in seiner Zeit. Zürich 1938. S. 57 ff.).

# Latinismen im Kinderspiel

„Gesunkenes Kulturgut“ aus der Humanistenschule

Von Erwin Mehl

Unter den Zuschauern eines Fußballspiels hörte ich einmal ein Fußballermutterl zu einer anderen sagen: „Mein Bua is selig, wenn er nur sein Balln ballestern kann.“ Ein andermal drohte ein athletisch gebauter Mann im Scherz einem wesentlich kleineren: „Poldl, spiel di net mit mir, sonst ballesteri di zum Plafond.“

Der Sinn des „Ballesterns“ ist klar: Werfen, Schleudern u. ä. Woher kommt dieser Ausdruck? Die Wörterbücher der Wiener Mundart versagen. Offenbar haben ihre Verfasser wenig unter der ballspielenden Jugend verkehrt; sonst wäre er ihnen wohl untergekommen, denn er ist alt und verbreitet. Das beweist seine Anführung in einem alten, heute selten gewordenen österreichischen Spielbuch: „Spiele und Reime der Kinder in Österreich“ von Theodor Vernaleken<sup>1)</sup> und Franz Branky (Wien, Sallmayer, 1873, 140 Seiten).

## Schlagball mit lateinischen Spielausdrücken

Darin lesen wir unter Nr. 18 und 19 (S. 15 u. 19) drei Arten eines Schlagballspiels aus Mähren: die große und kleine Laufmeta und die Klopffmeta. Die große Laufmeta (für größere Knaben in größerer Zahl) ist unser Schlagballspiel, aber mit Einschenker. Bei der kleinen (für kleinere Knaben in kleinerer Zahl) spielt ein einziger Schläger gegen eine Gruppe von Fängern (z. B. 3—4). Bei der Klopffmeta muß der Schläger mit dem Schlagholz zum Laufmal laufen und dreimal darauf klopfen.

Das Schlagholz heißt „Ballester“ oder „Ballesterer“, der Einschenker „Adduzierer“ und das Einschenken „Adduzieren“ (zu lat. ad-ducere „zuführen“, nämlich den Ball). Wer auf Grund dieses Wortes auch im „Ballester“ und in der „Meta“ lateinische Bezeichnungen erwartet, erhält durch den Schluß der Beschreibung völlige Sicherheit. Der letzte Schläger kann nämlich statt des üblichen einen Schläges drei machen. Er zählt dabei laut: „Semel, bis, ter“, also lateinisch „einmal, zweimal, dreimal“. Das ganze heißt „Semelschlagen“. Damit ist alles klar.

„Meta“ ist im Lateinischen ein kegelförmiges oder pyramidenförmiges Mal, besonders an einer Grenze. Im Zirkus war es die Spitzsäule am Wendepunkte der Rennbahn, die die Wagen möglichst knapp umfahren mußten. Er paßte daher sehr gut für das Laufmal beim Schlagballspiel (die „hintere Meta“). Außerdem gab es noch eine „Schlagmeta“ (Schlagmal) und eine „Springmeta“ (Zwischenmal für die von der hinteren Meta zurücklaufenden Schläger, links neben der Schlagmeta). Diese Metas haben dem ganzen Spiel ebenso den Namen gegeben, wie die Bases (ebenfalls Male) dem amerikanischen Baseballspiel. Durch Volksdeutung wurde die „Meta“ manchmal an den kirchlichen Ausdruck „Metten“ angeglichen.

„Ballester“ ist offenkundig das bekannte römische Schleudergerät (zu hell. ballein „werfen“), dessen Name wohl scherzhaft auf das einfache Schlagholz übertragen wurde.

<sup>1)</sup> Der Name ist Vernaleken zu betonen. Er ist eine Zusammenziehung aus dem niederdeutschen „Metronymikon“ Jungfern Alekens (Adelheids) Sohn, bezeichnet also ein „lediges Kind“.

Diese Ableitung gibt auch die richtige Schreibung (nicht „Balester“ wie Schmeller, Vernaleken und Branky schreiben). Manche Schriftsteller, denen vom Gymnasium her die Palaesta (Ringschule) noch mehr in Erinnerung ist als die Ballista, schreiben „Paläster“. Aber mit der Ringschule hat das Schlagholz bestimmt nichts zu tun.

Mit der Feststellung des lateinischen Ursprunges der vier genannten Schlagballausdrücke beginnt die Frage kulturgeschichtlich interessant zu werden. Wann und wie ist das klassische Latein in das Kinderspiel eingedrungen?

#### Lateinische Spielausdrücke anderswo

Die Antwort wird sehr erleichtert, wenn man zunächst fragt: „Gibt es sonst noch solche Latinismen im Spiel?“ Da findet man zu seiner Überraschung ziemlich viele, fast in ganz Mittel- und Nordeuropa zerstreut.

Zunächst kommt der Ausdruck „Metten“ oder „Metaspiele“: den Vernaleken und Branky für Mähren bezeugen, auch in Böhmen, Schlesien und Ungarn vor, wie der um die Spiele sehr verdiente Wiener Turnlehrer Max Guttman in einem Aufsätze „Metaspiele“ in der „Monatsschrift für Turnwesen“ (1895, S. 270) gezeigt hat (danach auch H. Schnell, „Handbuch der Ballspiele“ I, 1899, S. 40).

Für Ungarn beruft sich Guttman auf eine interessante Äußerung des Gymnasiallehrers Dr. István Szigetvári aus Budapest in den „Mitteilungen“ des Vereins zur Pflege des Jugendspiels in Wien (1894, S. 82):

„Das beliebteste vaterländische Spiel ist die sogenannte meta (longa meta, einen ungarischen Namen gibt es nicht), mit der wir aufgewachsen sind. Es ist bis ins kleinste Detail dasselbe, was der deutsche Schlagball ist, das Lieblingsspiel der Deutschen in Österreich, sowie im Deutschen Reiche, wovon auch ich mich in Görlitz, zu meiner größten Überraschung überzeugt habe.“ (In Görlitz hielt der verdienstvolle „Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele seine Spielleiter-Lehrgänge ab.)

In Schlesien unterscheidet man nach Guttman „Große und Kleine Meta“ wie in Mähren.

Für Reichenberg beschreibt G. Klock die kleine „Metten“ in den Kloßschen „Jahrbüchern der deutschen Turnkunst“ (1893, S. 337).

Bei den Rumänen der Bukowina bezeugten Joh. Sbicra und S. Fl. Marian 1899 die Namen De-a mingea de-a paretale und de-a meta für das Schlagballspiel. Parete („Wand“) oder meta ist das Laufmal. („Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild“ Land Bukowina S. 206.)

Keine Schlagballspiele, sondern Abschießspiele sind die 6 „Mettenspiele“ Ferdinand Straubes aus Budweis („D. Turnzeitung“ 1894, S. 970 ff.). Aber bei den Arten 1—3 werden wir wieder überrascht: die drei Einleitungswürfe zu jedem Gang werden laut gezählt: semel, bis, ter, also genau so wie bei der mährischen Laufmeta. Dann sagt Straube:

„Die Gymnasiasten wissen wohl, was sie damit sagen wollen, wenn sie: semel, bis, ter rufen. Ergötzliche Varianten hört man aber von solchen, die hier kaum ihr Deutsch verstehen, viel weniger die Sprache der Engel (Latein). Sie meinen, daß „der in die Semmel gebissen hat“, nun dafür zu leiden hat; auch in „Stempel, Spitz, Sterz“ und noch anderen Variationen und Deutungen versucht man sich.

Diese sonderbare Weise des lateinischen Zählens legt die Vermutung nahe, daß diese Spiele vielleicht älteren Ursprungs sind, ja daß vielleicht gar schon Mäcenas, wie Horaz in seiner Reise nach Brundisium neben vielen anderen damals üblichen Volkssitten berichtet, sich mit einem dieser Spiele vergnügt habe, während Horaz selbst und Vergilius, müde von der Wanderung, schlummerten.“

Das ist nun freilich aus sachlichen und sprachlichen Gründen vollkommen unmöglich. Aber damit ist der Bereich der Bezeichnung „Meta“ auf Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn und die Bukowina, also ein großes Gebiet, festgelegt.

Auch der „Ballester“ läßt sich von Wien und Mähren bis nach Böhmen verfolgen. Nach S. P. Orlov „Hry a písně dětí slovanských“ (Spiele und Lieder der slawischen Kinder. Prag, Sokolverlag 1928, S. 378) wird er an mehreren Orten, so in Pilsen „palestra“ genannt, was Orlov irrtümlich vom hellenischen palästra ableitet und daher falsch schreibt.

#### „Liberamus domino“, „Captivus“, „Stanto“

Wir wenden uns nach Westen und finden in Graubünden in der Schweiz „Liberamus domino“ als Spielruf für die Befreiung von Gefangenen durch Freie, zu deutsch „Wir befreien für unsern Herrn“ (den Spielführer), ein prächtiges Beispiel für das Schullatein beim Spielen. Wir verdanken es dem ausgezeichneten Buche „Leibesübungen in Graubünden einst und heute“ von dem Churer Turnlehrer und Heimatforscher Prof. J. B. Masüger (Chur, Selbstverlag, 1946, S. 104).

Und noch weiter im Westen, in Nordfrankreich, stoßen wir auf zwei Schlagballspiele, Grand thèque und Petite thèque. Sie sind in Schnells „Handbuch der Ballspiele“ I (S. 24 u. 36) des Näheren beschrieben. Die Grande thèque hat ebenso wie das englische Rounders fünf in einem Fünfeck angeordnete Male (daraus ist vor etwa 100 Jahren der amerikanische Schlagball oder Baseball mit seinen vier quadratisch angebrachten Malen entstanden). Die Petite thèque weist ein Laufmal und ein Mittelmal auf, das für die Spielgeschichte bedeutungsvoll ist, uns hier aber nicht näher beschäftigt. Das Wort Thèque ist eine humanistische Entlehnung aus dem hellenisch-lateinischen theke, theca, eigentlich Behälter, Magazin (noch erhalten in Apo-theke, wörtlich De-pôt, verengt auf Arzneimittel-Depôt). Was aber im Spiel gemeint ist, ist nicht ganz klar. Vermutlich sind mit Thèque die Spielmale gemeint, von denen bei der Grande thèque fünf und bei der Petite nur zwei sind. Auch die Anzahl der Spieler ist bei der Petite wesentlich geringer. Beim „Balle au bâton“ in Belgien (Schnell, S. 37), der wie die kleine Meta von einem gegen mehrere gespielt wird, bedeutet Thèque das Schlagholz. Über den Bedeutungswandel gibt Littrés großes Wörterbuch keine Auskunft (falls die Angabe des Gewährsmannes Schnells, Belèze, stimmt). Aber auf jeden Fall gehört die Bezeichnung Thèque zu den obigen lateinischen.

Im Norden ist es auch nicht anders. Nach Univ.-Prof. Dr. Eugen Piasecki-Posen heißt der Barrlauf in Polen Captivus (der Gefangene), der Ball piłka (eine polnische Verkleinerung zu lat. pila = Ball) und das Schlagholz pilatyk (lat. pilaticus = Ballholz).

In Dänemark wird der bei uns wohlbekannte „Stehball“ (in Wien „Nationen“) als „Stanto“ (Stehen bleiben!) gespielt.

#### „Excipite“ auf den Färöern

Der merkwürdigste Latfnismus bei Spielen findet sich aber weit draußen im Atlantischen Ozean auf den kleinen zu Dänemark gehörenden Schaf-Inseln, den Färöern, mit ihren wenig über 20.000 Einwohnern und mehr als 60.000 Schafen. Von dort teilt der hervorragende dänische Spielforscher P. Maigaard aus Naskov (auf Laaland) aus der in der kgl. Bibliothek zu Kopenhagen liegenden Reisebeschreibung J. Chr. Svaboes aus dem Jahre 1782 die Schilderung eines Kreisgitschkerns mit (Titschkerl im Kreis, von Guts Muths als „Klinkholz“ oder Klisch 1796, beschrieben und bei uns aus Hollabrunn von Seher im „Neuen Weg“, Wien, 1925, S. 664—66 veröffentlicht). Dabei rufen die Schläger bei Spielbeginn:

„Exebiti“ oder „Exaksebiti“ und die Fänger „Roti“. Das deckt sich genau mit den lateinischen Spielrufen, die uns G. Frissart für die Eröffnung des Tennisplatzes in seinem lateinischen „Carmen de Ludo Pilae Reticulo“ (Gedicht über den Racketball), Paris 1641 (Richelieu gewidmet) überliefert. Das Gedicht wurde von J. Marshall ans Licht gezogen und in seinen „Annals of Tennis“ (London, 1879, S. 25) wieder abgedruckt. Darin sagt der Schläger „Excipe“ (nimm den Ball!)<sup>2)</sup> und der Partner „Paratus“ (ich bin bereit), und „Accipio“ (ich nehme ihn), also wie die heutigen englischen Tennisspieler ihr „Play“ und „Ready“ sagen. Die färöischen Rufe sind darnach unschwer als „Excipite“ (nehmet den Ball, weil mehrere Fänoer sind), „Ecce accipite“ (Achtung, nehmet ihn!) und „Parati“ (wir sind bereit) zu erkennen.

### Spieltrieb und Lateinunterricht

Wir haben also in den Latinismen der Kinderspiele eine Erscheinung, die über ganz Mittel- und Nordeuropa bis in die stillen Hochgebirgstäler Graubündens und in den Atlantischen Ozean reicht. Das macht auch die Erklärung des Ursprunges leicht.

Die Römer fallen, wie schon erwähnt, selbstverständlich weg. Da müßten die Wörter ganz anders aussehen, ganz abgesehen davon, daß wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür haben, daß die Römer schlagballartige Spiele getrieben haben, wohl aber sehr viele dafür, daß diese Spiele von den Germanen ausgegangen sind. Daher braucht man über Straubes Vermutung vom seligen Mäzenas nicht weiter zu reden.

Näher kommt Max Guttmann dem Richtigen, wenn er die Humanisten für die Urheber hält. Aber den näheren Vorgang sieht er ganz falsch. Er denkt an den berühmten Erzieher Vittorino da Feltré, der als einziger Humanist sich nicht mit der Bewunderung der hellenischen Leibesübungen begnügte (wie auch noch heute die meisten klassischen Philologen), sondern in seiner „Casa giocosa“ in Mantua mit seinen Zöglingen Leibesübungen trieb. Guttmann meint nun, daß er dabei nach Humanistenbrauch lateinisch reden ließ und daß die von ihm ausgebildeten Lehrer die Spiele samt den lateinischen Bezeichnungen in die anderen Länder trugen. Das entbehrt jeder Grundlage und Wahrscheinlichkeit. Vor allem kannten die Italiener kein Schlagballspiel, bei dem die Latinismen am allerhäufigsten vorkommen.

Die Erklärung ist viel einfacher. Wir wußten schon lange aus den humanistischen und jesuitischen Schulordnungen, daß das Spiel den Schülern unter der Bedingung gestattet war, daß sie dabei lateinisch sprachen. Man nützte also den Spieltrieb der Kinder aus, um ihnen den Lateinunterricht etwas schmackhafter zu machen, eine Art pädagogischen Wurmzuckers: außen süß, innen bitter. Die nötigen Spielausdrücke mußten ihnen natürlich die Lehrer geben. Daher das „gelehrte Gepräge“ der Ausdrücke. Von den Lateinschulen drangen die Ausdrücke auch ins übrige Kinderspiel, wohl auch wegen des Reizes des Fremdartigen. Das hat schon der erwähnte Prof. Piasecki (1935) für die polnischen Ausdrücke erkannt.

Der Zwang, beim Spiel lateinisch zu reden, ist aus den Mittelschulen schon seit rund 200 Jahren verschwunden und damit auch die lateinischen Spielausdrücke bei der Mittelschuljugend. Aber in dem bewachseneren Kinderspiel fristen noch heute einzelne Reste als „gesunkenes Kulturgut“, fern von ihrem Ursprunge, ein kümmerliches und von den meisten unver-

<sup>2)</sup> „Excipe“ ist die Übersetzung des altfranzösischen Spielrufes „Tenetz“ (haltet den Ball), aus dem im Englischen der Spielname „Tennis“ geworden ist (Oxforders Wörterbuch, große Ausgabe, unter „Tennis“).

standenes Dasein. Dem Wissenden sind sie lebendige Zeugen der einst alles beherrschenden Stellung des Lateinunterrichtes in der Schule. Diese war eine Folge der unbegrenzten Hochachtung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Menschheit vor dem klassischen Altertum und das Altertum hatte diese Hochachtung durch seine einmaligen Kulturleistungen verdient. So sind die unscheinbaren Latinismen im Kinderspiel letzte Ausklänge einer längst versunkenen Kultur von weltgeschichtlicher Größe, wie so viele andere Erscheinungen in unserem Leben. Nur daß man sie hier am wenigsten erwartet.

Deshalb müssen sie die Anteilnahme jedes Menschen erregen, der für den Weg der europäischen Geisteskultur einen empfänglichen Sinn hat. Damit verbindet sich der Dank an diejenigen, die hier durch ihre Aufzeichnungen zur rechten Zeit gerettet haben, was sonst spurlos untergegangen wäre und die Bitte, zu sammeln, wessen man noch habhaft werden kann.

## Eisacktaler Volksglauben und Ausdrücke

Von Anton Dörrer

Das obere Eisacktal wurde im Vergleich zum nordtirolischen Silltal, mit dem es zusammen das Wipptal bildet, volkskundlich weniger eingehend erschlossen. Marie Rehsener hatte als Sommerfrischlerin von Gosseusaß am Brenner das dortige Volksleben sorgfältig geschildert. Ihre in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze<sup>1)</sup> zu sammeln und zu ergänzen, war schon vor Jahren beabsichtigt gewesen, wurde jedoch infolge der Ereignisse des letzten Jahrzehnts hinausgeschoben. Einheimische, wie Karl Schädlbauer und Konrad Schwärzler, steuerten gelegentlich heimatkundliche Beiträge und Bilder in Büchern und Zeitschriften bei<sup>2)</sup>. Das alte Paß- und Bergbaustädtlein Sterzing fand vor allem in Konrad Fischnaler<sup>3)</sup>, aber auch in E. Auckenthaler, Oswald Kofler, Leo Ploner u. a.<sup>4)</sup> eifrige Heimatkünder, ohne daß wir die älteren Sterzinger, wie Karl Domanig<sup>5)</sup> und Josef Hirn, die mehr landschaftliche, kulturhistorische und landesgeschichtliche Gesichtspunkte vor Augen hatten, übergehen wollen. Das Volksleben des anschließenden Brixener Talkessels skizzierte Hermann Mang auf Grund selbstgesammelten Materials<sup>6)</sup>. Ungleich früher und länger waren seit Ignaz Vinzenz Zingerle<sup>7)</sup> und Johann Adolf Heyl<sup>8)</sup> die Sagensammler am Werke gewesen, um reiche Ernten der Volksdichtung und Spruchweisheit aus dem Eisacktal dem gedruckten Schrifttum einzuverleiben. Hermann Holzmann hält in den Höhensiedlungen dieser seiner Mutterheimat noch ergiebige Nachlese.

Das Landleben der Mittelgebirgslagen und der Seitenfurchen des oberen Eisacktales wurden begreiflicherweise nicht so häufig und gründlich abgesucht wie das der Talsohle. Wer heute sommerliche Wanderungen unternimmt, glaubt noch immer, hier ins altgeschichtliche Tirol zurückgekehrt zu sein, wie es vor den beiden Weltkriegen zu Recht bestand. Im Reden und Gehaben, in Arbeit und Kost, in Tracht und Hausrat leben hier tatsächlich noch alte Volksüberlieferungen schier unbeeinträchtigt fort. Wenn ich mich an jene stimmungsvollen Herbstfahrten erinnere, welche ich vor 40 Jahren an der Seite des Tiroler Schriftstellers und Wiener Kunstgelehrten Karl Domanig auf behaglichen Höhen mitmachen durfte und welche mir zum ersten Male die Augen für die herben Eigenschaften dieser Landesteile und Leute öffneten, so muß ich doch eingestehen, daß sich an ihnen gar manches geändert hat. Breite Straßen führen jetzt zu diesen Tälern und Dörfern empor. Manche Leitungen für Telephon und elektrisches Licht ziehen nunmehr durch die abseitigsten Gebiete. Die

Hänge weisen starke Waldlichtungen, manches nichtbäuerliche Bauwerk auf. An Stelle der letzten Strohdächer fallen Schindel-, wenn nicht gar Ziegel- oder Plattendächer auf. Mit ihnen wandelten sich die Dachornen. Vor allem gerieten die Futterhäuser in die Breite und Höhe; denn mit der fortschreitenden Land- und Viehwirtschaft änderten sich auch die Inneneinteilung und Einrichtung des bäuerlichen Besitzes. Der eine und andere größere Besitzer errichtete sich am Berghang einen Materialaufzug. Da wird eine ans Haus angebaute alte Schmiede abgebrochen. Dort verschwindet mit dem offenen Herd die Rauchküche. Viel Küchengeräte, Stellen, Reinigungsmittel und Arbeitsstoff der Bäuerin sind modernisiert. Lodenweber im Dorfe anzutreffen, ist eine Seltenheit geworden, obgleich das Wintergewand der Buben und Männer meist noch aus Selbstgewobenem besteht. Soldatenkleider leben noch stückweise fort oder haben in Schnitt und Zier nachgewirkt. An Stelle der alten Leibern setzen sich Sweater durch. Schon sieht man Stulpen an Hosen einzelner Burschen aufgeschlagen. Die Röcke der Frauen und vor allem der Mädeln reichen nicht mehr an die Fußknöchel . . . .

Und die Sprache? Der Bauernfamilie, die seit 30 und mehr Jahren mit Finanzieri und Carabinieri zu tun hat, sind Namen und Begriffe von Steuereinnehmern und Gendarmen verschwunden. Sie wissen, daß es im Amtsverkehr ein Vipiteno (= Sterzing) und viele andere anderssprachige Bezeichnungen gibt. So haben sich in ihre Mundarten Worte und Laute gemischt, die eine frühere Generation noch gar nicht kannte. Aber nun gibt es einen Landeshauptmann, einen Landtag und ein Landhaus in Bozen. Es ist zu hoffen, daß auch andere öffentliche Betitelungen wieder landesgemäß erklingen werden. Alte Lehnwörter wie Schilé (gilé, gilet = Weste) und Überelle aus Ombrelle (= Regenschirm) sterben allmählich ganz aus.

Auch manche Kinderspiele, Kinderreime und Kinderlieder, die vor dem ersten Weltkrieg üblich waren, wurden durch ungünstige Verhältnisse verschleudert. Der Palmbuschen des Palmsonntags ist an etlichen Bergdörfern nur mehr als Reststück alten Brauchtums am Gartenzaun zu sehen. Die Weihnacht beeinträchtigt das alte ländliche Nikolausfest und gar die Adventfasnacht. Vätererbe versinkt. Dem Heimathalt wurde vielfach zugesetzt. Vor allem haben sich die letzten 40 Jahre in den eigenen Anschauungen und Vorstellungen des Volkes über die geheimen Kräfte in der Natur und Überwelt auflösend bemerkbar gemacht. Mit dem Post-, Auto- und Fremdenverkehr hat sich der eine und andere Beruf auf dem Lande festgesetzt. Der Militär- und Kriegsdienst, die großen Erschütterungen der europäischen Welt rollten nicht bloß dränend wie Wolken über die Bergtäler. Seltsame Dinge schufen sie in den Seelen.

Anderseits ist nicht zu übersehen, wieviel seit den letzten Jahren in Schrift, Bild und Wort für die Erkenntnis und Selbstbewertung der eigenen Art und Verhältnisse und für eine harmonischere Weiterentwicklung des Volkslebens eingetreten wird. Kalender und Zeitungen haben sich darin erstaunlich umgestellt. Ein froher und offener Zug herrscht vor. Heimatlied und Volksspiel breiten sich in der Jugend aus. Da ist ein neues Fresko an einem Bauernhause zu sehen. Dort wird ein schmiedeisernes Grabkreuz aufgerichtet. Wenn noch die Schule, die Predigt, der Kirchenschmuck und der Volksgesang sich wieder mehr den eigenen Dorfverhältnissen anpassen, wird mancher nachteilige Einfluß aus Stadt und Fremde — es gibt auch fördernde — aufgehoben werden.

Am stärksten haben die letzten Jahrzehnte dem Volksglauben zugesetzt. Die allgemeinen Umwälzungen und die besonderen Schicksalsereignisse, die das Land seit dem ersten Weltkrieg erfahren hat, haben sich bis in die obersten Siedlungen in einer Stärke und in einem Umfang ausgewirkt, wie selbst die französische Revolution und die Napoleonkriege

in den Hochtälern nicht ausgelöst hatten. Was noch vor 40 Jahren an Hexen und Geistern im Volksglauben verwurzelt war, ist fast durchwegs zu Redensarten abgesunken. Das heutige Erzählgut stammt begrifflicher-weise vornehmlich aus Erlebnissen eigener Leute aus Kriegen und Kriegsfahrten, aus Ländern der Gefangenschaft, des Militärdienstes und der ehemaligen italienischen Kolonien. Das macht es weltweiter, gegenstandsnäher und südwärtsgerichtet. Ob es tiefer in die Seelen eingedrungen ist, ist kaum zu sagen. Dadurch, daß sich die großen Ereignisse und Änderungen so überstürzt haben, sind sie vielfach über diese Bergmenschen hinweggestürmt. Nur Einzelheiten sind in ihrem Gedächtnis und in ihrer Phantasie haften geblieben. Der größte Teil der Betroffenen findet irgendwie wieder zu Heimat und Hof zurück. Die Höhen- und die Landflucht hat hier noch keinen bedrohlichen Umfang genommen. Die Entbauerung und Verstädterung bezieht sich vornehmlich auf Touristik, Sport, Fremdenverkehr. Die hohen Abgaben steigern die Geldsucht und die materialistische Gesinnung. Der Kampf mit den Steuerbehörden macht die Menschen hinterhältiger. In dieser Hinsicht könnte man ein Wort der Vulgata anwenden: *Omnis homo mendax*, das gelte nicht im Sinne der Moral, sondern der staatlichen und gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten.

Doch halt! Der charakterliche Rückschlag fiskalischer Einrichtungen und Durchführungsmethoden gehört nicht zu den üblichen volkskundlichen Themen, sondern vielmehr zu den Lebenserscheinungen, über die man lieber nicht spricht. Es soll auch nur angedeutet werden, daß die aufgedrängte Wendigkeit sich auf die Dauer kaum auf die Beziehungen zur Steuerbehörde allein beschränkt.

Köstlich urweltlich muten dagegen Vorstellungen an, die sich noch zwischen recht materiellen Sorgen durchfretten. Da gibt es gar verschiedene Mittel in besonderen Nöten. Freilich bekennen sich nur mehr einzelne dazu.

Gegen Hagel: Man erhasche die drei ersten Hagelkörner und werfe sie ins Feuer. Der Hagel kann alsdann nicht mehr schaden<sup>9)</sup>.

Gegen den Gießbach: Man vergrabe an der gefährlichen Stelle ein Ei, das am Gründonnerstag eine schwarze Henne gelegt hat<sup>10)</sup>.

Gegen den Blitzschlag: Man befestige an den Fenstern des Hauses Haselstaudenzweige, die man zu Maria Heimsuchung (2. Juli) vor Sonnenaufgang abgeschnitten hat<sup>11)</sup>.

Gegen den Brand: Den größten Brand vermag das in die Flammen geworfene Leintuch einer Wöchnerin löschen<sup>12)</sup>.

Gegen die Haushexen: Zweimal wöchentlich je dreimal den Dreifuß ins Mus hineinhalten, dann können die Hexen dem Hause und den Hausgenossen nichts anhaben<sup>13)</sup>.

Gegen die Stallhexen: Das Braten der Ketten, mit denen das Vieh angehängt ist, bannt die Tücke der Stallhexen<sup>14)</sup>.

Gegen die Mauke, eine Fußkrankheit des Rindes: Man schneide das Stück Grasboden, auf dem der kranke Fuß des Rindes steht, aus dem Boden und werfe es über das Dach. Oder: Man lege das Stück Grasboden umgekehrt auf das Dach oder auf eine Säule, bis es gedörrt ist, dann wird auch das Rind gesund<sup>15)</sup>.

Gegen das Verlaufen des Almviehs: Damit die Rinder auf der Alm beisammen bleiben, muß man am hellen Abend alle Löffel, die im Hause sind, sammeln und in die Schublade des Familientisches geben<sup>16)</sup>.

Gegen das Fressen von Eiern durch Hennen: Ein Ei ins Feuer werfen, mit der Asche des verbrannten Eies sich dann das Gesicht einreiben, das verbrennt die Hexe<sup>17)</sup>.

Gegen den Bientod beim Sterben ihres Besitzers: Wenn der Be-

sitzer eines Bienenstandes stirbt, muß man alle Bienenstöcke weiterrücken, sonst gehen sie zugrunde<sup>18)</sup>.

Gegen Besehlung: Wenn man bestohlen wurde, suche man auf der Sonnseite drei Birnbäume, schlage mit einem Beil dreimal an jeden Baum, hernach treibe man 24 Stunden lang ununterbrochen an einem Butterkübel und das, was gestohlen wurde, wird sicher wieder kommen<sup>19)</sup>.

Für eine gute Schneid der Sense: Veriß nicht, am Fasnachtstage den Wetzstein in einen Kuhbarren zu legen, dann hast du Schneid für den ganzen Sommer genug<sup>20)</sup>.

Für das Gedeihen des Weizens: Man nimmt einige Löffel voll Weizen in einem Tüchlein, bindet ihn mit Palmzweigen ein und bringt ihn am Palmsonntag zur Weihe in die Kirche. Die paar Löffel voll Weizen werden dann unter den Saatweizen gemischt<sup>21)</sup>.

Für das Gedeihen des Roggens: Vom Holzscheid, das man am Kar samstag zur Feuerweihe getragen hat, macht man sich kleine Kreuze; an jeder Ecke des Ackers wird ein solches Kreuzlein aufgesteckt<sup>22)</sup>.

Wem beim Dreschen ein Korn in den Mund fliegt, braucht sich vor Hunger nicht zu sorgen<sup>23)</sup>.

Große „Schmeewahner“ (Schneeweihen), große Kornhaufen.

Wenn in der Christnacht viele Sterne funkeln, legen die Hennen viele Eier<sup>24)</sup>.

Am Vorabend von Allerseelen muß man Krapfen auf dem Tisch stehen lassen, sonst weinen die Armen Seelen<sup>25)</sup>.

Freithoferde ist gut für kranke Tiere<sup>26)</sup>.

Gegen Milzstechen: Hebe einen Stein auf, küsse ihn und lege ihn wieder hin, wie und wo er vorher gelegen war<sup>27)</sup>.

Gegen Warzen: Nimm ein Stück schwarzen Zwirns oder schwarzer Seide, mach so viele Knoten hinein, als du Warzen hast. Vergrabe alsdann den knotigen Zwirn unter die Traufrinne<sup>28)</sup>.

Gegen Hühneraugen: Über einen Weg gehen, an dem ein Kranebittstrauch steht, den Gipfel des Strauches rückwärts biegen, selbst aber weitergehen und nicht umschauen<sup>29)</sup>.

Gegen Augenleiden: Man nimmt den Huder, den man sonst zur Reinigung des Stubenofens benützt, und reibt sich damit die Augen aus<sup>30)</sup>.

Gegen Zahnschmerzen: Man nimmt Steinmoos aus dem Bachbett in den Mund<sup>31)</sup>.

Um Blut zu stillen, lege man einen „Frauentaler“, auf dem die Mutter Gottes dargestellt ist, wie sie das Christkind mit dem rechten Arme hebt, auf die verwundete Stelle<sup>32)</sup>.

Wenn man den Dreifuß ungebraucht über dem Feuer stehen läßt, müssen die Armen Seelen daran braten<sup>33)</sup>.

Wer während des Krapfenbackens keinen Krapfen isst, erlöst eine Arme Seele<sup>34)</sup>.

Wenn man am Christabend dreimal mit der Krapfenschüssel innerhalb des Trufstalls (= Traufrechtes, Raum bis zur Dachtraufe) um das Haus geht, begegnet man jener Person, die man heiraten soll<sup>35)</sup>.

„Rezept für die Hölle“: Erstens nimm 5 Lot Traurigkeit, 10 Lot Geduld und 15 Lot Mäßigkeit, 20 Lot Keuschheit, 25 Lot Demut, 30 Lot Freigebigkeit. Diese stoße wohl untereinander in einem „Mörsel“ des christlichen Glaubens mit dem „Stampfel“ der katholischen Stärke. Gieß alsdann dazu  $\frac{1}{4}$  Liter Hoffnung, siede es in der Pfanne der Gerechtigkeit beim Feuer der christkatholischen Liebe, rühre es oft mit einem andächtigen Vaterunser und erhalte es auch im Geschirr der Beständigkeit, damit der „Schimpel“ der Eitelkeit nicht dazu kommt. Mit dieser Salbe „schmirbe“ dich täglich morgens und abends. Es hilft für die Hölle, glaub sicherlich. Amen<sup>36)</sup>.

Einige alte Wörter:

Argen = die Haare zu Berge stehen; Argsmann bedeutet Satan.

Arzen = fest, mit Anstrengung arbeiten, rackern.

Asen = mehr unvernünftig sich anstrengen; dazu Aser und Arzer.

Drun = der Fußboden.

Driste = Heuschober, auch Streuschober. Vgl. italienisch drizzare = aufrichten.

Kaune = Bastelkammer, auch Aufbewahrungsort für Werkzeug (Heinzlbank).

Puaxen = helfen bei einer Arbeit.

Ueschen = Dachrinne, auch Achselhöhle, ueschen = aushöhlen. Mittelhochdeutsch üehsene, nohse.

Zofer = kleiner Rechen. Von zerrauen?

Zussern = schwer nachziehen, halb tragen, halb ziehen. Wie eine Zufl sich plagen? <sup>37)</sup>

Rungeln = mit der Dreschmaschine dreschen. Rungel = die Maschine, Rungler = der Arbeiter. Italienisch: roncone, rona = Hippe. Rungke = rundgebogenes Messer zum Abrinden der Bäume.

Roadler = Holz, womit man die Bindseile oder Bindketten fest zusammenzieht, Roadln = das Zusammenziehen.

Ein bis ins Personifizierte gestaltetes Fest ist der Portiunkulasonntag, genannt nach der Wallfahrts- und Ablaßstätte des hl. Franziskus in der Nähe von Assisi. Das Fest fällt auf den 1. Sonntag im August <sup>38)</sup>, in eine für die Ernte entscheidungsreiche Zeit. Das religiöse Volk geht an diesem Tage zu den Sakramenten und erwirbt Ablässe zugunsten der Verstorbenen und Lebenden der eigenen Familie und der Verwandtschaft (der „Freundschaft“). Wer dieses Herkommen mißachtet, arbeitet, auf den Kirschbaum steigt oder gar dem Edelweiß in den Schroffen nachgeht, den trifft leicht ein Unglück. Ähnliches behauptet man im Brixner Bistumsbereich vom Kassiantag, dem Fest des Bistumspatrons: „Kassi sticht gern a Lassi.“ Ein wenig ähnelt der Portiunkulatag dem der hl. Wetterfrau, der Margaret <sup>39)</sup>, wenn nicht gar der Bercht <sup>40)</sup>. Im obersten Eisacktal nennt man das Fest Portiunkule, im nordtirolischen Unterland Portiungai, als handelte es sich um eine Frauengestalt wie die Bercht oder Stampe.

Diese Liste des Volksglaubens und alter Ausdrücke wurde in Mauls und Umgebung zusammengestellt. Mauls liegt an der Brennerstraße zwischen Sterzing und Franzensfeste. Den Einheimischen ist das Dorf als Ausgangspunkt nach Westen durch das Eggertal zum Penser Joch und Sarntal nach Bozen, nach Osten durch Ritzail über das Kellerjoch nach Vals und Spinges bekannt. Solange Handelswagen und Postkutschen die Brennerstraße belebten, hatten die Gastwirte von Mauls viel zu tun. Heute flitzen Autos vorbei. Selten steigt ein Tourist aus einem Seitentälchen nach Mauls ab. Daher vermochten sich alte ländliche Vorstellungen und Ausdrücke aus dem oberen Eisacktal hier lange zu halten.

Viele der angeführten Bräuche und Meinungen hatte schon I. V. Zingerle in ähnlicher Art vor 90 und 80 Jahren in Tirol festgestellt und in den beiden Ausgaben seines Buches über die Sitten des Landes festgehalten. Auch Alpenburg, Heyl, Schneller, Hörmann, Mang und Tschurtschenthaler erwähnen verwandte. Daß einige bis ins späte Mittelalter zurückreichen, bezeugt H. Vintler. Andere Vorstellungen wie vom Traufstall sind noch älter. Somit bezeugt die Eisacktaler Volksglaubensliste, daß es hier noch manches wertvolle Volksgut zu sammeln gilt, mehr als im nordtirolischen Silltal, mit dem das obere Eisacktal von altersher doch vieles an Volkstum und Kultur gemeinsam erhalten hat <sup>41)</sup>.

1) Vornehmlich in der Berliner Zeitschrift für Volkskunde veröffentlicht. Vgl. auch den dort erschienenen Nachruf von Helene Raff.

2) Vgl. die Bücher über Gossensaß von Noë-Grubhofer und von Hrcl. v. Wörndle und die Beiträge Schadlbauers und Schwärzlers zu „Der Schlern“ und „Tiroler Heimatblätter“.

3) Vgl. die beiden Festschriften zu Ehren Fischnalers (= Schlern-Schriften 12 u. 30) mit der darin aufgenommenen Bibliographie.

4) Vornehmlich im „Schlern“ erschienen.

5) Vgl. die Bibliographie bei A. Dörner, K. Domanig und die tyrolische Literatur seit 1800, München u. Kempten 1914.

6) Vgl. H. Mang, Brixner Heimatbuch, Innsbruck 1937, und die Mang-Bibliographie i. d. Österr. Zeitschrift für Volkskunde 51 (1948). S. 81 ff.

7) Vgl. Nachruf i. Allgem. Deutscher Biographie.

8) Vgl. Frz. Schumacher über Heyl im „Tiroler Anzeiger“ und F. S. Prast im „Schlern“.

9) Vgl. I. V. Zingerle, Sitten, Bräuche u. Meinungen<sup>2</sup>. Innsbruck 1871. S. 116, Nr. 1021. In anderen Orten läßt man die ersten Hagelkörner in der Hand schmelzen; vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (= HWB) 3. Sp. 1311 ff. u. 1321.

10) Vgl. Zingerle, S. 148 f. Das Gründonnerstags- oder Karwocheneidient zu manchem Abwehrzauber, das einer schwarzen Henne ist besonders kräftig.

11) Zingerle erzählt in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1 (1853), S. 327 die Legende von Marias Schutz unter einer Haselstaude auf ihrem Gang zu Elisabeth. Daher sagt man, wer am Mariaheimsuchungstag einen Haselzweig ans Fenster steckt, dem schlägt der Blitz nicht ins Haus. Vgl. J. N. R. v. Alpenburg, Mythen u. Sagen Tirols, Zürich 1857. S. 393; J. A. Heyl, Volkssagen, Bräuche u. Meinungen aus Tirol, Brixen 1897. S. 793.

12) J. Grimm berichtet in seiner Mythologie 3, S. 173, daß die Wöchnerin Feuer lösche, wenn sie es dreimal umschreite oder dreimal darum getragen werde. Hier ist die geheimnisvolle Kraft auf das Leintuch der Wöchnerin übertragen. Vgl. noch Zingerle, S. 3 ff.

13) Der Dreifuß, der noch heute auf offenem Herd als Kochgestell dient, hat etwas von seiner sakralen Bedeutung aus dem Altertum bewahrt. Er wird gegen Hexen und anderes Unheil des Hauses aufgeboden. Vgl. H. Vintlers plumen der tugent. Zs. f. Voiksk. 23 (1913). S. 9; Zingerle, S. 9, 36, 60.

14) HWB, 4. Sp. 1279 ff.; Zingerle, S. 60 f., 66.

15) Das Berühren fruchtbaren, grünenden Erdreichs hilft Mensch und Tier. Vgl. Zingerle, S. 41.

16) Sonst haben die Armen Seelen Hunger; s. Zingerle, S. 56.

17) Das Hexenverbrennen, um verhexte Hennen zu kurieren.

18) Zingerle, S. 49.

19) Wurde noch in letzten Jahren ausprobiert.

20) Sonst wird die Sense mit einer Menschenrippe gewetzt; s. HWB, 8. Sp. 1076.

21) Für gewöhnlich werden am Palmsonntag Palmzweige geweiht und zur Abwehr im Hause aufgesteckt. S. Zingerle, S. 109 f.

22) Noch an vielen Orten üblich. S. Zingerle, S. 109 f.

23) S. Zingerle, S. 40.

24) S. Zingerle, S. 187 f.

25) S. Zingerle, S. 176.

26) S. HWB, 1, Sp. 148 u. 3, Sp. 95 ff.; Zingerle, S. 187.

27) S. Zingerle, S. 30.

28) Ebenda.

29) S. Zingerle, S. 108.

<sup>30)</sup> S. HWB. 1, Sp. 707 ff.

<sup>31)</sup> S. HWB. 4, Sp. 687 u. 1. Sp. 1337, 2. Sp. 1228 f.

<sup>32)</sup> S. HWB. 1, Sp. 1457 ff., 8 Sp. 552 u. 658.

<sup>33)</sup> S. Zingerle. S. 38 u. 60.

<sup>34)</sup> S. Zingerle, S. 176 ff.

<sup>35)</sup> Die Häuser von Hofbesitzern unterstanden innerhalb der Dachtraufe unbedingt der grundherrlichen Gerichtsbarkeit; sie galten als der engste Hofbesitz, so wie das, was man an Leibe trug, als das ureigene Eigentum. Über das Begegnen des Bräutigams s. Zingerle, S. 187.

<sup>36)</sup> Ein vorchristlicher Höllenzwang, wie sie noch im 19. Jahrhundert nicht ungen in christlichen Familien vorgebracht wurden.

<sup>37)</sup> Über Zußl vgl. A. Dörrer, Tiroler Fasnacht innerhalb der alpenländischen Winter- u. Vorfrühlingsbräuche (Österreichische Volkskultur, 5). Wien 1949, S. 90, 150, 164, 169, 191 f., 255.

<sup>38)</sup> Vgl. M. Buchberger, Lexikon für Theologie u. Kirche 8 (Freiburg i. Br. 1936) Sp. 380 ff.; H. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 7 (1935/36) Sp. 290 f.

<sup>39)</sup> Vgl. A. Dörrer, Bozner Bürgerspiele 1 (Leipzig 1942), S. 91 ff

<sup>40)</sup> Vgl. A. Dörrer, Tiroler Fasnacht, S. 146—163.

<sup>41)</sup> Vgl. H. Wöpflner, Über Hausformen des Wipptals (Schlern-Schriften 12), Innsbruck 1927, S. 12 ff.; derselbe, Die Besiedlung unserer Hochtäler, dargestellt an der Siedlungsgeschichte des Brennergebietes (Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins. 51), München 1920, S. 25—86.

## Steirisches zur Statuensalbung als Kulthandlung

Gustav Gugitz hat letzthin in dieser Zeitschrift (III, S. 38 ff.) über die Öl- und Fettopfer an Kultfiguren (Heiligenstatuen, liegender Karfreitagscrucifixus) behandelt. Zwei Beispiele von Heiligensalbungen auf österreichischem Boden beziehen sich auf den heiligen Eremiten Antonius mit der Sau. Im einen ereifert sich 1786 ein Aufklärer über das dumme Volk, das „in der Pfarre Rach-Kirchberger Dekanat“ neben anderem Unfug dem genannten Heiligen „das Angesicht oder den Bart mit Opferspeck zu bestreichen“ gewohnt sei. Dem zweiten Beleg zufolge beschmieren die heiratslustigen Mädchen zu Radl in der Südweststeiermark diesen „Fackentoni“ mit Rahm, um einen Mann zu kriegen. Die Nachricht wurde nach dem ersten Weltkrieg von dem leider zu früh verstorbenen Sulmtaler Heimatkundler, dem Arzte Dr. Hans Fuchs, dort erfragt, ließ sich aber in Einzelheiten und Zusammenhängen nicht näher bestimmen.

Hier reiht sich nun ein gegenüber dem josephinischen Bericht um rund hundert Jahre älterer Beleg aus Judenburg an, den lange vor der Aufklärung ein österreichischer Jesuit als steirisches Kuriosum spottlustig glossiert. P. Anton Augusti S. J. (geb. 24. II. 1658 im südtirol. Nontal, Philosoph und Theologe zu Wien und Graz, Rektor in Passau, gest. am 3. XII. 1706 zu Wien, Verfasser mehrerer theologischer und epigrammatischer Schriften, nach C. Sommervogel, Bibliothéque de la Compagnie de Jesus, I. Teil, Bibliographie, Bd. I. I. Sp. 659) scheint viel in Steiermark herumgekommen, den Obersteirern aber keineswegs wohlgesinnt gewesen zu sein. Das beweisen einige Distichen in seinem „APIARIUM / EPANTHERA. / HOC EST / STYRIA / CURIOSA ET MEMORABILIS. / HONORI / ILLUSTRISSIMORUM REVEREN / DISSIMORUM PERILLUSTRUM. REVERENDO / RUM. RELIGIOSORUM, PRAENOBILIUM, NO / BILIUM AC ERUDITORUM DD NEO-BACCALAUREORUM / DUM / In Alma ac Celeberrima Universitate / Graecensi prima Philosophiae Laurea con / decorarentur. / PROMOTORE. / R. P.

ANTONIO AUGUSTI Soc. JE- / su, AA. LL. et Philosophiae Docto- / re, ejusdemque Professore Ordi- / nario. / Ab Illustrissima Iuventute Par- / nassi / Graecensis oblata. / ANNO M.DC.LXXXXI MENSE AP- / rili, die 24. / GRAECII, apud Haeredes Widman- / stadii.“ In einem lateinischen Wortspiel bezeichnet er die „Superior Styria“ als regenreiches Land, dessen Bewohner davon doch nicht weicher, sanfter würden („Imbribus ista quidem mollescit patria saepe / Incola fit tamen hic mollior inde nihil“). Anschließend versetzt er insbesondere den Judenburgern eines und stellt als erklärende Vorbemerkung hiezu fest: „Statua S. Augustini. quam in templo Soc. Iesu Iudenburgi in festo sancti rustica plebs ungit larido“:

Plebs pingui larido veneratur rustica sanctum.

Materia ingenio conveniente suo.

Auch hier wird also ein Heiliger von den Bauern an seinem Feste mit Speckschwarten eingeschmiert und dies als Form einer Verehrung, die den feinsinnigen Jesuiten zum Spott reizt. Welcher Art freilich diese Statue des hl. Augustinus und ihre sonstige Verehrung im Volke einst war, wird weiter nicht erzählt. Die Figur dieses sonst nicht besonders volkstümlichen Heiligen stand in der alten, ursprünglich gotischen Augustinerkirche mit dem Kloster, das in der Reformation von den Augustinern verlassen worden war und 1621 von den Jesuiten bezogen wurde. Die Statue dürfte wohl beim Brand von 1807 mitvernichtet worden sein. Da unser Beleg schon 1691 gedruckt vorliegt, handelt es sich nicht um jene Augustinusstatue, die 1717 von dem statuarius civitatis Balthasar Prandstetter für den Judenburger Hauptplatz geschaffen war und später vor die Jesuitenkirche übertragen wurde. Eine kontinuierliche Erinnerung an jenen einst anscheinend sehr geläufigen Salbungsritus mit Speck läßt sich dort nicht nachweisen.

Leopold Kretzenbacher.

# Chronik der Volkskunde

## Vierte Österreichische Volkskundetagung

Zu der Tagung des Jahres 1949 hatte das Institut für Volkskunde an der Universität Innsbruck eingeladen. Als Tagungsort diente das wunderbar gelegene Hotel Grünwalderhof nächst Patsch bei Innsbruck, wo vom 4. September abends bis 7. September mittags die intensiv geführten, aliseits anregenden Besprechungen stattfanden. Am 5. September fand die geradezu festliche Begrüßung durch die Vertreter des Landes Tirol (Landeshauptmannstellvertreter Prof. Dr. Gamper) und der Stadt Innsbruck (Bürgermeister Melzer) sowie der Universität Innsbruck und ihrer Philosophischen Fakultät statt, welche durchwegs der Volkskunde und ihren aktuellen Aufgaben hohe Beachtung zubilligten und ihre Förderung versprachen. Der Nestor der Tiroler Volkskunde, Prof. Hermann Wopfinger, sprach dann als erster, und zwar über das Grundthema seines Lebenswerkes „Volksfreiheit und Volksart“, im besonderen Hinblick auf den tiroler Bauern. Nachmittags führte Doz. Anton Dörrer in die Gegenwartsforschung mit seinen Beobachtungen über „Stadtkultur und Dorfkultur“, die sich besonders auf die Verhältnisse der Innsbrucker Vororte zum Stadtzentrum bezogen und alienthalben an Parallelen in anderen Städten gemahnten. Darauf gab Prof. Viktor Geramb ein feinsinniges Bild des von ihm nicht nur hoch geschätzten, sondern auch eindringlich erforschten Wilhelm Heinrich Riehl. Abends folgten die diesmal sehr kurz gehaltenen Länderberichte, aus denen die Intensivierung unserer Forschungsarbeit in fast allen Bundesländern deutlich hervorging. Der 6. September brachte den ausführlichen Bericht unseres Schweizer Gastes, Prof. Richard Weiß, Zürich, über den Schweizerischen Volkskundeatlas, der anhand zahlreicher Karten die Vielseitigkeit der Schweizer Aufnahme- und Darstellungsbestrebungen dartat. Der Rest des Tages war ausgesprochen tirolischen Arbeiten und Problem engewidmet: zunächst wurde das Tirolische Volkskunstmuseum aufgesucht, wo Dir. Josef Riegler anhand der ausgezeichneten neuen Trachtenaquarelle über „Tiroler Trachten“ sprach, was hinsichtlich der Trachtenpflege von Fr. Gertrud Pesendorfer, welche die kleine Sonderschau gestaltet hatte, noch ergänzt wurde. Nachmittags sprach Ing. Weingartner über den „Wiederaufbau des Tiroler Bauernhauses“ und zeigte anhand sehr instruktiver Lichtbilder die Bemühungen, bei der Beseitigung von Kriegs- und Brandkatastrophen sowohl der modernen land- und betriebswirtschaftlichen Erfordernisse wie auch den volkstümlich-landschaftlichen Traditionen gerecht zu werden. Abends sprach Prof. Richard Pittioni über seine „Ausgrabungen auf der Kelchalpe“ und stellte die vor allem volkskundliche Problematik der Funde dieses prähistorischen Bergbaugebietes mit gewohnter Eindringlichkeit dar. Eine ausführliche Diskussion versuchte Einzelfragen des Wirtschafts-, Siedlungs- und Trachtenwesens der Tiroler „Urvolkskunde“ noch näher zu klären. Der 7. Sept. brachte morgens einen Einführungsvortrag von Doz. Karl Ilg „Zur Volkskunde Vorarlbergs“, der als Vorbereitung für die bevorstehende Exkursion sehr willkommen war. Ihm folgte die ausgedehnte Besprechung des Problemes „Einbau der Volkskunde in den Unterrichtsbetrieb“, deren Vorbereitung und Diskussionsleitung Prof. Arthur Haberlandt übernommen hatte, und dem durch die Anwesenheit von Sektionsrat Dr. Bruck aus dem Unterrichtsministerium besondere

Bedeutung zukam. Prof. Haberlandt legte ein ausführliches Promemoria vor, das hauptsächlich die Stoffe, deren Berücksichtigung in den verschiedenen Unterrichtsfächern möglich erscheint, behandelte. In der Diskussion wurde dazu noch besonders auf die Vertiefung des Unterrichtes durch volkskundlichen Geist Wert gelegt. Nach langem, fruchtbarem Bemühen kamen Resolutionen zustande, welche als Eingaben an das Unterrichtsministerium die Notwendigkeiten und Möglichkeiten des volkskundlichen Unterrichtes, sei es als eigener Gegenstand, sei es einstweilen auch nur als Unterrichtsstoff in einigen Fächern, ausführlich begründen sollen. Für die Ausarbeitung weiterer Entschlüsse, z. B. in der Frage der sehr wichtigen volkskundlichen Lehrbücher, wurde ein kleiner Ausschuß gewählt.

Nachmittags begann die per Autobus ausgeführte Exkursion nach Westtirol und Vorarlberg zunächst mit einer Fahrt durch das Inntal und auf der Fernpaßstraße. Beim Halten in Nassereith führten die dortigen Schemenläufer die wichtigsten Gestalten und Szenen ihres Faschnachtsbrauches vor, ein eigenartiges Bild in der September-Nachmittagssonne. Über den Fernpaß ging dann die Fahrt in das Lechtal, bis Holzgau. Am Morgen des 8. Sept. wurde bis fast nach Hochkrumbach weitergefahren, von wo zu Fuß bis Schröcken im hintersten Bregenzer Wald gewandert werden mußte. Von dort ging es aus dem hinteren in den vorderen Bregenzerwald, wobei die umsichtige Führung und Erklärung durch Doz. Ilg nicht nur die im engeren Sinn volkskundlichen Erscheinungen, besonders die Siedlungs- und Wohnverhältnisse, die Trachten, die Rechts- und Kultstätten usw. hervorhob, sondern auch den landeskundlichen und kulturgeographischen Rahmen zu geben wußte. In Dornbirn war Mittagsrast, wobei die Vertreter des Landes Vorarlberg und der Sadt Dornbirn die Tagung eindrucksvoll begrüßten. Dann ging es über Rankweil und Feldkirch über den Arlberg nach Tirol zurück. Im Imst erwartete die Tagungsteilnehmer ein Heimatabend, bei dem unter anderem auch die wichtigsten Gestalten des Imster Schemenlaufens auf der Bühne gezeigt wurden. Mit der Rückführung der Tagungsteilnehmer in ihre Unterkünfte war die sehr ausgedehnte, aber auch äußerst eindrucksvolle Exkursion, und damit auch die Tagung beschlossen.

Die zahlreich besuchte und vom Wetter sehr begünstigte Veranstaltung hat deutlich gezeigt, daß unsere Disziplin heute bereits einen anerkannten Faktor darstellt. Dazu haben zweifellos die bisher abgehaltenen Tagungen viel beigetragen, und wenn von einigen Teilnehmern besonders der Wunsch ausgesprochen wurde, der Öffentlichkeit gegenüber noch mehr Solidarität als bisher zu bekunden, so zeigte auch dies, daß sich die einzelnen Forscher im Lande allmählich auf unsere gemeinsamen Veranstaltungen und Einrichtungen zu stützen beginnen. Das ist selbstverständlich vor allem dann möglich, wenn überall organisatorisch so umsichtig gearbeitet wird, wie bei der Vorbereitung und Gestaltung dieser Tagung, die in jeder Hinsicht musterhaft ablief. Dazu gehört unter anderem auch die Aufbietung öffentlicher Mittel, welche von den Landesregierungen von Tirol und Vorarlberg in erfreulicher Großzügigkeit zur Verfügung gestellt wurden. Auch allen anderen Förderern diese schönen Veranstaltung sind jedoch deren Teilnehmer zu aufrichtigem Dank verpflichtet, ein Dank, der nur in der Form der energischen Weiterarbeit jedes Einzelnen auf seinem Gebiet bestehen kann.

Leopold Schmidt.

## **Volkskunde an den österreichischen Hochschulen**

### **1. Universität Wien**

Dissertation:

Elfriede Rath, Studien zur Quellenkunde und Motivik obersteirischer Volksmärchen aus der Sammlung Pramberger. 248 Seiten. Masch. Schrift.

## 2. Universität Graz

Die Grazer volkskundliche Lehrkanzel wurde mit Entschließung des Bundesministeriums für Unterricht (Zl. 35.769/III—8/49) ab 1. August 1949 zu einem Ordinariat erhoben, der Bundespräsident hat den ao. Prof. Dr. Viktor Gera mb zum ordentlichen Professor ernannt.

Folgende Dissertationen mit Volkskunde als Hauptfach wurden 1946 bis 1949 approbiert:

Margarethe Hasler-Josuks: Volkslied und Volksmusik.

Paul Kaufmann: Der Weihnachtsbaum.

Helga Parik-Hahn: Volkskundliches in W. H. Riehls kleineren Schriften.

Herbert Pöttler: Die Wegsperre im Hochzeitsbrauch.

Helga Pohl: Vergleichende Untersuchungen über österreichische und Schweizer Bräuche zur Fastnachtszeit.

Maria Perše: Maria im Ährenkleid.

Katharina Dobler: Anton Schosser, sein Leben und seine Lieder.

Konrad Zeilinger: Das vor- und frühgeschichtliche Haus in Noricum.

In Arbeit stehen:

Kurt Konrad: Salzburger Grenzaltertümer.

Karl Klamminger: Johann Vinzenz Sonntag, Leben und Werke.

Lotte Buchs: Der Botenstab.

Maria Kundegraber: Der Bauerngarten.

Im Juli 1949 fand eine zehntägige Autobus-Exkursion anschließend an das Kolleg „Land und Leute in Österreich“ statt, die Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Kärnten durchfuhr, im November schloß sich daran eine fünftägige durch Niederösterreich und das Burgenland an.

## Gustav Bancalaris Bedeutung als Hausforscher

Versuch einer nachträglichen Würdigung

Von Josef Schnattinger

Vor 50 Jahren, am 13. Mai 1900, ist Gustav Bancalari hochgeehrt im Alter von 58 Jahren in Linz gestorben, von wo den sechzehnjährigen Gymnasiasten eine unwiderstehliche Neigung zum Soldatenberuf von der Schulbank gerissen und für 30 Jahre auf verschiedene Kriegsschauplätze und zahlreiche Standorte der österreichischen Monarchie abgezogen hatte, bis das Schicksal den erst Siebenundvierzigjährigen als Oberst a. D. nach seiner aus gesundheitlichen Rücksichten vorzeitig erfolgten Versetzung in den Ruhestand für ein letztes arbeitsreiches Jahrzehnt wieder in die Vaterstadt zurückführte, in welcher Bancalari als Gemeinderat und im Aufsichtsrat des städtischen Museums zu gemeinnütziger Arbeit<sup>1)</sup> vielfältige Gelegenheit fand und in der er während der Wintermonate mit äußerster

<sup>1)</sup> Bancalari kümmerte sich nicht nur um die Anbringung der Kriegsgedenktafeln an der Stadtpfarrkirche und um die Umgestaltung der Promenadenanlagen, sondern vollendete auch, obwohl Nichtfachmann, die Aufstellung der Bücherei des Museums Francisco-Carolinum und brachte 1897 den Bibliothekskatalog heraus, der trotz verschiedener Mängel auch heute noch einen unentbehrlichen Nachschlagebehelf darstellt, durch den ein für damalige Zeiten reicher Bücherschatz von 22.000 Bänden der allgemeinen Benützung erschlossen wurde. (Vgl. E. Straßmayr, Die wissenschaftlichen Leistungen des Musealvereins, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins. Bd. 93, 1948, S. 228.)

Kraft und strenger Selbstdisziplin Beobachtungen verarbeitete, die er auf langen sommerlichen Fußmärschen durch die Ostalpentäler gesammelt hatte. im Dienste eines selbst erwählten jungen Wissenschaftszweiges, der sich die möglichst umfassende Beschreibung und historisch-genetische Zurückverfolgung der „urwüchsigen“ ländlichen Hausformen zum Ziele setzte.

Spät war so Bancalari erst zur Hausforschung gekommen. Die erstaunlich lange Reihe seiner Veröffentlichungen beginnt im Jänner 1889 mit einem stark geographisch orientierten Aufsatz über das „bosnische Wohnhaus“ in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (XI. Jg., S. 159—163). In der gleichen Zeitschrift erschien 1891 auch Bancalari's nicht namentlich unterzeichneter Aufruf über die „Erforschung der deutschen Wohnhaustypen und die Teilnahme der Amateurphotographen an der Gewinnung von Beobachtungsmaterial“ (Bd. XIII, S. 390—395), der noch im selben Jahr von den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien (Bd. 34, S. 320—323) nachgedruckt wurde, aber keinen Erfolg zeitigte. Inzwischen hatte bereits das „Ausland“, Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, in einer ganzen Reihe von Fortsetzungen den Abdruck von Bancalari's umfangreichen „Forschungen über das deutsche Wohnhaus“ aufgenommen; diese Aufsatzreihe war von 1890 bis 1893, dem letzten Erscheinungsjahr der Zeitschrift, dessen Erbe in der Folge in den „Globus“ übergeführt wurde, auf 24 Kapitel angewachsen (vgl. Bd. 63—66). Ebenfalls 1893 erschien in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Bd. 24, S. 128—174, eine mustergültige hausformenkundliche Zusammenfassung unter dem Titel: „Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen“, die dem gemeinsamen Anthropologenkongreß in Innsbruck 1894 vorgelegt wurde, um zusammen mit dem glänzenden Referat von Bancalari über „Die Hausforschung in Österreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele“ (siehe Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. 24, 1894, Sitz.-Ber. S. 170 ff.) die nicht zuletzt auf Grund seiner Wirksamkeit in wenigen Jahren errungene führende Stellung Österreichs auf diesem Gebiete deutlich werden zu lassen. Die Wiener Anthropologische Gesellschaft, die seit 1891 unter dem Einfluß von Alexander v. Peetz nach dem Berliner Vorbild die Bestrebungen der Hausforschung zu fördern begann, druckte 1892 in ihren Sitzungsberichten Bancalari's grundlegenden Vortrag über den „Vorgang bei der Hausforschung“ (Bd. 22, S. 57 ff.), worin eine entschiedene Abkehr von jeglicher Spekulation und die klare Hinwendung zu einer nüchternen induktiven Methode vollzogen wurde. Wie rührig Bancalari um die Verfolgung der neuen Ziele in der Hausforschung bemüht war, zeigt auch ein kurzer Bericht über einen zweitägigen Ausflug, der von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung 1892 veranstaltet worden war. Bancalari versuchte dabei eine größere Anzahl von Interessenten in die von ihm gepflegte Routenforschung — Hausformenaufnahmen entlang eines auf der Karte vorher ausgewählten Marschweges — einzuführen, die er als Voraussetzung zur Gewinnung des notwendigen Überblicks für punktförmige Spezialarbeiten und Vorstufe für die wünschenswerten, aber erst später mögliche Flächenforschung ansah. 1894 berichtete Bancalari im „Globus“ über das ländliche Wohnhaus in den Südalpen und in Krain, Ostkärnten und Nordsteiermark (Bd. 65, 1894), im folgenden Jahr über das süddeutsche Wohnhaus „fränkischer Form“ und in einer land- und volkskundlichen Studie über thüringische Haustypen (Bd. 67, 1895). Daran schloß sich im nächsten Band des gleichen Jahres der Aufsatz über das ländliche Wohnhaus in Schwaben und Bayern. Als Krankheit die Fußreisen und damit eine Vertiefung der landschaftlichen Eindrücke vom Hausbau verhinderte, versuchte Bancalari wenigstens seine bisherigen umfangreichen Wandernotizen im Hinblick auf einzelne Details, wie die verschiedenen Feuerungs-

anlagen und ihre mögliche Entwicklung, und in bezug auf die volksmäßigen Benennungen im Hause und in der Landwirtschaft weiter auszubeuten. Auch stellte er mit Hilfe der Literatur Vergleiche des oberdeutschen Typus mit den ländlichen Häusern Frankreichs an. Diese „Forschungen und Studien über das Haus“ erschienen von 1896—1900 in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Bd. 26—30) und sind ein Beweis für die geistige Regsamkeit des an den Schreibtisch gefesselten Wanderforschers, der sich gezwungenermaßen von gegenwärtigen landschaftskundlichen Problemen der Hausforschung zurückziehen und ihren volkskundlich-sprachwissenschaftlich-antiquarischen Seiten zuwenden mußte.

Bancalari war, wie so mancher auf dem reizvollen Felde der Hausformenkunde, kein systematisch ausgebildeter Forscher, aber erfüllt von einer alle Schwierigkeiten überwindenden Begeisterung für die Sache, begabt mit einem glänzenden Beobachtungsvermögen und beseelt von nüchterner, kritischer Vorurteilslosigkeit. So war er imstande, auf diesem wissenschaftlichen Randgebiete einen eigenen schöpferischen und erfolgversprechenden Weg zu weisen, von dem heute infolge zahlreicher widriger Umstände auch in engeren Fachkreisen nur recht unvollkommene Vorstellungen bestehen.

Eine systematische Hausforschung in rein wissenschaftlicher Absicht hat es vor Gustav Bancalari in Österreich nicht gegeben. Für die ersten gediegenen, aber nicht sehr umfangreichen Sammlungen von Plänen standen durchaus praktische, vergangenheitsabgewandte, zukunftsreiche Erwägungen im Vordergrund. Das junge Landwirtschaftsministerium suchte aus dem vorhandenen Formenmaterial, dessen Aufzeichnung von Sektionsrat Arthur Frh. v. Hohenbruck angeregt und von Architekten Carl Romstorfer in Angriff genommen wurde, Verbesserungsvorschläge für etwaige Neubauten zu gewinnen und das landwirtschaftliche Bauwesen zu modernisieren. Später förderte das Ministerium für Kultus und Unterricht die bauernhausformenkundliche Aufnahmetätigkeit der Innsbrucker Staatsgewerbeschule unter Leitung ihres Direktors Joh. W. Deisinger, um Baumeistern und Architekten weitere Anregungen zu bieten. Bei diesen graphisch glänzend ausgeführten Werken stehen die Planwiedergaben im Vordergrund, der wenige Text ist nur unwesentliche Beigabe; eine systematische Auswertung der Risse und Formenbeispiele wurde nicht einmal versucht. Aber das Interesse an der Hausform und der Innenraumgliederung war nun geweckt. Auf verschiedenen Landes- und Weltausstellungen erregten die Muster einer der Landschaft und dem Volkstum verbunden gedachten ländlichen Bauweise die Anteilnahme weiter wirtschaftlicher und mancher wissenschaftlicher Kreise. Das fortschrittlich eingestellte Publikum untersuchte die wirklichkeitsgetreu nachgebauten Häuser zum Zwecke der künftigen Vermeidung von Mängeln, der Verbilligung und Verbesserung neuer Bauvorhaben. Die Wissenschaft dagegen bemühte sich, das gegebene Erscheinungsbild des Bauernhauses als erwünschten und bequemen Spiegel für die Verhältnisse einer quellenarmen, fernen Vergangenheit zu benützen, ohne allerdings vorher die Berechtigung für solche keineswegs zweifelsfreie Rückschlüsse hinreichend geprüft zu haben. Weil ein anderer Weg für Wissenschaftler damals nicht gangbar schien, die gewöhnt waren, daß die Quellen zu ihnen kamen, so machten Hausforscher den überraschenden, wenn auch aussichtslosen Versuch, an einigen wenigen Ausstellungsobjekten umfassende, weittragende theoretische Ansichten nachzuprüfen, wie sie auf Grund eines spärlichen Materials durch allzu großzügige Verallgemeinerung im Gefolge des sächsischen Archivars Gustav Landau und einiger auch volkstümlichen Bauformen interessiert gegenüberstehender Kunsthistoriker 1882 von August Meitzen und Rudolf Henning zusammenfassend geäußert worden waren. Der Mangel an ge-

eigneten, auswertbaren Bauernhausaufnahmen war so kraß, daß die erst zu erprobenden ethnographischen und historisch-genetischen Hypothesen sehr bald als starre dogmatische Systeme zu wirken begannen, denen sich die vereinzelt nachträgliche induktive Forschung zu unterwerfen hatte, sofern überhaupt noch jemand sich dieser mühsamen Tätigkeit zu unterziehen bereit war. Die eben erst auflebende Kritik am Wert der erwähnten Hypothesen schien sich selbst infolge der fehlenden Zufuhr von Beobachtungsmaterial zu ersticken. Die noch gänzlich unausgereifte Hausforschung drohte durch die hypothetische Vorwegnahme von erwünschten, aber unbelegten Ergebnissen vorzeitig zum Stillstand zu kommen.

In dieser verfahrenen Situation hat Gustav Bancalari den klaren, erlösenden Standpunkt vertreten, daß die Hausformen vom Hausforscher selbst an Ort und Stelle aufgesucht werden müßten und daß erst nach vollendeter Aufnahme und Schaffung hinreichender Vergleichsmöglichkeiten vorsichtige Schlüsse gezogen werden dürften. Bancalari dachte dabei vor allem an die Auflösung des räumlichen Nebeneinanders offenbar verschieden alter Formen in ein wenigstens relativ geordnetes zeitliches Hintereinander. Von der mangelnden Eignung der heutigen Hausformen als absolutes entstehungszeitliches oder stammeskundliches Kriterium hat sich Bancalari sehr bald selbst überzeugt, weil ihn seine scharfe Beobachtung immer wieder auf bauliche Veränderungen, Umgestaltungen und Typenschwankungen hinlenkte. Die Hausformen erwiesen sich für ihn, je genauer man sie untersuchte, um so weniger als ein entstehungszeitlich endgültig festgelegtes, konstantes ethnographisches Merkmal, wie es der historisch-nationalökonomisch gerichteten Forschung so erwünscht gewesen wäre, als vielmehr als ein schwer erklärbares komplexes Gebilde. Die Meitzensche Hypothese, die wie manchem anderen Hausforscher so auch Bancalari erste Anregungen gegeben und den Ausgangspunkt seiner eigenen Aufnahmearbeit gebildet hatte, hielt seiner eigenen induktiven Nachprüfung nicht stand. Die Hausforschung versagte in der Hilfestellung für die mittelalterliche Besiedlungsgeschichte wie für die Stammeskunde, worin sie selbst bisher ihren schönsten Zweck gesehen haben wollte. Was am Haus bisher als spezifisch nationale Eigentümlichkeit angesehen wurde, zerfloß bei näherer Betrachtung in ein Nichts und ließ sich, wenn überhaupt eine Erklärung zu wagen war, eher als Ergebnis umweltbestimmter Erfahrungseinrichtungen oder als Ausfluß einer zufälligen und vorübergehenden Geschmacksrichtung ansehen. Dieses negative Prüfungsergebnis einer blendenden Hypothese beeindruckte Bancalari schwer und machte ihn endgültig zum Skeptiker an allem, was über den Bereich der reinen Formenbeobachtung und Typenbeschreibung hinausging<sup>1)</sup>.

Bancalari hatte aus klaren methodischen Beweggründen heraus die Feststellung der gegenwärtigen Zustände im ländlichen Bauwesen verlangt und sich dieser Mühe in einzigartiger Weise auf weiten Fußreisen

<sup>1)</sup> Diesen Umstand übersieht Adolf Helbok, wenn er Bancalari mit Dachler in einem Zuge nennt. Max Vancsa fußte in den besiedlungsgeschichtlichen Ausführungen seiner Geschichte Nieder- und Oberösterreichs (Bd. 1, 1905) nicht auf den Arbeiten von „Bancalari und Dachler“, wie Helbok in Heft 2 der Schriften zur deutschen Siedlungsforschung („Siedlungsgeschichte und Volkskunde“, Dresden 1928, S. 16) meinte, sondern auf den Hypothesen von Dachler und Grund von denen sich die neuere Kolonisationsgeschichte längst wieder abgewendet hat. In der Zielsetzung und in der Art der theoretischen Auswertung induktiv festgestellter Hausformen besteht zwischen Bancalari und Dachler ein solcher grundsätzlicher Unterschied, daß er bei gründlichem Studium der Bancalari'schen Schriften sich zwingend aufdrängt.

selbst unterzogen, aber er sah in diesen beschreibenden Aufzeichnungen nicht den endgültigen Selbstzweck, sondern er verfolgte damit nicht zuletzt eine archäologische Absicht, denn er erachtete sich gleichsam auf der Jagd nach den Grundformen des ländlichen Bauwesens. Diese Grundformen erwiesen sich nun trotz aller Mühe als verschwommen und exakt nicht rekonstruierbar. Sich jedoch mit der bloßen Beschreibung der gegenwärtigen Formen zu begnügen, also nur aufzuzeichnen, wie das ländliche Volk irgendeines Bezirkes zu wohnen und zu hausen pflegt, war Bancalari nur zögernd gewillt, weil nach seiner Ansicht dafür ein geschickter Photograph, ein grundrißzeichnender Maurermeister und ein Schreiber vom Grundbuchamt genügt. — die sich allerdings bis heute noch nicht erfolgreich zusammengefunden haben, so daß die Landeskunde immer schmerzlicher eine umfassende, klare Beschreibung aller gegenwärtigen, das Landschaftsbild bis zu einem bestimmten Grad prägenden Wohnstätten entbehren muß. Bancalari wollte jedenfalls die gewaltige Erleichterung, die er von einer Beschränkung auf die gegenwärtigen Formen erwartete, für sich noch nicht in Anspruch nehmen, obwohl ihm bewußt war, daß solche Untersuchungen nicht nur einen rein statistischen Wert erlangen könnten, sondern ihnen auch eine volkstümliche Bedeutung zukomme. Den länderkundlich wesentlichen Gesichtspunkt, den er ursprünglich 1889 geäußert hatte, daß nämlich das Haus, mehr als man gewöhnlich glaubt, dem Lande sein Gepräge gibt, hat er fernerhin nur ganz nebenbei gestreift und sich lieber stärker den kausalen Beziehungen zwischen Umwelt und Hausform zugewendet. Wenn sich auch die einwandfreie ethnographische Festlegung der Hausformen als unmöglich erwiesen hat, so ließ sich eben doch an andersgeartete ursächliche Verknüpfungen denken, die Bancalari vorsichtig zur Diskussion auf die stellen pflegte. Bancalari teilt den im menschlichen Denken bis zu einem bestimmten Grad begründeten Hang zu Kombinationen mit vielen anderen Hausforschern, aber er betonte entschieden die Überlegenheit der reinen Beobachtung vor den daran geknüpften Mutmaßungen und trennte sie jeweils sauber. Er meinte, auch die unbefangene induktive Forschung könne der anregenden (wenn auch zum Widerspruch anregenden!) deduktiven Grundlage nicht entbehren, doch wollte er alle Hypothesen nur so lange gelten lassen, als nicht neue Erfahrungen neue Grundansichten hervorriefen. Er verlangte, daß nicht die Tatsachen unseren Meinungen, sondern diese den Tatsachen angepaßt würden.

So bleibt es Bancalari gar nicht hoch genug anzurechnendes Verdienst, die Hausforschung, die bisher das bevorzugte Betätigungsfeld einer fast schrankenlosen, phantastischen Spekulation gebildet hatte, durch welche die unter Quellenarmut leidende mittelalterliche Besiedlungsgeschichte revoltiert werden sollte, in die ruhigeren Bahnen einer nüchternen Beobachtungswissenschaft gelenkt zu haben, die Ausdauer, Beschränkung und Selbstkontrolle verlangte. Jahr für Jahr war Bancalari mit Karte, Notizbuch und Zeichenstift hinausgezogen, um die Hausformen der Ostalpen kennenzulernen und so womöglich tragfähige Grundlagen zu schaffen für ihre spätere systematische Einordnung. Bancalari war der erste wandernde Einzelforscher auf dem Gebiete der Hausformenkartierung. Er bezeichnete selbst seine Bewegungsweise zu Fuß als vormärzlich, aber er hielt sie für gründliche Aufnahmen als unerläßlich. Wie gut kannte er die Beschwernisse, die Enttäuschungen, aber auch die Genüsse dieser Methode! Er wußte, daß Fußreisen einen empfänglichen Geist in ungeahnter Weise bereichern können. Durch seine eigene staunenerregende Aufnahmebetätigkeit löste er die Hausforschung aus den bisherigen Fesseln einer verwirrenden vorzeitigen Verallgemeinerung von wenigen Einzeleindrücken. Je mehr die induktive Forschung fortschritt, desto fragwürdiger erwiesen sich die bisherigen theoretisch rückschließenden Kombinationen und alle Mutmaßungen

mußten sich endlich wenigstens so weit aufheben, als sie innerhalb des Rahmens des Nachprüfbareren geblieben waren.

Hier ist es nun an der Zeit zu untersuchen, warum diese Verdienste Bancalaris nicht genügend gewürdigt, ja vergessen wurden und seine fruchtbaren Grundsätze der Forschung nicht ausreichend zugute gekommen sind; wieso es so rasch nach seinem Tode um die wertvollen methodischen Erkenntnisse still geworden ist, seine Anhänger von ihm abgefallen sind und man sich gewöhnte, Bancalari mit den Augen Rudolf Meringers<sup>1)</sup> zu sehen, jenes Mannes, der die Verdienste des ersten bedeutenden österreichischen Hausforschers zum Schaden der ganzen Wissenschaft verdunkelte, weil er selbst die Ehre eines Bahnbrechers für sich in Anspruch zu nehmen gedachte.

Bancalari besaß ein immer tätiges Naturell, er war ein vielseitiger Schriftsteller<sup>2)</sup>, ein glänzender Redner und hatte viele Freunde. Von seiner Beliebtheit legte die Leichenfeier Zeugnis ab, die als eine der großartigsten geschildert wird, die Linz je gesehen hat.

Bereits kurz nach Bancalaris Tod brachte die „Vedette“ (Beilage zur Reichswehr, XXXII, 20. Mai 1900) eine Würdigung hauptsächlich seiner militärischen Laufbahn. Die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ veröffentlichte im Band VI, Seite 84, eine erste knappe Mitteilung vom Ableben ihres Vereinsmitgliedes, wobei Bancalaris „vorurteilslose Durchdringung der Probleme der Hausforschung in zahlreichen mustergültigen Hausaufnahmen im mitteleuropäischen Alpengebiet“ (allerdings nicht erst seit 1891, wie es dort irrtümlich heißt, sondern schon seit 1889) hervorgehoben und für das folgende Heft eine „Würdigung der Tätigkeit Bancalaris“ in Aussicht gestellt wurde.

Diese Würdigung ist nie erschienen!

Im Gegenteil! Statt einer Würdigung findet man im folgenden Heft der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (Bd. VI, S. 127—130) im Rahmen einer kritischen Besprechung des schon zwei Jahre vorher in Prag erschienenen Buches von Julius Lippert über „das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus“ aus der Feder Rudolf Meringers eine eigenartig zwiespältige Polemik gegen Bancalari. Darin betonte Meringer einerseits, daß zwischen seiner und Bancalaris Auffassung vom oberdeutschen Haus „kein großer Unterschied“ bestünde, wie ein im vorigen Jahr geführter Briefwechsel konstatiert habe und wie es seiner Ansicht nach gar nicht anders sein könne, da sie beide das oberdeutsche Haus auf weite Strecken verfolgt und so ziemlich von allen Forschern davon am meisten gesehen hätten, daß er sich aber andererseits mit Bancalaris Nomenklatur des oberdeutschen Hauses durchaus nicht einverstanden erklären könne. Im wesentlichen stellt sich die Differenz damals noch derart dar, daß Meringer seine eigene Bezeichnung des oberdeutschen Hauses als Küchen-Stubenhaus oder als Herdraum-Ofenraumhaus für die einzig richtige und die Bancalaris als Flurhallenhaus für abwegig, verfehlt und mißverständlich hielt. Der von Meringer bekämpfte Ausdruck „Halle“ für den als ursprünglich gedachten primitiven Einraum findet sich schon in der älteren Literatur. Bancalari meinte nun, daß im oberdeutschen Hause die Halle zum Flur geworden sei und sich deren Liegestätten seitwärts zu Stuben und

<sup>1)</sup> Rudolf Meringer, Sprach- und Altertumsforscher, geb. in Wien am 9. März 1859, gest. in Graz am 11. Februar 1931, 1885 Privatdozent in Wien, 1899 o. Prof. in Graz.

<sup>2)</sup> Bancalari war Kriegsberichterstatler der Wehrzeitung im deutsch-französischen Krieg und verfaßte eine ganze Anzahl militärischer Schriften. Die Lebensbilder, die er von Prinz Eugen, Schwarzenberg und Radetzky entwarf, sind chronikartig trocken ausgefallen.

Kammern geweitet hätten, so daß endlich die angegliederten Teile den Rumpf überwucherten. Kein Zweifel, daß gegen diese rein gedankliche Konstruktion einer langen Entwicklung sehr viel eingewendet und diese auch ganz anders vorgestellt werden kann. Daß der Flur in manchen Gegenden heute noch als „Haus“ bezeichnet wird, daß er in verschiedenen urwüchsigen Häusern noch den Herd oder wenigstens Spuren desselben enthält oder von ihm hie und da nachträglich nur eine kleine Küche abgetrennt worden ist, bildet allerdings eine Stütze für Bancalaris Namensgebung, die den Flur zum kennzeichnenden Raum des oberdeutschen Hauses erklären wollte, da er gelegentlich heute noch die Konstruktionsachse des ganzen Hauses darstellt. Bezog sich Bancalari in der Namensgebung auf ein sehr frühes Stadium einer immerhin möglichen Entwicklung des oberdeutschen Hauses, so beschränkte sich Meringer auf eine relativ späte Phase, in der erst eine zweite Feuerstelle eingerichtet worden sein wird, denn es hat sich keinerlei Beweis erbringen lassen für die allen Tatsachen widersprechende Anschauung vom römischen Ursprung des Ofens und des Ofenraumes (der Stube).

Erinnert man sich, daß Meringer selbst ursprünglich seine mehr auf die Einrichtungen des Hauses zielenden Untersuchungen geradezu als Ergänzung zu den das Äußere und die bauliche Anlage betreffenden Forschungen Bancalaris angesehen wissen wollte, wobei er sich um den Nachweis bemühte, daß dem oberdeutschen Hause auch ein bestimmter Hausrat zukommt, der eine starre Tradition in bezug auf Form, Verwendung und räumliche Anordnung zeigt<sup>1)</sup>, so mutet der hartnäckige, kleinliche Streit um Worte mit einem Toten, dem zu Lebzeiten auch von Meringer öffentlich Anerkennung gezollt worden war und der allgemein als Führer der österreichischen Hausbauforschung angesehen wurde, eigenartig an. 1901 hielt Franz Heger in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Gustav Bancalari einen glänzenden Nachruf, der Meringers Widerpruchsgeist nicht ruhen ließ. So kam er 1902 in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften (148. Band, Abh. VI) erneut auf die Notwendigkeit der Vermeidung des Ausdrucks „Flurhallenhaus“ zu sprechen (S. 3) und erhob anlässlich der Wanderversammlung der Wiener und Berliner Anthropologischen Gesellschaft im gleichen Jahre „mehrere scharfe Ausfälle auf Bancalari“<sup>2)</sup>. Wir haben auch schon den vorhin angeführten Stellen entnehmen können, daß der noch junge Meringer versuchte, sich als Feldforscher ebenbürtig Bancalari an die Seite zu stellen, obwohl seinen ursprünglich nur auf Ausseer Spezialarbeiten fußenden Anschauungen in den Ostalpen eine größere räumliche Geschlossenheit und Weite der Eigenbeobachtung fehlte. Wenn überhaupt jemand dem Umfang der Bancalarischen Aufnahmetätigkeit, die sich auf Marschwege von mehreren Tausend Kilometer Länge erstreckt, nahezukommen versprach, dann war es der 1894 zur Hausforschung gestoßene und mit unermüdlichem Fleiß systematisch seine Beobachtungen mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft erweiternde Ödenburger Lehrer J. R. Bünker, mit dem sich wieder Meringer nur polemisch auseinandersetzte, um ihm schließlich eine 5 Punkte umfassende Erklärung abzuringen, in der Bünker Meringers Nomenklatur und entwicklungsgeschichtliche Hypothesen sichtlich unter Widerstreben endlich anerkannte. Da Anton Dachler der damals bereits — nicht zuletzt infolge Bancalaris scharfsinnigen Überlegungen und Beobachtungen — als überholt geltenden integralen ethnographischen Theorie anhing, wodurch alle seine Beobachtungen von vornherein belastet und fragwürdig erschienen, hatte sich

<sup>1)</sup> Zeitschrift für österreichische Volkskunde, II, 1896, S. 257.

<sup>2)</sup> Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VIII, 1902, S. 198.

Meringer die Basis zum nachträglichen, aber endgültigen Schlag gegen Bancalari geschaffen, weil er sonst nirgends mehr auf ernstem Widerstand zu stoßen fürchten mußte.

1903 — drei Jahre nach Bancalaris Tode — erfolgte in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien unter dem Titel: „Gustav Bancalari und die Methode der Hausforschung“ Meringers unerbittliche, jeden Satz zerpflückende Abrechnung. Keine Spur mehr von der früheren Beschränkung der Angriffe auf die Nomenklatur. Jetzt wird alles zerschmettert, die Kritik gegen jeden Satz, jeden Einfall getrieben, bis so gut wie nichts übrig bleibt von dem, was dieser — wie Meringer vorwurfsvoll erwähnt — „mit keiner Wissenschaft in festem schulmäßigen Zusammenhang stehende, in allen methodischen Fragen auf sich selbst angewiesene Mann“, dem nichts als seine natürliche Anlage half, nach der Überzeugung aller unvoreingenommenen Zeitgenossen für die Wissenschaft geleistet hatte. Bancalari wird da grund- und wahllos vorgeworfen, daß er dem Hause immer von außen beikommen wollte, statt von der inneren Analyse, daß er dem Hausrat zu geringe Beachtung geschenkt und in theoretischer Spekulation viel zu viel erklärt habe, daß seine gründlich vorbereiteten Wanderungen mit Karte, Notizbuch und Zeichenstift bloß „flüchtige Siebenmeilenstiefelforschung“ gewesen seien, die nur den vorübergehenden Wert eines „bald überflüssigen Rekognoszierungsgalopps“ gehabt hätten. An anderer Stelle anerkennt Meringer wohl ausnahmsweise Bancalaris tapferes Vorbild im Sammeln; das berechtigt aber noch nicht zu Otto Lauffers beschönigender Bemerkung, Meringer habe den Wert von Bancalaris Schriften nicht herabsetzen wollen<sup>1)</sup>, denn Meringer fügte gleich selbst hinzu: so segensreich die Sammeltätigkeit Bancalaris sein mochte, so verführend seien seine aus der älteren populärwissenschaftlichen Literatur stammenden Schlagwörter gewesen, und kommt zum Schluß, daß die Jugend vor der Nachahmung Bancalaris zu warnen sei, weil man wegen seiner Methode die größten Befürchtungen hegen müsse. Damit erschienen Bancalaris Verdienste als Feldforscher und als Methodiker gleicherweise zertreten, was auch zweifellos Meringers Absicht war.

Bancalaris Freunde waren selbst schon tot oder schwiegen, starr ob der Vehemenz eines solchen Angriffs. Niemand fand sich, der Meringer erwidert und sich zum Anwalt Bancalaris gemacht hätte. Meringer beherrschte nun das Feld in der österreichischen Hausforschung und wachte scharf darüber, ob sein Name nicht zu selten zitiert würde. Im Zusammenhang mit dem Bauernhauswerk des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines erhob Meringer gegen Anton Dachler einfach deshalb den Vorwurf der Voreingenommenheit, weil die Leser darin nicht merken könnten, wieviel er (Meringer) sich um die Fragen der Hausforschung bemüht hätte<sup>2)</sup>.

Als Willi Peßler, unbeteiligt an der Auseinandersetzung zwischen Meringer und Bancalari, in der Einleitung zu seiner Dissertation über das „Altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung“ (1906) eine mehr vorsichtige als kritische Geschichte der Hausforschung in Kürze zeichnete, da strich er wohl mit Recht heraus, daß durch Gustav Bancalaris induktives Vorgehen eine neue Periode in der gesamten deutschen Hausforschung begonnen habe, setzte aber gleich einschränkend — zweifellos unter dem Eindruck Meringers — hinzu, daß Bancalari angeblich „mit derselben leidenschaftlichen Begeisterung an selbstgebauten Hypothesen hing, die der Grazer Universitätsprofessor Rudolf Meringer nicht minder tat-

<sup>1)</sup> Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, XV, 1905, S. 113.

<sup>2)</sup> Mitt. Anthropol. Ges. Wien, XXXVI, 1906, S. 256.

kräftig, aber methodischer und besonnener vermieden hat“, was die Tatsachen geradezu auf den Kopf stellt, allein schon wenn man bloß an Meringers römische Kachelofenhypothese denkt.

Meringer hat selbst erwähnt, daß Bancalari schon ein Jahr vor ihm seine Hausforschungen aufgenommen habe (nämlich 1889) und dessen erste Publikation im Druck erschienen war, ehe er seine im Manuskript abgeschlossen hatte, so daß er sich auf sie beziehen konnte. Diese eindeutig Bancalari Priorität bestätigenden Ausführungen müssen im Jahre 1931, als R. Meringer starb, längst vergessen gewesen sein, denn Michael Haberlandt verlegte in seinem Nachruf Meringers Arbeit über das Altausseer Bauernhaus vom Jahre 1891 auf das Jahr 1884<sup>1)</sup> und versah Meringer außerdem mit der Alexander v. Peetz zukommenden Ehre, den Anstoß gegeben zu haben, daß im Kreise der Wiener Anthropologischen Gesellschaft das Studium der österreichischen Bauernhausformen aufgenommen würde. Infolgedessen nennt Michael Haberlandt auch Bancalari unter denen gerade noch an letzter Stelle, die „Meringers Ausseer Studien auf Grund eingehender weitreichender Streckenforschung dann auf das erfolgreichste weitergefördert hätten“, während tatsächlich doch zwischen Bancalari Streckenforschungen und Meringers lokaler Studie ursprünglich gar kein Zusammenhang bestand, und, wenn jemand, so doch eindeutig Bancalari als Initiator der exakten Feldforschung angesehen werden muß. Vor dem Jahre 1891 hat Meringer auf dem Gebiete der Hausforschung nichts anderes publiziert als eine dürftige Besprechung von Rudolf Hennings Buch „Das deutsche Haus“<sup>2)</sup>.

Es wird einmal Aufgabe einer unvoreingenommenen Wissenschaftsgeschichte sein, Bancalari Verdienste um die Hausforschung wieder ins rechte Licht zu rücken und zum Nutzen dieses ganzen eigenartigen Forschungszweiges seine Bedeutung als Methodiker herauszustreichen, weil die Hausformenkunde heute so dringend wie damals braucht, was Bancalari immer verlangt und nach bestem Wissen und Gewissen in großzügiger eigener Aufzeichnung erstrebt hat; eine durch keinerlei Hypothesen getrühte Materialaufnahme, die nun allerdings über den engeren Bereich des Bauernhauses hinaus auf alle Wohnstätten auszudehnen wäre.

## Emil Goldmann

Ein Gedenkblatt

Von Hans Lentze

Mit Emil Goldmann, der im Jahre 1942 fern der Heimat im gastlichen England starb, ist ein Gelehrter dahingegangen, dem die deutsche Rechtsgeschichte und die Volkskunde gleichviel verdanken.<sup>1)</sup> Man kann ihm den Ehrentitel eines Meisters der rechtlichen Volkskunde zuerkennen.

<sup>1)</sup> Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XXXVI, 1931, S. 82.

<sup>2)</sup> Allgemeine Kunstchronik, VII, 1883, S. 546. Es darf hier vielleicht erwähnt werden, daß Meringer in dieser Rezension in Anlehnung an die Auffassung der Architektur als gefrorener Musik vom Bauernhaus als „gefrorenem Schnadahüpfel“ schreibt, weil er später in seiner Abrechnung Bancalari den Vorwurf machte, daß er einmal in einem Vortrag in Wien die menschliche Wohnung mit einem Nest oder unpassender Weise den Stephansturm mit einem Paraplui in Zusammenhang gebracht habe, worin sicher nicht mehr als eine rhetorische Entgleisung gesehen werden darf, die Meringer gelegen kam, um die ganze Forschung Bancalari in Mißkredit zu bringen.

Sein Leben verlief still in wissenschaftlicher Arbeit, bis ihn das Jahr 1938 am Ende des Lebens noch aus der Lebensbahn warf. Emil Goldmann wurde am 3. November 1872 zu Karlsbad als Sohn jüdischer Eltern geboren. Sein Leben fiel bereits in eine Epoche, in der der Antisemitismus eine Macht im gesellschaftlichen Leben Österreichs wurde, so daß er sich nur mit gewissen Schwierigkeiten eine Lebensstellung erringen konnte, die seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach. Nach der Absolvierung der Gymnasialstudien wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Bereits während seiner Studienzeit an der Wiener Universität betrieb er besondere Studien auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte und dehnte diese auch auf die Nachbargebiete der Volkskunde, Altertumskunde und Linguistik aus. Im Jahre 1897 wurde er in Wien zum Doktor der Rechte promoviert und absolvierte sodann eine fast einjährige Rechtspraxis am Landesgericht zu Wien. Bald aber erkannte er, daß seine Lebensaufgabe die akademische Laufbahn sei, und er wandte sich ihr allen Hindernissen zum Trotz zu. Oft hat er noch später von den schweren Jahren erzählt, die er nun durchkämpfen mußte.

Nach der Veröffentlichung seines Erstlingswerkes wurde ihm von der Wiener Universität ein Reisestipendium gewährt, das ihm in dem Studienjahr 1904/5 den Besuch der Universitäten Berlin und München ermöglichte. Hier trat er mit den damals führenden Männern der deutschen Rechtsgeschichte, H. Brunner in Berlin und K. v. Amira in München, in Verbindung. Besonders K. v. Amira hat einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Zwischen Meister und Schüler hat stets ein vertrautes Verhältnis geherrscht. Amira hat an Goldmanns Schaffen regen Anteil genommen. Im August 1905 habilitierte sich Goldmann an der Wiener Universität. 1912 erhielt er den Titel eines a. o. Professors. Im gleichen Jahre verheiratete er sich mit Rosa Mantler; er fand an ihr eine Lebensgefährtin, die stets den regsten Anteil an seinem Schaffen nahm. 1916 wurde er wirklicher a. o. Professor für deutsche Rechtsgeschichte und deutsche Rechtsaltertümer an der Wiener Universität. 1932 wurde ihm der Titel eines ord. Professors verliehen. Das Dritte Reich machte seinem Wirken an der Universität Wien ein Ende, im Mai 1938 wurde er pensioniert. Nun begann für ihn eine schwere Zeit voll Angst und Grauen. Die Erlösung brachte ihm im Spätsommer 1939 ein Ruf nach Oslo. Es gelang ihm die Ausreise nach England, wo er in Cambridge ein Asyl fand, da der Krieg glücklicherweise die Weiterreise nach Oslo verhinderte, wo ihn sonst wieder ein hartes Schicksal erwartet hätte. So konnte er noch ungestört einige Jahre voll stiller wissenschaftlicher Arbeit verleben, aus der ihn am 6. Mai 1942 ein plötzlicher Tod herausriß: ein Schlagfluß befel ihm auf dem Rückwege von der Universitätsbibliothek.

Goldmann war ein vorzüglicher Lehrer, seine Vorlesungen waren sehr gediegen und von großer Klarheit. Berühmt waren seine Übungen, hier konnte man viel lernen. Er war da so recht in seinem Element, wenn er voll Gelenkigkeit über die Bänke sprang und vor dem Geprüften erschien, um jedes Einsagen unmöglich zu machen. Seine Lehrtätigkeit erstreckte sich seit den Dreißiger Jahren auch auf das Gebiet der österreichischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Im Rahmen der volkstümlichen Kurse der Wiener Universität hat er zahlreiche Kurse über Rechts- und Wirtschaftsgeschichte sowie über „Anfänge der menschlichen Gesellschaft“ gehalten. — Studenten und jungen Gelehrten, die ihm näher traten, war er ein wohlwollender Freund. Da entfaltete sich so recht der Zauber seiner vornehmen Persönlichkeit. Er war auch immer selbstlos bereit zu Rat und Hilfe, wenn man ihn darum bat.

In seinem wissenschaftlichen Schaffen ist Goldmann seinen eigenen Weg gegangen. Volkskunde und Linguistik interessierten ihn gleichviel wie

sein eigentliches Fachgebiet, darum wählte er sich solche Themen, wo er seine Kenntnisse auf diesen Gebieten verwerten konnte. Er beherrschte die Literatur auf dem Gebiete der Volkskunde und Ethnologie wie keiner seiner rechtshistorischen Fachgenossen. Man staunt über die Fülle des herangezogenen volkskundlichen Materials, wobei sich Goldmann nicht nur auf den germanischen Kulturkreis beschränkt, sondern auch romanische, slavische, lettische, albanische und außereuropäische Parallelen bringt. Bereits in seinem Erstlingswerk<sup>2)</sup> tritt uns seine Methode, durch volkskundliche Betrachtung rechtshistorische Probleme zu lösen, deutlich entgegen. Sie behandelt die Herzogseinsetzung in Kärnten und die merkwürdigen Zeremonien, die dabei vorgenommen wurden. Puntschart<sup>3)</sup> hatte kurz vorher durch eingehende quellenkundliche Untersuchungen den Hergang der Zeremonien klagestellt und eine Deutung derselben zu geben versucht. Er suchte die seltsame Form der Herzogseinsetzung aus altkärntnerischen wirtschaftlichen Kämpfen zu erklären. Darauf entstand eine lebhaft wissenschaftliche Kontroverse<sup>4)</sup>, in die nun Goldmann eingriff, um mit seiner volkskundlichen Methode eine neue Deutung zu geben, die vielfach Annahme fand. Goldmann versucht dabei besonders den initiatorischen Gehalt der Zeremonien herauszuarbeiten. Der Stand der Quellen läßt gewiß einen zwingenden Nachweis nicht zu, so daß jede Deutung mehr oder weniger Hypothese bleiben muß<sup>5)</sup> und die Forschung hat dann später noch andere Lösungen zu geben versucht.<sup>6)</sup> Goldmanns Verdienst besteht aber in der „Einführung von Ergebnissen einer mächtig angeschwollenen ethnologischen und folkloristischen Literatur in die akademisch-kritisch betriebene historische Forschung“.<sup>7)</sup> Ein Problem der altslawischen Verfassungsgeschichte behandelte Goldmann noch einmal in der Miscelle „Premysl-Samo“, in der er die Schreuersche Hypothese von der Identität Samos mit Premysl zu verteidigen suchte und dabei besonders die Frage untersuchte, wieso die Sage aus dem fränkischen Kaufmann Samo einen slawischen Bauersmann machen konnte.<sup>8)</sup>

In seinen „Beiträgen zur germanischen Freilassung durch Wehrhaftmachung“<sup>9)</sup> nahm Goldmann wieder zu einem damals oft diskutierten Problem Stellung. Dabei gelang ihm der Nachweis, daß die Lehre von der urgermanischen Freilassung durch Wehrhaftmachung der zureichenden Begründung entbehrt. Aus einer Illustration der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zu Ssp III § 2 hatte man das Bestehen einer altsächsischen Freilassung durch Wehrhaftmachung gefolgert. Man deutete sie auf eine Freilassung durch den König durch Übergabe von Pfeilen und setzte sie in Verbindung mit der von Paulus Diaconus (I. 13) erwähnten langobardischen Freilassung durch den Pfeil. Goldmann wies nun nach, daß es sich bei den dargestellten Objekten nicht um Pfeile, sondern um Sporen handelt, die der königliche Freilasser dem Freigelassenen nachwirft. Durch diese symbolische Handlung wünscht er ihm Glück, es ist also eine Reisezauberzeremonie. Um eine solche handelt es sich auch bei der langobardischen Freilassung per sagittam, nur bestand hier die Zeremonie in einem Abschießen des Pfeiles.

Wahre Kabinettstücke musterhafter Untersuchungen, bei denen sich Goldmanns volkskundliche Methode bewährte, sind die Arbeiten „Der andelang“<sup>10)</sup> und „Cartam levare“.<sup>11)</sup> Der andelang wurde als Rechtssymbol bei der Liegenschaftübergabe verwandt. Goldmann erklärte das rätselhafte Wort als Kesselhaken und leitete es aus dem romanischen Wort- und Wurzelschatze ab. Das in einigen Stammesrechten übliche Cartam levare war ein Rechtsbrauch, der darin bestand, daß das noch unbeschriebene Pergament, oft mit Tintenfaß und Feder, vom Aussteller auf die Erde gelegt wurde. Dann nahm es dieser auf und überreichte es dem Schreiber oder er ließ es gleich von diesem aufheben. Wollte Brunner diesen Brauch

aus dem Ritus des Liegenschaftsübereignungsgeschäftes erklären, so stellte ihn Goldmann in eine Reihe mit anderen Bräuchen, bei denen ebenfalls ein Legen eines Dinges oder einer Person auf den Erdboden stattfindet. Wir haben es hier nicht mit einem Rechtsbrauche, sondern mit einem Zaubersbrauche zu tun. Die Zauberkraft der Erde soll in das Pergament, in die Tinte, in die Feder eingehen und der darauf geschriebenen Urkunde Dauerhaftigkeit und Unverwüstlichkeit verleihen.

Mit dem Eidzauberritus befassen sich die Arbeiten „Zur Geschichte des fränkischen Eidganges“<sup>12)</sup> und „Chrenechruda-Studien zum Tit. 58 der Lex Salica“<sup>13)</sup>. Die erstere wendet sich gegen Brunners Hypothese, daß der in der Lex Ribuaria (67, 5) erwähnte Eid in circulo et in hasla, hoc est in ramo ein Eid auf Eidring und Haselstab gewesen sei. Er bezeichnet vielmehr den Eid auf der umhaselten Schwurstätte, d. h. in einem Ritzkreis, der durch Haselgerten gebildet wird. Auch das in der Eidestermiologie verwandte Wort harahus wird als ein mit dem Schwerte oder dergleichen in die Erde geritzter Kreis gedeutet. Die dem rätselhaften Tit. 58 der Lex Salica gewidmete Arbeit über die Chrenechruda erklärt dieser dahin, daß er von einem Verfahren handelt, durch das an Stelle des zahlungsunfähigen Totschlägers nähere und entferntere Verwandte zur Zahlung von Wergeldbeträgen herangezogen werden sollten. Dabei hat der Totschläger den eigenen Verwandten einen Offenbarungseid zu leisten, daß er trotz Hingabe seines ganzen Vermögens die Wergeldrestschuld nicht begleichen könne. Der Erdwurf der Chrenechruda-Zeremonie wird dabei als Eidzauberritus im Rahmen dieses Offenbarungseides gedeutet, der durch den Wurf der Vierwinkelerde zauberisch verstärkt wird.

In seiner Abhandlung „Tertia manus und Intertiation im Spurfolger- und Anefangsverfahren des fränkischen Rechts. ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fahrnisprozesses“<sup>14)</sup>, nahm Goldmann zum vieldiskutierten Anefangsproblem Stellung. Er lehnte die herrschende Gewährschaftszugstheorie ab und griff auf die Sequestrationstheorie zurück, die er mit neuen Argumenten verteidigte. Das tertia manus der Quellen wird als Sequester gedeutet und den Prozeßparteien Sequestereigenschaft zugeschrieben. Aus der Interpretation des Tit. 37 der Lex Salica wird das Resultat gewonnen, daß vor Ablauf des trinocium — der Frist von drei Nächten — der Spurfolger, nach Ablauf des trinocium derjenige, bei dem die Sache gefunden worden war, als Sequester den Besitz der Sache erhalten sollte. Die Ausdrücke in tertiam manum mittere und intertiare bezeichnen allgemein den Komplex der Einleitungsformalitäten der sogenannten Anefangsklage. Es hat die Bezeichnung für ein Detail der Einleitungsformalitäten des Anefangsverfahrens, für das Legen der Sache in die Hand des Sequesters (tertia manus) die allgemeine Bedeutung „das Anefangsverfahren beginnen“, die „Anefangsklage erheben“ gewonnen. Auch für das Anefangsverfahren der Lex Ribuaria gelten die gleichen Grundregeln, nur repräsentieren die Bestimmungen der Lex Ribuaria den älteren Rechtszustand. Das ribuarische Anefangsverfahren gleicht in den Grundzügen dem salfränkischen, das ribuarische Spurfolgerverfahren aber berechtigt bei einer vor Ablauf der Dreinächtefrist gefundenen Sache den Spurfolger zur eigenmächtigen definitiven Wegnahme der Sache. Dies dürfte dem ältesten germanischen Recht entsprechen.

Die Erforschung des schwierigen Vulgärlateins der Volksrechte und Kapitularien mit seinen vielen rätselhaften Ausdrücken und Sätzen war das Forschungsgebiet, dem Goldmanns besondere Liebe gehörte. Seine Ergebnisse legte er in Einzeluntersuchungen nieder, die er in Sammelpublikationen zusammenfaßte oder auch einzeln veröffentlichte.<sup>15)</sup> Es finden sich da meisterhafte Untersuchungen, wie etwa die Deutung von pittus als Jagdfalke<sup>16)</sup> oder die Erklärung des Wortes farfalius, das als ein Gegenstand zur Vollziehung des Prozeßzaubers gedeutet wird, woran sich eine Dar-

stellung der Rolle des Prozeßzaubers im älteren deutschen Recht schließt.<sup>17)</sup> Auch die Untersuchung über die Zauberkräft der Erle, die der Erklärung des Erlenholzes im salfränkischen Entsippungsritus dient, sei erwähnt.<sup>18)</sup> und die Erklärung der Extravagante *De terra condempnata* der *Lex Salica*, durch die der Tatbestand des an Grundstücken verübten Schadenszaubers getroffen werden sollte.<sup>19)</sup> Auch rechtsarchäologische Fragen werden erörtert und Deutungen von Handschriften-Illustrationen gegeben.<sup>20)</sup> Einen Terminus der Rechtssprache des Hochmittelalters „*scammonia*“ deutete Goldmann als Wechselgabe, Wechselgeld, Wiedergabe.<sup>21)</sup> Überall erweist er sich als tiefer Kenner des Vulgärlateins der Volksrechte, der auch die gesamte philologische Literatur beherrschte und auch zu rein linguistischen Themen Stellung nahm.<sup>22)</sup> *Devoto*<sup>23)</sup> konnte von ihm mit Recht sagen: Goldmann, che è il maggior rappresentante dei giuristi padroni del metodo linguistico. Ernst Mayer<sup>24)</sup> hat treffend bemerkt: „... vor allem werden die Bemerkungen über das Vulgärlatein der Quellen selbst da ihre Bedeutung behalten, wo man den Lösungen nicht zustimmt. Denn naturgemäß wird man mit so brüchigem Material bei aller Sorgfalt nicht immer zu festen Ergebnissen gelangen.“ Goldmann hat sich immer wieder mit der Kritik auseinandergesetzt und auch mehrmals seine eigenen Deutungen berichtigt.<sup>25)</sup>

Diese Untersuchungen hatten Goldmann immer mehr mit den Problemen der Sprachwissenschaft vertraut werden lassen. Er wandte sich auch dem frühen Latein zu und behandelte ein Problem der römischen Rechtsgeschichte: „Das Alter des römischen Testaments.“<sup>26)</sup> Vor allem nahm ihn eines der reizvollsten Probleme der Sprachwissenschaft gefangen, die Lösung des großen Sprachrätsels der Etruskologie.<sup>27)</sup> dem in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens seine Arbeit in der Hauptsache gewidmet war.

Die deutsche Rechtsgeschichte wird Goldmann immer zu Dank verpflichtet sein, daß er die Volkskunde in weitem Ausmaß der Beantwortung von Fragen dienstbar gemacht hat, auf welche die rechtshistorische Untersuchung allein keine sichere Auskunft gewährt. Er hat ein Grenzgebiet zwischen Rechtsgeschichte und Volkskunde bearbeitet, dessen weiterer Anbau noch reiche Früchte verspricht.<sup>28)</sup> Im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens hat er in den Artikeln: Fußtreten, Ohrfeige, Pfeil, Schlüssel, Sporn, verkehrt, Ergebnisse zusammengefaßt, die er in seinen rechtsgeschichtlichen Schriften erarbeitet hatte, und so auch der Volkskunde wertvolle Dienste geleistet.

<sup>1)</sup> Vgl. den Nachruf von Leifer. Juristische Blätter, Jahrg. 1948. S. 36—38. — Für mannigfache Hinweise bin ich Frau Rosa Goldmann zu Dank verpflichtet.

<sup>2)</sup> Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgeg. von Otto Gierke, H. 68. 1903.

<sup>3)</sup> Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten, Leipzig 1899.

<sup>4)</sup> Vgl. Goldmann, a. a. O., S. 1, Anm. 2, wo die betr. Autoren angeführt sind.

<sup>5)</sup> Jaksch, M. I. Ö. G., Bd. 25. S. 699.

<sup>6)</sup> Zum neuesten Stand der Frage s. Graber, Schwabenspiegel und Einritt am Fürstenstein, Carinthia I, 1942, und dazu Puntschart, Z. R. G., Germ. Abt., Bd. 64, 1944, S. 514 ff.

<sup>7)</sup> Lippert, Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, Jg. 1094.

<sup>8)</sup> M. I. Ö. G., Bd. 30, S. 327—337.

<sup>9)</sup> Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgeg. von Otto Gierke, H. 70. 1904.

<sup>10)</sup> Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgeg. von Otto Gierke, H. 111, 1912.

<sup>11)</sup> M. I. Ö. G., Bd. 35, S. 1—59.

<sup>12)</sup> Festschrift für Karl von Amira, Berlin 1908, S. 79—101.

<sup>13)</sup> Deutschrechtliche Beiträge, herausgeg. von K. Beyerle, Bd. XIII/1, 1931.

<sup>14)</sup> Z. R. G., Germ. Abt., Bd. 39, 1919, S. 145—222; ebda., Bd. 40, 1920, S. 199—235.

<sup>15)</sup> Beiträge zur Interpretation der Kapitularien zur Lex Salica, M. I. Ö. G., Bd. 36, S. 575—594; Beiträge zur Geschichte des fränkischen Rechts, I. T., Wien und Leipzig 1924; Neue Beiträge zur Geschichte des fränkischen Rechts, Deutschrechtliche Beiträge, herausgeg. von K. Beyerle, Bd. XII/1, 1928. Ruoda, Wien 1923; Zum Problem der dilatura, Z. R. G., Germ. Abt., Bd. 52, 1932, S. 43—52.

<sup>16)</sup> Neue Beiträge zur Geschichte des fränkischen Rechts, S. 16 ff.

<sup>17)</sup> Beiträge zur Gesch. d. fränk. Rechts, S. 3 ff.; Neue Beiträge, S. 80 ff.

<sup>18)</sup> Beiträge zur Gesch. d. fränk. Rechts, S. 23 ff.

<sup>19)</sup> Ebda., S. 53 ff.

<sup>20)</sup> Ebda., S. 13 ff.; Neue Beiträge, S. 112 ff.

<sup>21)</sup> Z. R. G., Germ. Abt., Bd. 51, 1931, S. 510—512.

<sup>22)</sup> Zum Gebrauche von aut-haud und von tamen im Latein der Lex Salica, Archivum latinitatis medii aevi, Bulletin Du Cange, Bd. XII, 1937, S. 27—34.

<sup>23)</sup> Reale scuola normale superiore di Pisa, Annali, Sez. Lettere, Ser. II, 2, S. 225.

<sup>24)</sup> H. Z., Bd. 139, S. 374.

<sup>25)</sup> Beiträge zur Gesch. d. fränk. Rechts, S. 47 ff.; Neue Beiträge, S. 11 ff.

<sup>26)</sup> Z. R. G., Rom. Abt., Bd. 51, 1931, S. 223—228.

<sup>27)</sup> Eine kurze Würdigung seiner etruskologischen Arbeiten gibt Leifer a. a. O. S. 38.

<sup>28)</sup> Frölich, Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. XXIV, 1925, S. 179 f.

### Elfriede Strzygowski †

Wie die amtliche Wiener Zeitung vom 9. August 1949, S. 4, berichtet, hat sich Frau Dr. Elfriede Strzygowski im Alter von 41 Jahren in ihrer Wohnung aus unbekanntem Gründen mit Leuchtgas vergiftet.

Elfriede Strzygowski, die älteste Tochter des großen Wiener Kunsthistorikers Josef Strzygowski, hat still neben ihrem Lehrberuf an volkswissenschaftlichen Problemen, vor allem an Fragen der Sagenforschung gearbeitet. Ihre Hauptleistungen sind die Sagenvergleiche in den von Alfred Karasek und ihr gemeinsam gesammelten und herausgegebenen Sagensammlungen der Sprachinseldutschen Polens. Drei solche Sagenbücher, die zu den wichtigsten der nahen Vergangenheit zählen, tragen auch ihren Namen:

Sagen der Beskidendeutschen. Herausgegeben von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski. Mit 8 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und einer Karte. (= Ostdeutsche Heimatbücher, Bd. 3.) 261 Seiten. Plauen i. V. 1930.

Sagen der Deutschen in Galizien. Herausgegeben von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski. Mit 7 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und einer Karte. (= Ostdeutsche Heimatbücher, Bd. 4.) 446 Seiten. Plauen i. V. 1932.

Sagen der Deutschen in Wolhynien und Polesien.  
Herausgegeben von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski. Mit  
Zeichnungen von Friedrich Kunitzer. (= Ostdeutsche Heimatbücher, Bd. 5.)  
LXXXVI + 302 Seiten. Posen und Leipzig 1938. Leopold Schmidt.

### Der Hüttenberger Reiftanz im Jahre 1949

Nach zehnjähriger Unterbrechung fand traditionsgemäß am Dreifaltigkeitssonntag des Jahres 1949 der Hüttenberger Reiftanz wieder statt. Mit großer Freude, Liebe und Sorgfalt eingeübt, wobei besonders auf den Nachwuchs an jungen Reiftänzern hinzuweisen ist, die, alle in vielen freiwilligen Stunden nach harter Schichtarbeit die schwierigen Tanzfiguren einstudierten, nahm das Reiftanzfest einen glänzenden Verlauf. Es war ein wahrer Volks-Festtag nicht nur für Hüttenberg und Umgebung, sondern für ganz Kärnten. Vor vielen Tausenden von Zuschauern, in Anwesenheit des Landeshauptmannes sowie zahlreicher Ehrengäste, erklangen die alten Tanzmelodien und erfreuten die harmonischen, vielfältigen Tanzfiguren Auge und Herz aller Anwesenden. Besonders hervorzuheben ist die wahre Volksfigur des „Hans Obermoar“, prachtvoll vorgelebt von dem über siebzigjährigen Unterwöger. Nach Beendigung des Reiftanzes sowie am Pritschmontag besorgte er in traditionsgebundener Weise und tüchtiger Form das „Pritschen“ aller Gäste<sup>1)</sup>.

Das Zustandekommen der Aufführung des Hüttenberger Reiftanzes 1949 ist einmal der volkhafte Verwurzelung bergmännischen Brauchtums in der Hüttenberger Knappschaft — Arbeiter und Angestellten, zum anderen in der großherzigen und weitgehenden Förderung durch die Österreichische Alpine Montan-Gesellschaft — Generaldirektor Dr. Oberegger und Bergdirektor Tausch, zu danken. Berghauptmann Amtmann aus Klagenfurt hatte in der Person des historischen „Bergkommissärs“ den symbolischen Schutz des Reiftanzfestes als Bergmann, die Tochter Generaldirektor Obereggers, mit Hüttenberg selbst eng verbunden, als liebevolle Reiftanzbraut den symbolischen Schutz für die Zeit der Festtage übernommen. Eine freundlich ausgestattete lesenswerte kleine Schrift über den „Hüttenberger Reiftanz“ wurde seitens der Bergdirektion Hüttenberg herausgegeben und soll für alle Teilnehmer eine Erinnerungsgabe bilden, bis im Frühjahr 1952 die Hüttenberger Bergknappen wieder zu „ihrem Feste“ rüsten.

Franz Kirnbauer.

<sup>1)</sup> Vgl. Franz Kirnbauer, Der „Hüttenberger Reiftanz“ (Wiener Z. f. Vk. Bd. XXXIX, 1934, S. 42 ff.).

## Literatur der Volkskunde

Hanns K o r e n, Leopold K r e t z e n b a c h e r, **Volk und Heimat**, Festschrift für Viktor Geramb, Anton Pustet, Graz, Salzburg, Wien 1949. 320 Seiten, 12 Tafeln und Textabbildungen. S 35.—.

Der sinnvollen akademischen Sitte, einem bedeutenden Forscher und Lehrer zu seinem 60. Geburtstag eine Festschrift zu widmen, sind Schüler und Freunde Viktor Gerambs mit einer zeitbedingten Verzögerung von fünf Jahren gefolgt. In jedem Beitrag spürt man, welche nachhaltige und ausgebreitete Wirkung von der Persönlichkeit des Jubilars menschlich und wissenschaftlich ausgeht. Diese Tatsache wird besonders unterstrichen in den rahmenden ersten und letzten Aufsätzen von Franz Nabl (Graz): Lebendige Vergangenheit, Gedanken zu Viktor Gerambs steirischem Heimatwerk und von Franz Lipp (Linz): Angewandte Volkskunde als Wissenschaft, der zwischen der volkskundlichen Forschung und der Volkstumspflege die angewandte Volkskunde als selbständige Disziplin fordert, eine sehr notwendige Forderung angesichts so vieler falsch verstandener künstlerischer Belebungsversuche im Bereich von Volksbrauch und Volkskunst.

Georg Koch (Gießen) sieht die letzte geistige Orientierung der volkskundlichen Wissenschaft, von Hamann ausgehend, in der menschlichen Grundhaltung der Demut und Ehrfurcht, der sich allein die „Urwahrheit des Menschen“ erschließt. Bedeutsam erscheint uns in diesem Zusammenhang die Ein- und Zuordnung des Genies zum Volk, fort von der Bildungsschicht.

Wie sehr auf allen Gebieten der Überlieferung Elemente vorhanden sind, die erst im geschichtlichen Prozeß sich gebildet haben, um dann Ausgangspunkt für Tradition zu werden, zeigt Hermann Wopfinger in seiner Untersuchung der Entstehung des Anerbenrechtes in Tirol.

Das wichtige Gebiet der Hausforschung wird in mehreren Beiträgen berücksichtigt. Adalbert Kl a a r schenkt eine knappe, aber grundsätzliche Übersicht über die wichtigsten Konstruktionen der bäuerlichen Dachstuhlformen in Österreich, die jeder kennen sollte, der sich ernstlich mit Hausforschung beschäftigt. Klar untersucht dabei auch die früher wenig beachtete Form des sogenannten Sperrhaxendaches, das ohne Zweifel aus der Zeit der Gotik stammen dürfte. Methodisch wichtig ist auch der Hinweis auf die Untersuchung der Dorfkirchendachstühle. Hanns K o r e n hebt die wichtigen städtischen Einflüsse auf das ländliche Bauwesen in den letzten dreihundert Jahren hervor. Die genaue Erkenntnis dieser Einflüsse ist unerlässlich, will man das eigentliche mittelalterliche Erbe des Bauernhauses erkennen. Unsere bisherige Vorstellung von Hauslandschaften ist allzusehr auf der Betonung von Merkmalen gegründet, die dem Nachmittelalter angehören. Das Studium der Forstordnungen, Bauordnungen, Feuerordnungen, des Landrechtes u. ä. bietet zahlreichen Stoff zur Erkenntnis der Veränderungen des Bauernhauses. Die gedruckten Quellen lassen sich durch Heranziehung von Archivalien noch um ein Bedeutendes ergänzen. Die unmittelbare Baupflege, die im 19. Jahrhundert einsetzt, läßt sich quellenmäßig bis in die cameralistische und landwirtschaftliche Literatur des 18. Jahrhunderts verfolgen. Der Wirksamkeit der neugegründeten land-

wirtschaftlichen Schulen (wie etwa der Burghausener) und fortschrittlicher Hofmarkherren wäre noch nachzugehen. Auf Karl Vorherr wurde bereits in den Bayerischen Heften für Volkskunde 1939 hingewiesen. Auch das Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Wiebeking, ein seinerzeit bekannter Spezialist für Brückenbau usw., hat sich in seinen Publikationen mit der Vorbildlichkeit des Bayerischen Bauernhauses beschäftigt. Die Möglichkeiten eines Gedankenaustausches zwischen Wiebeking und dem Freiherrn von Moll sind nicht ausgeschlossen. Ein ungedrucktes Manuskript des Rezensenten (1939) zur Quellenkunde der Bayerischen Bauernhausforschung geht auf diese Fragen näher ein. Die von Koren nachgewiesene Auswirkung auf Steiermark ist außerordentlich beachtlich. — Oskar Mosers Beitrag zur Geschichte und älteren Verbreitung der Rauchstuben im Rosental ist methodisch sehr wichtig. Auch er dient in geschickter Ausnutzung archivalischer und statistischer Quellen der Klärung des Typenwandels während des 19. Jahrhunderts. — Karl Ilg greift von neuem das problematische Thema der Geschichte des Ofens und der Stube auf, methodisch den beiden vorhergehenden Beiträgen entgegengesetzt. Er geht von systematischen Erwägungen aus und verfolgt die auffallende Koppelung von Rauchstube und Holz-, bzw. Blockhaus. Sein vorsichtiger Versuch, den Kochofenkulturkreis nicht mehr rein ethnographisch zu bestimmen, ist recht überzeugend. Er deckt sich mit anderen Erkenntnissen der Hausforschung der letzten Jahre, namentlich auf dem Gebiet des frühgeschichtlichen Hauses. — Erika Hubatschek hat dankenswerter Weise ein noch viel zu wenig bearbeitetes Gebiet, das der bäuerlichen Arbeits- und Gerätekunde behandelt in einer Untersuchung über das innere Stubaital. Das Wissen um das bäuerliche Gerät ist in besonderem Maße dem Untergang verfallen durch die unaufhaltsame Technisierung des modernen landwirtschaftlichen Betriebes. Die bäuerliche Arbeit und das dazu notwendige Gerät hat bisher jahrhundert-, wenn nicht jahrtausendealtes Überlieferungsgut bewahrt. Das hier ausgebreitete Stubaitaler Material könnte noch sprachgeschichtlich weiter untersucht werden. So erscheint die Bezeichnung Spange für die oberen Längshölzer des Hörnerschlittens aus dem Valsër- und Gschnitztal sehr bedeutsam, wenn man berücksichtigt, daß mit „spanga“ in der lex Bajuvariorum jene Längsbalken bezeichnet werden, die die Säulen der Längswände des Hauses mit einander verbunden haben. Die Bezeichnungen „Kuachn“, „Boadling“ und „Eblat“ waren auch am oberen Lech im schwäbisch-bairischen Grenzgebiet bekannt. Der Aufsatz der Verfasserin bringt uns in seinen schlichten Feststellungen gleichzeitig eindringlich das hohe Ethos der bäuerlichen Arbeit nahe und kann damit einen aufgeschlossenen Leser recht nachdenklich stimmen.

Josef Ringle, der erfahrene Erforscher der Tiroler Bauernmöbel, macht uns mit den Bauernmöbeln des Brandenberger Tales bekannt. Das Tal selbst hatte früher keine Tischler; Brixlegg und Kramsach scheinen der Ausgangspunkt für Tischler und Maler gewesen zu sein, aus deren Händen diese Möbelgruppe hervorgegangen ist. Mit diesem Beitrag rundet sich das Bild der alpenländischen Möbel; wir verweisen dabei auf die Arbeiten von Oskar Moser über das Kärntner Möbel und von Christian Rubi über die Bauernmöbel des Berner Landes. — Ernst Burgstaller befaßt sich mit einer älteren, wenn nicht einer der ältesten Schichten der Bauernkunst, indem er Maskenschnitzereien an oberösterreichischen Bauernhäusern nachgeht. In diesen echten Zimmermannsarbeiten an den Endigungen der Stützhölzer unter dem Schrot (andernorts Laubenstützen genannt) vermutet er Darstellungen des alten Hausgeistes („Trakl“). Derartige Maskenköpfe sind auch aus dem Erdinger Land (Oberbayern) nachgewiesen. Soweit die Beiträge zur Sachvolkskunde. Bedauerlicher Weise

konnte das Gebiet der Keramik und der Textilkunst (Volkstrachten) nicht berücksichtigt werden.

Der folgende Teil bringt in seinen Beiträgen zur Brauchtumsforschung, zur religiösen Volkskunde, zur Wortforschung wichtiges Quellenmaterial. L. Kretzenbacher führt an Hand eines in diesem Zusammenhang erstmals veröffentlichten steirischen Volksschauspiels vom Grafen Berdolf und der Gräfin Answerta, die als Mann verkleidet am Sultanshof durch ihren Gesang ihren Mann befreit, den überzeugenden Nachweis, daß das Oidensdrama, insbesondere das Jesuitendrama die wesentliche Grundlage für die Ausbildung des Volksschauspiels der Alpenländer abgab. Dieser Nachweis erscheint grundsätzlich wichtig als Parallele zu Erscheinungen auf dem Gebiet des volkstümlichen Bild- und Sachgutes, das vielfach ebenfalls spätmittelalterlichen Ursprungs ist. Das vielgestaltige Bild unserer volkstümlichen Kultur einschließlich der Volkskunst wäre ohne diese spätmittelalterlichen Impulse weder inhaltlich noch formal möglich geworden. — P. Othmar Wönisch untersucht in „geistvoller Weise“ die historischen Grundlagen der Mariazeller Ursprungslegende. Neben diese geschichtliche Untersuchung müssen volkskundliche Studien treten. Leopold Schmidt hat dies inzwischen bereits zu zeigen versucht in seinem Beitrag zur Vorgeschichte der Sakrallandschaft von Mariazell, in der Zeitschrift *Aus Archiv und Chronik, Blätter für Seckauer Diözesangeschichte*, Bd. II, Graz 1949, Heft 4: „Der ‚mons Mumenalbe‘“. Er verweist darauf, daß möglicherweise ein in der dortigen Gegend verbreiteter Volksglaube an eine oder mehrere Muttergestalten („Muhmen“) der Marienverehrung vorausgegangen sein könnte. — Der Beitrag von Anton Kern, „Admont und der heilige Aman“, greift über das Kirchengeschichtliche nicht weiter hinaus.

Aus einem noch ungedruckten Werk über Faust-Dichtungen der alpenländischen Knappen- und Handwerkerwelt steuert Anton Dörner sehr aufschlußreiches Material über Faust-Kreuz und Teufelsbündner-Kreuz bei, wobei die mannigfachsten Querbeziehungen zwischen Spielbrauch, Volkslesestoff und religiöser Volkskunst aufgedeckt werden. Dörner berührt dabei eines der wichtigsten Probleme ikonographischer Forschung, jene Wechselbeziehung zwischen Bild und Wort, zwischen gegebenem Text und Illustration einerseits und der textlichen Deutung eines Bildwerkes andererseits. Legendäre Erklärung nicht verstandener Bilder und bildliche Illustration selbst visionärer Meditation sind die Gegenpole, in deren Spannungsfeld die reiche Vielfalt der spätgotischen und der barocken Bildwelt sich bewegt. — Das Thema klingt in der Festschrift noch einmal an, in dem Beitrag Georg Grabers über die Kärntner Sage „Die Tauben zu Tüffen“, eine späte Umdeutung der Jakobspilgerlegende.

Rudolf Kriß bietet eine kurze Übersicht über die dinglichen Ausprägungen des Volksglaubens über die Gemse und den Steinbock im Amulettwesen.

Der letzte Teil der Festschrift enthält endlich noch einige in sich sehr abgerundete Spezialstudien. Richard Beitzl befaßt sich mit den methodischen und inhaltlichen Problemen einer wissenschaftlichen Veröffentlichung des Vorarlberger Sagenschatzes, der im 19. Jahrhundert erstmals von Franz Joseph Vonbun gesammelt wurde, und einer allgemein zugänglichen Edition entsprechend den modernen Forschungsgrundsätzen bedarf. — Leopold Schmidt greift die noch viel zu wenig bearbeitete Redensartenforschung auf und berichtet vom Stand und ihren Aufgaben gerade an Hand des von ihm schon tief erschürften Wiener Materials.

Raimund Zoder (Der „Steirische“ und der „Straßburger“) und Richard Wolfram (Die Volkstanznachrichten in den Statistischen Er-

hebungen Erzherzog Johanns) liefern in glücklichster gegenseitiger Ergänzung einen tiefen Einblick in die Geschichte des alpenländischen Tanzwesens. — Nicht vergessen sei der Bericht des heimgegangenen Salzburger Volkskundeforschers Karl Adrian über die Schnalzbürauche im Salzburgischen, der noch lebendiges Brauchtum in plastischer Eindringlichkeit beschreibt.

Diese kurzen Hinweise auf den Inhalt der Festschrift können leider nur andeuten, wie sehr sie eines einläßlichen Studiums wert ist. Wenn heute Volkskunde tatsächlich eine anerkannte Wissenschaft ist, so verdankt sie dies wesentlich dem unermüdliehen Forschen und Wirken des also Gefeierten.  
Torsten Gebhard.

Anton Dörrer, **Tiroler Fasnacht** innerhalb der alpenländischen Winter- und Vorfrühlingsbräuche. (= Österr. Volkskultur, Bd. V), Wien 1949. 480 Seiten, Österreichischer Bundesverlag, S 65.—.

Der Verfasser, der auf dem Gebiet der Volksschauspielforschung schon mit vielen Arbeiten hervorgetreten ist, legt hier eine umfangreiche Monographie der Tiroler Fasnachtsbräuche vor, in die, über die engere Problemstellung hinaus, ein Großteil des Dörrerschen Lebenswerkes hineinverarbeitet wurde. So erscheint das besondere Thema stets als in den geistigen Raum der gesamten Volkskunde eingespannt.

Im 1. Kapitel „Ausgangspunkte“ wird der allgemeine Sinnzusammenhang hergestellt. Dabei berührt es besonders sympathisch, daß es der Verfasser vermeidet, sich auf eine Theorie allein zu stützen, die sämtlich durch ihr Bestreben, ein so weit verzweigtes Brauchtum mehr oder weniger auf eine einzige Wurzel zurückzuführen etwas einseitig wirken. Er diskutiert zwar diese Theorien, mögen sie sich nun an den Mannhardtschen Vegetationskult, den Meulischen Totenkult oder an die Männerbündische Schule Rudolf Muchs anlehnen, stellt aber darüber hinaus die einzelnen Brauchformen stets in den natürlichen Lebenszusammenhang, in dem er der altersmäßigen und sozialen Gliederung der Brauchtumsträger und ihrer Einordnung in die heimische Landschaft sowohl als in den Jahreskreislauf ihr gebührendes und, wie mir scheint, ausschlaggebendes Recht läßt. So dokumentiert der Verfasser in überzeugender Weise eine enge persönliche Verwachsenheit mit dem Gebiet seiner Forschung.

In den folgenden drei Kapiteln werden die einzelnen Bräuche genau beschrieben. Das zweite, „Im Vorfeld der Fasnachtsbräuche“ beginnt mit der Darstellung des Perchtenbrauches. Die Herkunft und Altersfrage wird an Hand der verschiedenen Lehrmeinungen diskutiert. Dabei wird besonders den Traditionswanderungen Ljungmans gegenüber, nach denen es den Anschein hat, als seien so ziemlich alle unsere Jahreslaufbräuche nur gesunkenes Kulturgut aus dem geistigen Reservoir der orientalischen Hochreligionen rings um das Mittelmeerbecken, eine wohlthuende Zurückhaltung an den Tag gelegt. Dörrer selbst hält den Brauch für wesentlich der bayrisch-alpinen Volkskultur zugehörig, wobei Nachwirkungen einer älteren illyrischen Schicht als wahrscheinlich angenommen werden. Auch der christlichen Einwirkung wird ihr gebührender Platz eingeräumt, ohne daß diese jedoch übertrieben betont wird, wie denn überhaupt bei Dörrer alles auf ein gesundes Maß gebracht ist. In der Folge werden die einzelnen Gestalten, die beim Perchtenlauf auftreten, zusammen mit ihnen verknüpften Gebräuchen dargestellt, wobei der Verfasser die tirolischen Sonderformen stets im Zusammenhang des gesamten Komplexes behandelt.

Der zweite Unterabschnitt dieses Kapitels ist einem typischen Vorfrühlingskult, dem Pflug- und Blochziehen, gewidmet. Er ist in Südtirol besonders stark ausgeprägt, wo die Gestalt des Egetmannes im Mittelpunkt

steht und als Charakteristikum wirkt. Sein Auftreten in Nals und Tramin wird daher ausführlich gewürdigt. Demgegenüber erscheint das Blochziehen mehr in Nordtirol und besonders im Oberinntal gepflegt zu werden, wo es in der Gegend um Landeck noch heute große Beliebtheit besitzt. Im Gegensatz hiezu führt uns die Sitte des Funkenschlagens wiederum nach Südtirol zurück, wo uns Dörrers Schilderungen vor allem ins obere Vintschgau, nach Prad und Stills und andere Orte führen. Manche Beziehungen weisen hinüber nach Graubünden, aber auch nach Nordtirol, und über das Scheibenschlagen im Oberinntal lassen sich die Linien nach dem Allgäu und den übrigen alemannischen Raum unschwer verfolgen. In die bürgerliche Stadtkultur des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit führen uns die Schwerttänze von Innsbruck, Brixen und Sterzing, die am Schluß dieses Abschnittes kurz erwähnt werden.

Das dritte Kapitel „Hauptplätze der Tiroler Fasnacht“ bietet gewissermaßen den Höhepunkt des Buches. Dabei steht das Imster Schemenlaufen im Vordergrund der Betrachtung, als ein Brauch, der bis zum heutigen Tag seine uneingeschränkte Lebendigkeit bewahren konnte. Seiner Beschreibung und seiner Geschichte widmet sich der Verfasser mit besonderer Liebe, was ja auch in der Widmung des Buches an die Gemeinden Imst und Nassereith, in denen das früher in ganz Tirol verbreitete Schemenlaufen einen besonderen Hort gefunden hat, zum Ausdruck kommt. Der Umstand, daß in ihm sein ursprünglich bäuerlich-kultischer Charakter im Lauf der Jahrhunderte zurückgetreten ist und sich in der äußeren Erscheinungsform mehr und mehr den bürgerlich-profanen Fasnachtsbräuchen angeglichen hat, also sozusagen mit der Zeit ging, ist wohl der Hauptgrund hierfür. Auch heute noch ist keine Erstarrung festzustellen: In den sich den überlieferten Grundgestalten anschließenden Faschingswagen wird modernstes Zeitgeschehen persifliert.

Diesem vielleicht eindrucksvollsten Abschnitt des Dörrerschen Werkes folgen die Schilderungen verwandter Bräuche, als welche das Schleicherlaufen in Telfs, die Axamer Wampeler-Reiter, die Huttler von Thaur und die Maschgerer um Hall vor allem anzusehen sind.

Das vierte und letzte Kapitel trägt den Titel: „Sondergestaltungen der Fasnacht“. Von den hier angeführten Bräuchen können das Fasserössel von Hall und die Sterzinger Moosfahrt, die zu den Fasnachtsitten im engeren Sinne zu zählen sind, sowie das Grasausläuten im Unterinntal und der Osttiroler Sauerer, welche letztere an Georgi abgehaltene spätfrühjahrliche Vegetationskulte darstellen, noch als speziell tirolische Formen bezeichnet werden, während die übrigen hier noch erwähnten Dinge, wie z. B. der Metzgersprung, einen weiteren Verbreitungskreis besitzen.

Die Tatsache, daß Dörrer als Bibliothekar an der Universität Innsbruck wirkt, kommt dem stattlichen Werke insofern besonders zugute, als es ihm dadurch leicht möglich war, an die Quellen heranzukommen und sie im Sinne einer Brauchtumsgeschichtlichen Darstellung zu verwenden. Ein gewisser Nachteil ist auf der anderen Seite nicht zu übersehen: es ist für den Leser nicht immer leicht zu erkennen, wo die Gegenwartsbeschreibung eines Brauches aufhört und die historische Darstellung beginnt; ein allerdings mehr formaler Mangel, der bei etwas größerer Sorgfalt in der Diktion leicht zu vermeiden gewesen wäre. So weiß man oft nicht genau, ob man gegenwärtig erlebtes oder aktenmäßig erschlossenes Brauchtum liest, zumal der Verfasser auch mitunter bei der Schilderung ein und derselben Sitte sich abwechselnd zwischen beiden Bereichen bewegt. Diese Feststellung soll indessen den Wert der Arbeit nicht herabsetzen, sondern ist als Anregung gedacht, bei einer Neuauflage diesen verhältnismäßig unwesentlichen Schönheitsfehler zu verbessern.

Rudolf Kriß.

Leopold Schmidt, **Steifl von Newhausen**. Ein burgenländisches Fastnachtspiel des frühen 17. Jahrhunderts (= Burgenländische Forschungen, Heft 5) Horn—Wien 1949, 56 Seiten.

So sehr die volkskundliche Erforschung des Burgenlandes im allgemeinen hinter der anderer Länder zurücksteht, auf dem Gebiete des Volksschauspiels zählt das jüngste Bundesland Österreichs zusammen mit seinen jenseits der Staatsgrenzen liegenden östlichen und nördlichen Nachbarbereichen zu den frühest und besterforschten Landschaften. Stehen doch die Berichte und Textausgaben der Spiele von Oberufer, der Schüttinsel und der Preßburger Weinbauern wie die des nördlichen Heidebodens schon am Beginn der Beschäftigung mit diesem jüngstentdeckten und -geschätzten Zweig der Volksdichtung. Die Namen seiner Erforscher von dort: Karl Julius Schröer, Markus Heinzl, P. Remigius Sztachovics blieben bedeutend auch später, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch die anderen Länder Alt-Österreichs sich dieser Art Volksüberlieferung besannen, ihre Texte zu sammeln, die Spiele zu bearbeiten und herauszugeben begannen.

Leopold Schmidt gehört zu jenen, die die Volksschauspielforschung in Österreich am kräftigsten vorwärts getrieben haben. So legt er nach frühen Darstellungen des Volksschauspielwesens des Burgenlandes (Wiener Zeitschr. f. Volkskunde XLI, 1936, 81 ff.) und entscheidender Mitarbeit am Standardwerk Josef Ernyey-Géza Karsai-Leopold Schmidt „Deutsche Volksschauspiele aus den Oberungarischen Bergstädten“ (I, Budapest 1932, II/1, II/2, 1938) in der vorliegenden Publikation ein bisher wohl mehrfach genanntes, auch in einem Rohdruck wiedergegebenes Spiel des Burgenlandes vor, das jedoch erst in dieser mustergültigen kritischen Textausgabe seinen Wert für die Germanistik erkennen läßt und in der Aufhellung der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge dieses Spieles in seiner zeitlichen Kontinuität vom frühen 17. Jahrhundert über die gesonderte und ausdrückliche Nennung im thesianischen Spielverbot von 1751 bis mindestens zum burgenländisch-westungarischen Volksschauspielleben des späten 19. Jahrhunderts sich als Kulturdokument besonderer Art erweist.

Von zwei bäuerlichen Handschriften aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgehend (Nachlaß Sztachovics in der Bibliothek der Erzabtei Pannonholma-Martinsberg in Ungarn, Nachlaß Ebenspanger-Oberschützen) gelang Schmidt die Verbindung zu einer Theaternotiz aus Ödenburg, wonach ein Schulmeister Heinrich Wolweber zu Pfingsten 1628 dort eine „Christliche Comödie“ „benebens einem mitunterlaufenden Spiele von einem Bauernknecht, ders Hern Handwerk lernen will“ aufzuführen gedachte, dadurch, daß er die burgenländischen Bauernspieltexthe des späten 19. Jahrhundert unmittelbar mit einem unikalenen Druck der Preußischen Staatsbibliothek Berlin identifizieren konnte. Diesen ohne Verfasseramen und Ort erschienenen Schuldramendruck hatte Schmidt noch im Jahre 1941 photokopieren lassen und legt ihn im zweiten Teile dieser Publikation in einer textkritischen, in der Verszählung mit den Handschriftfassungen verglichenen Neudruck vor. Aus seiner beigegebenen eingehenden Kommentierung dieses Leittextes eines nachweisbar durch mehr als zweieinhalb Jahrhunderte lebenden Textes und eines der ältesten Spiele der burgenländisch-westungarischen Volksschauspiellandschaft geht hervor, daß es sich um ein Thema aus dem Kreise der „Nachspiele“ im Sinne des heiteren Satyrspieles der Antike handelt, wie es sich auch das aus humanistischer Tradition erwachsene protestantische deutsche Schuldrama als befreienden Abschluß einer religiösen Spielfolge (Weihnachtsmysterium) — im Gegensatz zur Gepflogenheit der innigen unmittelbaren Verquickung von Ernst und Heiterkeit im mittelalterlichen Mysterienspiel! — nicht entgegen hatte lassen. Bezeichnend genug, daß uns diese Art weltlich-heiteren Nachspiels aus niederer Alltagssphäre zu einem biblisch-geistlichen Kultspiel im Be-

reich des protestantischen Volksschauspiels der Renaissancestufe, nämlich im „Schuster- und Schneider-Spiel“ als Anhang zum Oberuferer Paradeis- und Weihnachtsspiel begegnet! Nicht umsonst läßt sich ferner die Kontinuität dieser Art Mysterienspielabschluß mit einem brauchwürdigen Nachspiel in der Heimat der Oberuferer Spielträger, in Innerösterreich in einer freilich barockisierten Form — als geistliche Kontrafaktur im Schäferspiel! — bis zur Gegenwart nachweisen. Schmidt vermutet daher mit Recht, daß gerade die Stellung als Satyrspiel das lange Fortleben des weltlichen Themas vom Steffl von Neuhausen, der nicht mehr Bauernknecht bleiben will und auf die Universität Ingolstadt zieht, um „das Herrenhandwerk zu lernen“, überhaupt erst ermöglichte.

Eine bäuerliche Liebesgeschichte mit Hindernissen (Steffl, der Knecht und Gretl, die eitle Tochter des Bauern) verbindet sich mit dem alten Schwankmotiv vom Bauern, der studieren will und es doch nicht kann. Aus dem anregenden Verstext spricht den Leser eine Fülle kulturhistorischer Einzelheiten (z. B. die Darstellung der scherzhaften studentischen Einführungsszene, der „Deposition“) an. Schmidt geht ihnen in literarhistorischer Untersuchung nach. Neben dem weit verbreiteten Erzählgut aus Schwank und Novelle kehren Züge wieder, denen Schmidt Textproben aus einem bisher ebenfalls noch nicht neugedruckten Unikat eines österreichischen, motivverwandten Fastnachtspieles „Fritzel Fingerhut“ von 1628 zur Seite stellt. Ein Schlußlied von dreizehn Strophen im Stile der Gesellschaftslyrik des 16. Jahrhunderts vereint die Spieler im Kreise.

Daß sich die „Burgenländischen Forschungen“ die Aufnahme dieses nicht nur für das Burgenland bedeutsamen Fastnachtspieltextes angelegen sein ließen, sei von der Volkskunde und der Germanistik dankbar anerkannt. Darf ein Wunsch für eine zweite Auflage ausgesprochen werden, so sei es die dringende Bitte nach Aufnahme des Titelbildes, einer Druckseite und vielleicht auch der Vignetten jenes von Schmidt in Berlin photokopierten und anscheinend jetzt im Krieg vernichteten Unikatdruckes der Preußischen Staatsbibliothek. Vielleicht vermag die typographische Forschung aus Holzschnittbild, Lettern und Zierleisten im Vergleichswege einen Hinweis auf Erscheinungsort, Illustrator und mittelbar auf den möglichen Verfasser beizubringen, da sie vorerst trotz der Spieldatierung von Ödenburg 1628 noch unbekannt bleiben.

Leopold Kretzenbacher.

Rudolf Egger, **Teurnia**. Die römischen und frühchristlichen Altertümer Oberkärntens. 3., umgearbeitete und vermehrte Auflage. 92 Seiten mit 30 Abb. und 2 Kartentafeln. Klagenfurt, 1948, Ferd. Kleinmayr. S 9,--

Der berühmte, vom Österreichischen Archäologischen Institut herausgegebene Führer liegt in der auf den letzten Stand der Ausgrabung und Interpretation gebrachten 3. Auflage vor und bedeutet auch für den Volkskundler ein wertvolles Hilfsbuch. Aus sämtlichen Abschnitten, die der Geschichte Oberkärntens in römischer Zeit, der Stadt Teurnia und ihren Überresten, der Friedhofskirche von Teurnia, dem Museum und schließlich als allgemeiner Überblick den römischen Denkmälern Oberkärntens gewidmet sind, hebt sich die steigende Anteilnahme der Archäologen an den einheimischen Menschen der vorrömischen und römischen Periode deutlich hervor. Zum Kult der Alpenkelten werden so neue Beiträge geliefert, z. B. der Name einer sonst noch unbekanntem Göttin Abiona (S. 50), und aus manchem Personennamen läßt sich Vorgeschiedliches herauslesen, etwa aus dem Ambidrabus (S. 73). Von den Kunstdenkmälern sei nur besonders auf das Seitenkapellen-Mosaik der Friedhofskapelle (S. 35 ff.), auf das Weinstockrelief mit den Tieren (S. 54f.; gute Abbildung: Die österr. Furche, 5, Nr 6

vom 5. Februar 1949, S. 1) und die Jahreszeitendarstellungen (S. 68) aufmerksam gemacht. Leider sind die nach Lichtbildern gefertigten Abbildungen etwas zu dunkel geraten. Leopold Schmidt

Edgar Baumgartner, **Maria Sonnenberg, Seelisberg-Uri**. Im Spiegel der Volksfrömmigkeit, der Wallfahrtsgeschichte, der religiösen Volkskunst und der Volkskunde. 320 Seiten. Seelisberg 1948, Verlag Pfarramt Seelisberg.

Der Pfarrer von Seelisberg, der die kleine, aber vielbesuchte Sonnenberg-Wallfahrt über dem Vierwaldstättersee betreut, hat, ein sehr bemerkenswerter Vorgang, die Votivaktion der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zum Anlaß genommen und an Stelle der üblichen Wallfahrtsbüchlein eines geschrieben, das nicht nur die Geschichte, sondern vor allem die Volksverehrung seiner Gnadenstätte ausführlich behandelt. Alles Historische dieser durch die Gegenreformation zur Blüte gebrachten Marienwallfahrt wird mit Beigabe aller Urkunden usw. und besonders auch aller erreichbaren älteren Bilder ausführlich dargestellt. Der zweite Teil aber ist ausdrücklich: Mirakelbuch überschrieben, und verzeichnet die Votive und besonders die Votivtafeln, die sich zu Hunderten in der Kapelle erhalten haben, gewissermaßen als Ersatz für ein tatsächliches Mirakelbuch. Dabei werden 546 datierte Votivtafeln beschrieben und in systematischen Aufstellungen ausgewertet. 37 davon sind abgebildet, eine äußerst wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der schweizerischen Volkskunst in dieser Hinsicht. Da die auf den Votivbildern dargelegten Wallfahrtsgründe zudem noch so manchen bemerkenswerten Einblick in das innerste Volksleben gewähren, kann man dieses Wallfahrtsbuch nur als eine sehr dankenswerte Erweiterung unseres Wissens um die schweizerische Volkskultur bezeichnen. Leopold Schmidt

Karl Ilg, **Die Walser in Vorarlberg**. 1. Teil. (= Band 3 der Schriften zur Vorarlberger Landeskunde.) Dornbirn 1949.

Es gab eine Zeit, in der man glaubte, die Begriffe Volkskunde und Bauernkunde müßten sich decken. Heute sind wir über diese Etappe hinausgewachsen. Wir beschäftigen uns auch mit einer Volkskunde der Gewerbedörfer, der Kleinstädte und Großstädte.

Andererseits bringen wir aber auch in die Volkskunde des Bauerntums mannigfaltige Gliederungen. Wir bemühen uns, die tiefgehenden Verschiedenheiten zwischen Siedlern in Einzelgehöften und Dorfbewohnern, zwischen Tal- und Bergbauern, zwischen Gäu- und Waldbauern aufzudecken. Auf diese Weise müssen wir die seelisch-geistige Wesensart verschiedener Bauerntypen biologisch unterbauen. Biologie bäuerlichen Wesens heißt vor allem Wirtschaft und Siedlung, auch erdkundlich und geschichtlich zu untersuchen. Damit kommen wir über Abstammung und Erbanlagen hinaus zu den Naturfaktoren Boden und Klima. Gerade volkskundliche Untersuchungen von Einzelhofgebieten lehren uns, daß jede seelisch-geistige Volkskunde einen starken biologischen Unterbau und von diesem hinabsteigend sogar physikalisch-chemische Kräfte in der Landschaft berücksichtigen muß.

Wir schulden dem Dozenten für Volkskunde an der Universität Innsbruck Karl Ilg einen ganz besonderen Dank, daß er in dem vorher dargestellten Sinne die Walser, ein interessantes Bergbauernvölkchen, sehr gründlich erforschte.

Die Walser leben meist in Einzelgehöften ganz nahe an der Grenze menschlicher Siedlungsmöglichkeiten. Sie wanderten um das Jahr 1300 aus dem obersten Rhonetale vom schweizerischen Kanton Wallis über Graubünden in verschiedene Hochtäler Vorarlbergs ein.

So gesellte sich zu den älteren Schichten im Lande Vorarlberg, den schwäbischen Bregenzer Wäldlern, ferner den rhäto-romanisch unterbauten Montafonern und Walgauern noch ein dritter jüngerer Schlag. Die Walser sind auch Schwaben, aber hochalemannischer Prägung.

Da Ilg selbst ein Schwabe ist, offenbart sich diese seine Wesensart im ganzen Aufbau des etwa 200 Seiten umfassenden Buches. Es gibt in diesem Werke nirgends ein starres entweder — oder, sondern nur das abwägende: sowohl — als auch. Wiederholt betreibt Ilg Faktorenanalyse im Sinne der modernen Koeffizientenlehre. Wir finden eine Auflösung in die bewirkenden Kräfte nicht allein beim Boden und beim Klima, sondern ebenso bei der Graswirtschaft, bei den Siedlungsformen, beim Verhältnisse des Wohnhauses zu den Wirtschaftsgebäuden.

Walserwirtschaft heißt eine einseitige Viehwirtschaft im Sinne der Jungviehzucht und der Milchgewinnung. Weidebetrieb und Heuarbeit, insbesondere der Wert des Mähens mit der Sense werden grundlegend gewürdigt. Walsersiedlung besagt: hochgelegene Einzelsiedlung, jedoch aufgelöst in die Dreistafelung: Heimgehöfte, Maisassen (Anfang Mai bis Mitte Juni und Ende September bis Mitte Oktober) und Wohnen in Almen (hier interessanter Weise keine Einzelalmen, sondern Almendörfer).

Der ganz ausgezeichnet Abschnitt Das Arbeitsjahr der Walser verknüpft Siedlung und Wirtschaft zu einem organischen Aufbau. Wir sehen in diesem Buchteile eine treffliche Unterlage für die Darstellung von Nachbarschaft, Sitte und Brauchtum, Spiel, Sage, Lied u. a., die uns der zweite Band über die Walser ankündigt.

Ich halte die Arbeit Ilgs nicht allein für die Erforschung des kleinen, aber so interessanten Völkchens der Walser für grundlegend. Ilg beschließt den ersten Band mit Worten W. H. Riehls über die allgemeine völkische Bedeutung der Bergbauern. Er hätte aus den Schriften des großen Volksforschers auch Zitate bringen können, welche die Wichtigkeit der Verknüpfung zwischen Land und Leuten, zwischen Siedlung und geistig-seelischer Wesensart darlegen könnten. Vor allem sind ganz selten Volkskunden kleinster, leicht überschaubarer Gebiete geschrieben worden, die Analyse und Synthese so wunderbar verknüpfen, wie dies im ersten Bande Ilgs der Fall ist. Allein durch diese Tatsache wird das überaus klar geschriebene Buch ein ausgezeichnetes methodischer Führer für jeden Lehrer, der ein Dorf erforschen oder die Volkskunde einer Talschaft schreiben will. Wer nur Analyse betreibt, kann ein ganz wertvoller Handlanger einer Wissenschaft werden; wer voreilige Synthesen bringt, kann eine treffliche Eignung zum Dichter haben. Die moderne Wissenschaft der Volkskunde ist aber weder Sammeln noch romantisches Dichten allein, sondern eine große Zusammenschau. Landschaft, Siedlung und Wirtschaft sind die Grundlagen jeglicher Volksforschung, also auch der Volkskunde. Auch Siedlungs-, Wirtschafts- und allgemeine Kulturgeschichte müssen immer ihre Berücksichtigung finden. In diesem Sinne können wir mit großer Spannung dem zweiten, dem Abschlußbande Ilgs entgegenblicken.

Eduard Kriechbaum.

### Zu: Karl Ilg: Die Walser in Vorarlberg, 1. Teil.

Erst im dritten — und bedauerlicherweise auch kleinsten — Teil, beschäftigt sich Ilg mit der Siedlung der Walser.

In der Gestaltung des Hauses spielten die Umwelteinflüsse eine bedeutende Rolle. Gleiche Bedingungen und gleiches Material schufen einen einförmigen Haustypus. Um das Wohnhaus, das ursprünglich ein Einraum

war, scharen sich Futterställe, Scherme und Heubarg. Die Gebäude zeigen mit der Giebelseite ins Tal. Unter dem Dache befand sich ein Obergeschoß, in das man über eine Holznägelleiter oder durch ein Loch über dem Herd gelangte.

Heute ist dieser Typus fast gänzlich dem mehrräumigen Haus gewichen. Selbst die Almhütten weisen mindestens zwei Räume auf. Der Eingang liegt traufseitig und führt zunächst in die Küche ohne Überboden. Die Wände sind aus roh zubehauenen Vierkantern gefügt und die Türe, meist der einzige Lichteinlaß, besteht aus zwei waagrecht geteilten Flügeln. Herd und Stubenofen bilden fast immer eine bauliche Einheit. Der Verfasser meint in dieser Tatsache einen Hinweis auf eine ehemalige Rauchstuben-, bzw. Kochofenverbreitung zu erblicken.

Diese Auffassung dürfte allerdings nicht zu halten sein. Eine Verbindung eines Küchenherdes mit einem Stubenofen ist wegen des gemeinsamen Rauchabzuges seit dem 18. Jahrhundert oft und oft eingerichtet worden. Aber eine solche, an sich junge Verbindung ist durchaus noch keine Rauchstube. Eine solche ist vielmehr ein uralter Hauptwohnraum, der den Herd (im selben Raum!) einem mächtigen Ofengetüm angegeschlossen hat, wobei weder der Herd noch der Ofen einen Rauchfang hatten. Vielmehr quillt der Rauch frei unter der verrußten Decke und findet nur durch kleine Rauchfensterchen und ein Rauchloch über der Tür geringen Abzug. Weiter: der Ofen der Rauchstube ist niemals ein Stubenofen, sondern gleichzeitig Koch-, Back-, Bade- (Schwitzbad-) und Schlafofen, deutet also schon dadurch auf östliche Herkunft (Karpathen, Weißrußland, Finnland). Geramb<sup>1)</sup>, der sich mit der Rauchstube am eingehendsten befaßt und sie als einen eigenen, streng gekennzeichneten Typus uralter Wohnkultur erkannt hat, nahm daher an, daß der genannte Kochofen der Rauchstube von den Alpenlawen aus Osten hereingebracht worden sei, während die Deutschen den Herd und die übrige Stubeneinrichtung mitgebracht und aus der Vermischung beider die „Rauchstube“ geschaffen hätten. Sie war bis vor 50 Jahren in Kärnten und Steiermark häufig; Spuren fanden sich auch in Salzburg und Tirol.

Abschließend geht der Verfasser kurz auf den Bevölkerungsstand an der oberen Siedlungsgrenze ein und endigt sein Werk mit den Worten Wilhelm Heinrich Riehls: „Ein Volk muß aussterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen.“

Helmut Stöcklmaier.

**Osttiroler Heimatblätter.** Lienz in Osttirol, Bezirkslandwirtschaftskammer.

Mit der Auflösung Tirols in drei Teile, Nord-, Süd- und Osttirol, im Jahre 1918/19 mußte sich der Lienzer Bezirk für eine eigene Presse und eine vertieftere Heimatkunde sorgen; er fügte seinen damaligen „Lienzer Nachrichten“ im Jahre 1924 „Osttiroler Heimatblätter“ als halbmonatliche Beilage bei. Wenn sich diese Heimatblätter mit den nordtirolischen oder mit der Südtiroler Heimatmonatsschrift „Der Schlern“ an Umfang und Inhalt niemals messen konnten, errangen sie doch allmählich eine gesicherte Stellung innerhalb des Bezirkes, an der sich vornehmlich Karl Maister, Franz Kollreider und Hans Waschglar als leitende Persönlichkeiten verdient machten. Nach dem Zusammenbruch von 1945 erstanden die „Osttiroler Heimatblätter“ im 14. Jahrgang als heimatkundliche Beilage des nunmehrigen Wochenblattes „Osttiroler Bote“ wieder; sie liegen nun im 17. Jahrgang vor. Zumeist enthalten die vier Quartseiten der Zweiwochen-

<sup>1)</sup> Geramb, Kulturgeschichte der Rauchstuben, „Wörter und Sachen“, Bd. IX/1926, Heidelberg.

beilage geschichtliche Beiträge. Aber auch die Volkskunde, die Kirchen- und Kunstgeschichte und die Vorgeschichte des Lienzer Bezirkes werden wiederholt berücksichtigt und die einschlägigen Druckschriften regelmäßig besprochen. Im Jahre 1949 konnte die Schriftleitung wieder eigene Sonderhefte hinzufügen, so eines über den heimischen Historiker Albert von Muchar und eines über den 600jährigen Bestand des Karmeliten-Franziskaner-Klosters in Lienz. Letzteres stellt einen besonders sorgfältigen Beitrag zur Kirchen- und Kunstgeschichte und religiösen Volkskunde des Bezirkes dar. Es wäre daher zu wünschen, daß die „Osttiroler Heimatblätter“ durch Austausch auch in anderen Alpenländern Verbreitung und Beachtung fänden und die bisherige Vernachlässigung dieses für die Volkskunde sehr ergiebigen Gebietes wettmachten. Anton Dörrer.

Anton Dörrer, **Der Judas von Erl**. Erinnerungen des Tiroler Passionsspielleiters. Innsbruck, Felizian Rauch, 1947, 48 Seiten.

Anton Dörrer ist mit dem Tiroler Passionsspiel nicht nur durch Jahrzehnte eines unermüdlichen und fruchtbaren wissenschaftlichen Erforschens des Volksschauspiels und Prozessionswesens vom Mittelalter bis zur Gegenwart verbunden. Er blieb auch sein unentwegter Betreuer, war durch Jahre Spielleiter des berühmtesten Tiroler Spieldorfes Erl bei Kufstein und setzt sich jetzt nach dem zweiten Weltkrieg in dem Maße für die Wiederaufnahme des Tiroler Passionsspielbrauches ein, wie er sich heftig gegen das (dann doch nicht durchgeführte) Experiment einer Passionsspielneuschöpfung für Salzburg wandte. So stellt Dörrer in einem kleinen Büchlein eine der markantesten Gestalten des Erler Passionsspiels von 1912 heraus, den Judasspieler Roaner-Schorsch, in dessen vollsaftiger Unterinntaler Vitalität sich ein Gutteil der Eigenart jener Tiroler Spielbauern widerspiegelt, die in jedem Falle eine seltsame Mischung von sehr realistischer Bauernschläue und geschäftlicher Betriebsamkeit auf der einen Seite, einer naiv-frommen Religiosität in der Spielauffassung auf der anderen Seite zeigen. Das außerordentlich lebendig und anziehend geschriebene Erinnerungsbüchlein Dörrers gewährt tiefe Einblicke in die Psychologie einzelner dieser Spieler, die weitab von der ihnen meist unkritisch angedichteten romantischen Sentimentalität stehen und zudem in einer entscheidenden Krisenzeit des Tiroler Passionsspiels uns entgegentreten, als sich das Spieldorf einerseits durch eigene Schuld in schwere finanzielle Gefahren verstrickt sah und die Frage nach Fortführen oder Aufgeben der Spieltradition zu einer über das Religiös-Brauchtümliche hinausgehenden wirtschaftlichen Existenzfrage zugespitzt hatte, die nur durch tätige Mitwirkung Außenstehender gelöst werden konnte, andererseits sich aber eben aus diesem Grunde der Wandel vom traditionellen Dorfspiel von 1902 zum geistlichen Volksschauspiel großen Stils entwickeln mußte. Sinn und Art dieses Kampfes um eine tragbare Fortführung der Dorftradition gegen den kirchlichen Historizismus und den eingenisteten Nazarenestil oder die eigenbrötlerischen Lazzi mancher Darsteller zu einem österlichen Bauernmysterium, um das sich der Theaterpater Expeditus Schmidt und der Maler Gebhard Fugel mit Anton Dörrer als Gesamtspielleiter 1912 und 1922 erfolgreich bemühten, lassen das kleine Büchlein zu einer Psychologie des Bestandes und der Gefahr des Tiroler Volksschauspiels der Gegenwart werden. Leopold Kretzenbacher.

Johann Zabel, **Die Meßfeier in der Doriseelsorge einst und jetzt**. Wien 1947, Verlag Herder.

Die im Jahre 1943 von der röm.-kath. theologischen Fakultät der Universität Wien als Dissertation angenommene Arbeit sucht aus einem geschichtlichen Durchblick über die Meßfeier auf dem Dorfe in den wich-

tigsten Perioden in der deutschen Kirchengeschichte zur Folgerung für die volksliturgische Bewegung, vor allem auf dem Lande anzuregen; aus der klaren und übersichtlichen Darstellung ist für die Volkskunde die Feststellung wichtig, daß die Meßfeier trotz zeitweiliger Einbußen eine viel breitere und tiefere Einschätzung im Volke einst und jetzt hat, als es M. Rumpf (Religiöse Volkskunde, Stuttgart 1933, 60 ff.) anzunehmen gewillt ist. Denn der religiöse Volksbrauch, der aus der Feier der Feste des Kirchenjahres in Verbindung mit der Messe als Höhepunkt der Feier entstanden ist, ist verhältnismäßig noch sehr reichhaltig und im Volke lebendig (S. 106).

Heinrich Jungwirth.

Max Peinkofer, **Der Brunnkorb**, Niederbayrische Heimatbilder, 287 S. München 1947, Heinrich-Buehler-Verlag.

Jedem, der sich mit niederbayrischer Heimatkunde befaßt, ist das klassische Werk des Steinacher Schloßbenefiziaten Josef Schlicht ein feststehender Begriff, jenes Werk, das 1875 erschien und nach Form und Inhalt beispielgebend war für eine ganze Epoche. Wenn man mit gutem Recht Max Peinkofer als einen zweiten Schlicht bezeichnet, so sind für den Kenner Person und Werk eigentlich schon hinreichend charakterisiert. Max Peinkofer ist ein Nachfolger Schlichts nicht etwa im Sinne eines matten Epigonentums, als vielmehr in dem einer natürlichen Wesensverwandtschaft, Echtes Verwurzelte in der heimatlichen Landschaft, eine frische Unbekümmertheit, die die Dinge beim wahren Namen nennt, ein gesunder Humor, das sind die menschlichen Voraussetzungen, die dem Verfasser sein reiches volkscundliches Wissen und seine ausgezeichnete Beobachtungsgabe als etwas Selbstverständliches erscheinen lassen, über das man nicht viele Worte macht. Der Freund eines guten Buches wird sich an diesem Werke wegen der warmherzigen und abwechslungsreichen Darstellung ebenso freuen wie der volkscundliche Wissenschaftler, dem es eine reiche und absolut zuverlässige Fundgrube bedeutet. An diesem Buch ist alles gut, außer vielleicht der Titel. Buchüberschriften sollen stets unmittelbar verständlich sein, und nicht so weit hergeholt, daß man sie erst im Vorwort erklären muß. Aber das kann uns das Wohlgefallen an dem in einer so persönlichen und originellen Form dargebotenen Inhalt nicht verkürzen, der in einer Fülle kleiner Essays das niederbayrische Bauernjahr an uns vorübergleiten läßt.

Rudolf Kriß.

Christian Rubi, **Das Simmentaler Bauernhaus** (= Berner Heimatbücher, Bd. 35/36), 88 Seiten (davon 46 ganzseitige Bilder), 36 Abb. im Text. Bern 1949, Verlag Paul Haupt.

Unsere Schweizer Kollegen besaßen vor dem zweiten Weltkrieg nur eine Schriftenreihe, nämlich die von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen „Schriften“. Als rein wissenschaftliche Reihe ist sie heute, da sie beim 32. Band angelangt ist, wohl allein geblieben. Es sind aber während des Krieges zwei weitere Reihen an ihre Seite getreten, die bei etwas größerer Volkstümlichkeit doch noch immer gediegenste Volkskunde zu bieten verstehen. Die erste davon waren die ebenfalls von der Gesellschaft herausgegebenen schönen Bände „Volkstum der Schweiz“, von denen bisher sieben erschienen sind, als letzter der „Schweizer Koren“. Notker Curti, Volksbrauch und Volksfrömmigkeit im katholischen Kirchenjahr, Basel 1947. Weniger bemerkt als diese stattlichen Bände, und für den Nichtschweizer auch leicht zu übersehen, sind die Bändchen einer dritten Reihe, die sich nicht zur Gänze, wohl aber in einer beträchtlichen Anzahl von Nummern der Volkskunde widmen. Es sind dies die vor allem als Bildbände anzusprechenden Erscheinungen der beiden eng miteinander verbundenen Serien „Berner Heimatbücher“ und „Schweizer Heimatbücher“.

wobei die zweite Reihe charakteristischerweise aus der ersten entstanden ist. Die „Berner“, 1941 zuerst geplant und entstanden, haben in derart vehemente Weise volkskundlich eingesetzt, wie wohl keine zweite heimatkundliche Serie ähnlicher Art je zuvor. Das ist das Verdienst der beiden Herausgeber Walter Laedrach und Christian Rubi, von denen ja Rubi durch sein 1942 in der Serie „Volkstum der Schweiz“ erschienenes Buch „Volkskunst am Berner Bauernhaus“ besonders bekannt geworden ist. In den „Bernern“ erschienen an verwandten Darstellungen in knapper Folge von Laedrach: Das Emmentaler Bauernhaus (Bd. 1), Berner Holzbrücken (Bd. 18), von Rubi: Der Emmentaler Speicher (Bd. 2), Beim Grindelwaldner Bauern (Bd. 3), Berner Bauernmalerei aus drei Jahrhunderten (Bd. 13/15), Beschnittene Geräte (Bd. 22), und nun Das Simmentaler Bauernhaus. Es ist klar, daß eine derartige Fülle ausgezeichnet illustrierter Bändchen eine der wirkungsvollsten Volkskunden darstellt, die es geben kann. Gewissenhafte örtliche Kenntnis, verbunden mit guter Photographie und einer geradezu beneidenswerten Wiedergabe der Bilder in Tiefdruck, gestalten jedes dieser Bändchen zu einem Genuß für den Fachmann und, wie der verlegerische Erfolg der Reihe beweist, auch für den Laien. Der Fachmann würde sich in manchen Bändchen eine etwas ausführlichere Beschriftung der Bilder wünschen, bei Möbeln und Geräten etwa Maßangaben usw. Aber in vielen Fällen sind schon sehr wichtige Wünsche erfüllt, die anderwärts noch unerfüllbar scheinen. So bringt der Dreifachband Rubis „Berner Bauernmalerei“ 32 hervorragende Farbtafeln, auf denen erfreulicherweise auch die heutigen Standorte (Besitzer) der schönen Möbelstücke (größtenteils Truhen) verzeichnet sind.

Nicht von den Herausgebern, sondern von Karl Uetz stammt Bd. 26 der „Berner“, das Bändchen über Das Ober-Emmental, das eine vorzügliche Bildvolkskunde der Gotthelf-Landschaft darstellt. Hier wie bei den anderen Bänden der „Berner“ ist die betonte Berücksichtigung des Landes zwischen Alpen und Jura auch für den vergleichenden Volkskundeforscher von besonderem Wert, da besonders auf dem Gebiet der Sachkultur Schweizerisches stets mit Hochalpinem, also womöglich Graubündnerischem und Walliserischem gleichgesetzt wird. Wie in Österreich ist aber auch in der Schweiz das bäuerlich reiche Voralpenland von größter, und zwar nicht etwa nur wissenschaftlicher, sondern auch volkskultureller Bedeutung.

Auch von diesem Gesichtspunkt aus ist es aber gut, daß die gleichen Herausgeber im gleichen Verlag als Sproß ihrer Berner Reihe auch eine weitere, eben die „Schweizer Heimatbücher“ geschaffen haben. In dieser tritt, soweit man das bis jetzt verfolgen kann, das volkskundliche Element etwas zurück. Ein Band muß aber jetzt schon der besonderen Beachtung empfohlen werden, Bd. 13/15, Albert Sautier, Immerwährender Kalender von La Forcla. Es ist typische Hochgebirgskultur des Wallis, der Gegend um Evolena, die hier in 95 ausgezeichneten ganzseitigen Bildern zu uns spricht, eine Kultur, die dem Österreicher durch die Sammlung Eugénie Goldstern im Museum für Volkskunde genau vertraut ist. Die Neuaufnahme dieses Kulturbestandes nach dreißig Jahren ist des Vergleiches wert. — Sonst muß aus dieser Serie noch auf die Bändchen 21/22: Ignace Marietan, Heilige Wasser, und 26: Walter Ulrich Guyan, Das Schweizer Dorf, hingewiesen werden. Der Kampf um das Wasser im Wallis ist literaturberühmt geworden; die schönen Lichtbilder führen dieses Bergbauernwerk ausgezeichnet vor Augen. Guyans Darstellung des Schweizer Dorfes ist besonders durch die sehr instruktiven Luftaufnahmen wertvoll, welche die Unterschiede der Siedlungstypen aufs deutlichste hervortreten lassen. Für alle diese Erscheinungen muß man den Schweizer Kollegen ehrlichen Dank zollen. Am besten wäre es, für uns und für viele in Mitteleuropa

und weit darüber hinaus, wenn wir derartige gute Vorbilder auf Grund unserer eigenen volkskulturellen Schätze wenigstens nachbilden könnten.  
Leopold Schmidt.

Karl Paulitsch, **Sagen und Geschichten aus Oberösterreich**. Ein Volksbuch für jung und alt. 238 Seiten. Linz 1949, Oberösterreichischer Landesverlag, S 29.50.

Kein wissenschaftliches Buch, sondern, wie der Untertitel ja auch sagt, ein Volksbuch, eine aus einem einheitlichen Stilgefühl heraus geschaffene Nacherzählung der wichtigsten Sagen und Sagengruppen Oberösterreichs. In 6 Abschnitten (Sagengeister aus grauer Vorzeit, Teufelsgeschichten, Hexen- und Zaubergeschichten, Burgenzauber, Liebeslust und Liebesleid, Räubergeschichten) ist der Stoff anschaulich gegliedert. Den Burgensagen ist, wie auch Arthur Fischer-Colbrie in seiner knappen Einführung betont, besonderes Interesse entgegengebracht. Für den weiter Interessierten erschließt ein kurzer Quellennachweis die wichtigste Literatur; über Depinys Sagenbuch ist selbstverständlich nicht hinausgegriffen. Das Buch, das sogar ein Ortsregister besitzt, hat zweifellos neben den reinen Sammlungen seine Eigenberechtigung.

Leopold Schmidt.

Karl Schadelbauer, **Innsbrucker Geschichts-Almanach 1949**, 58 Seiten, Innsbruck, 1949, Verlag Albert Ditterich, S 4.—.

Das Büchlein umfaßt ein Dutzend Aufsätze des Innsbrucker Stadtarchivars, alle aus dem Gebiet der Kleinforschung in der Innsbrucker Vergangenheit. Aus der bunten Mischung fällt auch für die Volkskunde die eine und andere Kleinigkeit ab, beispielsweise „Aus alten Faschingszeitungen“ (S. 1 ff.). Am bemerkenswertesten erscheint mir natürlich der kleine Nachtrag „Der Männerohrring in Innsbruck“ (S. 46 ff.), der mit fünf Gegenwartsbelegen für Innsbruck und Umgebung meine Monographie ergänzt. Vivant sequentes!

Leopold Schmidt.

Wien 1950

Österreichischer Bundesverlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
Verlagsnummer Z 953-1/2

# Niederösterreichische Schalensteine im Volksglauben

Von Gustav Gugitz

Steinblöcke, die sich meist schon durch ihre abgesonderte und vereinzelte Lage auszeichnen, aber um so verstärkter durch Aushöhlungen an ihrer Oberfläche, denen die Volksmeinung selten eine natürliche, sondern meist eine künstliche, ja durch oft legendäre Erklärung selbst eine übernatürliche Entstehung zuschreibt, mußten schließlich die wenn auch zuweilen skeptische Aufmerksamkeit der Wissenschaft, sei es der Volkskunde oder der Vorgeschichte auf sich lenken, um so mehr als sich durch das Brauchtum, das ihnen im Volksglauben hartnäckig anhing, die Frage warum? einstellte. Waren sie einst von einem alten Kult getragen, der, zum Brauchtum herabgesunken, sich in diesem noch zuletzt offenbarte? Der Volksglaube hat sich so oft als Überlieferungsträger bewährt.

Man hat diese so gekennzeichneten Steine je nach ihrer Beschaffenheit und wohl auch nach ihrer Legende in zwei Kategorien eingeteilt, und zwar in Schalensteine und in Spur- oder Greifsteine. Die Schalensteine müssen mehr oder weniger geeignet sein, eine Flüssigkeit enthalten zu können, um ihre Benennung und zugleich ihr Brauchtum zu rechtfertigen, bei den Spursteinen ist dies dagegen, ebenso ihrem Brauchtum und ihrer Legende nach, fast nie der Fall. Der Waldviertler nennt daher die Schalensteine durchgängig „Wandl“ (kleine Wanne) und trifft damit Form und Legende zugleich. Wenn es auch einen vereinzelt Grenzfall gibt, so vielleicht nur in einer derzeit herrschenden, wahrscheinlich befleckten Volksmeinung. So wird in dieser der augenscheinliche Schalenstein in Mitter-Retzbach als Spurstein — Christus kniete dort — in der Legende ausgegeben. Desgleichen ist der Zenostein (s. spät.) der Legende nach ein Spurstein, der Fußabdruck des hl. Zeno, enthält aber Wasser zu brauchwürdigen Zwecken. Beide Steine sind ursprünglich Schalensteine, ihre Verwirrung liegt nur in einer nachträglich mit ihnen in Zusammenhang gebrachten Heiligenverehrung und deren Legenden. Es müßte also selbstverständlich sein, daß man nur jene Steine zu den Schalensteinen rechnen sollte, die wirklich in ihrer Formgegebenheit und daher mit der Möglichkeit der Bewahrung einer Flüssigkeit sich als solche darstellen.

Es kann kein Zweifel sein, daß noch immer einzelne niederösterreichische Schalensteine in den lebendigen Volksbrauch einbezogen sind und sie damit nicht bloß als angebliche und stumme Zeugen der Vorzeit, sondern als Träger von Überlieferungen<sup>1)</sup> aufzuweisen läßt. Das Zerdrücken von 3, 7 oder 9 Beeren an den Steinen zu gewissen Zeiten und unter bestimmten Umständen, das die Beerensucher ausüben, spricht dafür, dann der Glaube an die Heiligkeit und übernatürliche Kraft des in den Schalen stehenden Wassers für Heilungen aller Art oder zur Erhöhung der Schönheit, ebenso das Berühren des Steines (oft im Zusammenhang mit dem Mond), weiters die Legenden von der Rast der hl. Maria oder anderer Heiligen, die den Stein betreten oder hier ruhten. Beim Schulerstein sollen zwei streitende Knaben, der eine mit einem hölzernen, der andere mit einem eisernen Schwerte bewaffnet, einen Zweikampf aufgeführt haben. Der mit dem eisernen Schwerte wurde getötet (Ordal?). Seitdem wurden die Schulkinder hingeführt und dort bewirtet. An bestimmten Lostagen suchte man die Schalensteine auf, ohne sich umzudrehen oder zu reden, und hinterlegte dort eine gezählte ungerade Anzahl von Samenkörnern, die am nächsten Tage wieder gezählt wurden. War die Zahl nun eine gerade, so ging der Wunsch in Erfüllung. Bei Verschwinden einer Anzahl von Körnern stand „ein großes Ereignis“ bevor.

Für die möglichen Zusammenhänge dieser Schalensteine mit kultischer Bedeutung ist überdies auf das Disa- und Alfabltopfer Skandinaviens in den sogenannten Elfenmühlen, das Ausschmieren rund ausgehöhlter Steinblöcke mit Fett hinzuweisen, was auch anderswo üblich war. So schmierte man Näpfchen an Steinen der Maurizkirche in Olmütz und der Georgskirche zu Littau noch in der Barockzeit mit Butter und Fett aus, was man salben und „ausbuttern“ nannte, um mit diesem Fett verschiedene Augenkrankheiten und Hautausschläge (Schönheitsfehler bei Mädchen) zu heilen. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß auch das Wasser unserer niederösterreichischen Schalensteine gerade von an denselben Leiden erkrankten Leuten brauchtümlich, aufgesucht wird, wie unten zu ersehen sein wird<sup>1a)</sup>.

Dieses Brauchtum allein, das nicht von heute auf morgen war,

---

<sup>1)</sup> Über diese Überlieferungen s. Al. Plessner in: Blätter des Vereines f. Landeskunde v. Niederösterreich, 1890, S. 163; Frz. Kießling, Altertümliche Kreuz- und Querzüge . . . insbes. aus dem niederöstr. Waldviertel, Wien 1914, S. 189, 621; und weiterhin besonders.

<sup>1a)</sup> Vgl. Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, N. F., 3. Jg. (1949), S. 43 f.; H. Wankel, Die Rund- u. Wetzmarken an alten Kirchen, insbesondere die der Maurizkirche zu Olmütz u. der alten Georgskirche zu Littau, Olmütz 1884.

hätte die zünftige Wissenschaft<sup>2)</sup> auf eine Überlieferungsbezogenheit aufmerksam machen müssen, die nicht ohne Grund sein kann. Trotzdem stand sie oft a priori der kultischen Obliegenheit dieser Steine ablehnend gegenüber und ihre erste Fragestellung war, ob diese Schalensteine in ihrer Formung naturgegeben oder künstlich dazu geschaffen waren. Entscheidend schien der Wissenschaft einzig eine künstliche Bearbeitung, um damit einen Kult verbinden zu können, und da in vielen Fällen, aber freilich nicht in allen, eine natürliche Gegebenheit des „Wandls“ durch Einwirkung des Wassers und Frostes, durch andere Verwitterung oder zufälligen Bruch in Frage kommen konnte, so wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, alte Schalensteine als Verwitterungserscheinungen erklärt und die an sie sich knüpfende Meinung von kultischen Handlungen bei ihnen a priori in das Reich der Phantasie oder Romantik verwiesen. Dies hat etwa M. Much, ein sonst geschätzter Prähistoriker, wohl ganz verantwortungslos in Werturteilen getan. Erstens ist es sicher, daß es künstlich geschaffene Schalensteine gibt. Plesser hat von solchen ganz überzeugende Zeichnungen gegeben, die niemals von ungefähr entstanden sein können und die Much jedenfalls nicht überprüft hat. Aber er hätte auch über den hartnäckig mit ihnen verbundenen Brauch als eine Auflösung von ehemaligen, nun sinnentleerten Kulthandlungen sich Gedanken machen müssen. Auch davon mußte er gehört haben. Da aber Brauch und Überlieferung sowohl bei evident künstlich hergestellten Schalensteinen als auch bei schlicht zugegeben auf natürlichem Wege zustandegekommenen in Erscheinung treten, so zeigt dieses sowohl als auch, daß die Ausgangsstellung für die Bedeutung eines Schalensteines vorerst im Brauch, zu dem die Volkskunde führt, und nicht

---

<sup>2)</sup> Ich gebe hier die hauptsächlichste übersichtliche Literatur über die niederösterreich. Schalensteine: Al. Plesser, Heidnische Opfersteine im niederösterreich. Waldviertel, in: Blätter d. Ver. f. Landeskunde in Niederösterreich, 21. Jg. (1887), S. 413 ff.; derselbe, Neue Funde, ebenda 24. Jg. (1890), S. 162 ff.; derselbe in: Monatsblatt des Altertumsvereines zu Wien; 1893, Nr. 7—9: Schalensteine im Waldviertel; Frz. Kießling, Über germanische Opfersteine in Niederösterreich, Wien 1894, 8<sup>o</sup>; Frz. Kießling, Altertümliche Kreuz- und Querzüge a. a. O., S. 1ff., 184 ff., 282 ff., 428 ff., 615 ff., 618 ff.; Frz. Kießling in: Bote aus dem Wiener Wald 1894—1905; Monatsblatt des Altertumsvereines zu Wien, 10. Jg. (1893), S. 40 ff., anonym, aber von Matth. Much: Über die Schalensteine (gänzlich ablehnend), was aber von Plesser in: Monatsblatt des Altertumsvereines zu Wien 1893, S. 49 ff. scharf zurückgewiesen wird; Wiener Zeitung 1893 Nr. 140: M. Much, Angebliche alte Denkmale bei Gmünd (durchaus ablehnend, Schalen nur aus der Natur des Granites erklärt); Blätter des Vereines f. Landeskunde von Niederösterreich 1887, S. 417, 418; 1890, S. 163 ff.: Neue Funde; A. Kerschbaumer, Die Wahrzeichen Niederösterreichs, Wien 1899, S. 4 f.; Frz. Kießling, Denkmäler germanischer Vorzeit im niederösterreich. Waldviertel, Wien 1896, 8<sup>o</sup>; R. Hammerl, Die Schalen und Opfersteine im Waldviertel, in: Kremserzeitung 30. Aug. 1899; Kremserzeitung 1893, 16. April.

in der natürlichen oder künstlichen Formung liegt, denn zahlreiche Schalensteine, die keine Überlieferung besitzen, liegen einstweilen lediglich nur als stumme Zeugen ihrer Vergangenheit vor uns und erst über jene, die noch die Sprache des Brauches wenigstens haben, kann eine Brücke zu ihnen und ihrem Verständnis geleiten. Bei letzteren könnte dann der Spaten der Prähistorik, der, wie es scheint, bei ihnen noch fast gar nicht in Anwendung kam, mit größerer Zuversicht eingreifen und ihre Zunge noch mehr lösen.

Es ist sicher, daß die Feststellung einer künstlichen Bearbeitung die Eignung eines Steines zu kultischen Zwecken stärker unterstreichen muß, aber allein bestimmend für die Ausübung eines Kultes kann sie nicht sein, denn der urzeitliche Mensch, dem es vielfach an einem entsprechenden Werkzeug zur Bearbeitung des Steines mangelte, nahm dort, wo ein Schalensteinkult herrschte, sicher in vielleicht sogar überwiegenden Fällen dazu, was ihm die Natur gütigst durch einen Zufall bot, und es ist daher zwischen Naturgegebenheit und künstliche Ausarbeitung nichts anderes für ihre Feststellung entscheidend als die an sie geknüpfte Überlieferung eines Brauches, der einzig analog anderen Fällen auf die richtige Spur ihrer einstigen Verrichtung und Bedeutung führen kann. Wir erinnern hier nur an den sonderbaren Brauch der Widderprozession nach Lavant in Tirol oder der Vierberger Wallfahrt in Kärnten, was in beiden Fällen einzig aus der Anregung dieser volkstümlichen Vorgänge für die Volkskunde und ihre Vermutungen nach dem Wagemut des Spatens zur Aufdeckung des Ausganges dieses Brauchtums aus vorchristlichen Kultstätten führte<sup>3)</sup>. Vielleicht weit mehr als die ganz sekundäre und müßige Frage, ob künstlich oder natürlich, ist die abgesonderte Lage dieser „Wandln“ in der Weihe ihrer geheimnisvollen Unerschlossenheit ausschlaggebend sowie ihr geschlossenes und reichliches Vorkommen mit dem Charakteristikum des Heilwassers im Zuge des Waldviertels, der geradezu klassischen Heimat der Schalensteine in Österreich, bis hinüber in das oberösterreichische Mühlviertel<sup>4)</sup>, während in den übrigen Län-

<sup>3)</sup> Frz. Miltner, Der Burghügel von Lavant, in: Osttiroler Heimatblätter 16. Jg. (Lienz 1948), Nr. 20; ders., Der Hügel von Lavant, Ertragreiche Grabungen im Lienzer Becken, in: Die Warte, Beilage der Furche, 2. Okt. 1948, Nr. 40; Camillo Praschniker, Die Versuchsgrabung 1948 auf dem Magdalensberg, in: Carinthia I, 139. Jg. (1949), S. 145 ff.

<sup>4)</sup> Zeitschrift des oberöstr. Volksbildungsvereines 1890. 2. Heft: Opfersteine von Freistadt. — Mit christlichen Kultstätten verbundene Schalensteine finden sich in: Falkenstein; Fölsensteinerkreuz bei Pregarten, Wasser gegen Augenleiden; Haslach, hl. Stein im Wasser der Mühl, mit Wasser gegen Augenleiden, Kapelle erst später erbaut; Helfenberg, Waldkreuzl. Schalenstein ursprünglich mit Wasser gefüllt, das später bei Kapellenbau darüber natürlich ausblieb, jetzt durch Quelle ersetzt; Kirchschlag, Annakapelle mit Wolfgangstein; in der Nähe der Wallfahrtsorte Diembach (bei der Einsiedlermauer) und St. Leonhard a. d. Waldaist be-

dern <sup>5)</sup> Österreichs südlich der Donau, mit Ausnahme Tirols <sup>6)</sup>, nur ganz vereinzelt seltenste, weit auseinander liegende Fälle von solchen Schalensteinen nachzuweisen sind. In noch selteneren Beispielen weisen sie eine Überlieferung auf.

Die Bedeutung aller Schalensteine kann also vorläufig nur in ihrer Überlieferungswelt liegen. Sie ist die Schlüsselstellung zu ihnen, damit sprechen sie sich über ihre Formung gegenüber ihren in dieser Hinsicht gänzlich stummen Gefährten noch einzig aus und es ist natürlich bedeutsam, wenn es gerade die katholische Kirche, einer der größten Überlieferungsträger, ist, die auch in Niederösterreich eine Anzahl dieser Schalensteine in dem Bereich ihres Wallfahrtsbrauches untergebracht hat. Die Kirche hat die Kontinuität eines alten Volksglaubens, wie er den Schalensteinen anhängt, selten schroff abgebrochen, sondern in einem Übergang langsam, aber entschieden auf ihren Nenner gebracht, sie hat sozusagen einmal ein Feigenblatt für ihre heidnische Blöße gegeben. Die Sprache des neugeformten Volksglaubens mag jetzt anders klingen, aber wir können sie in ihrem Nebeneinander noch immer deuten wie bei den Hieroglyphen des Steines von Damietta. Und so sei im Folgenden vorerst hauptsächlich jener vorzeitlichen Denkmäler in Niederösterreich gedacht, die sich weit sicherer unter den Schutz der Kirche begeben haben als jene zahllosen anderen, die profane Barbarei, wie den Wolfgangstein <sup>6a)</sup> für das Hamerlingdenkmal oder die „lutherische Kirche“ <sup>7)</sup> bei Gmünd für die Prager Moldaubrücke, als Steinbruch benützten.

finden sich Schalensteine. Für die ehrwürdige Überlieferung, die an diesen Schalensteinen auch in Oberösterreich hing, ist es bezeichnend, daß man sie als „Marchsteine“ verwendete und damit festhielt, so einen bei Peuerbach, der „über zwerch fünf eingehaute löcher“ aufwies. Er ist also den Bewohnern wohl immer vertraut gewesen, so daß man ihn sogar zum Grenzstein bestimmte (s. Jul. Strnad, Peuerbach, 1867. S. 11 f. [Jungferenstein], 52 [Schedelstein]).

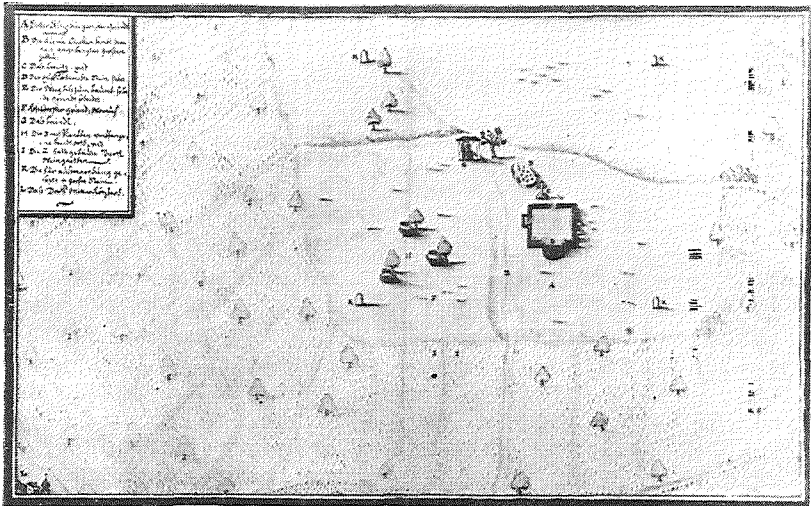
<sup>5)</sup> Für Steiermark läßt sich nur bei der Wallfahrt St. Kathrein am Hauenstein ein Schalenstein feststellen. Auf dem Stein stand einst die hl. Katharina und wehrte die Türken ab. Davon stammen die Eindrücke. Das sich darin sammelnde Wasser ist gut für die „Zitterrichten“. — Kärnten weist in Heiligenblut, Höllein (rätselhafter runder Stein mit 7 lochartigen Vertiefungen) und Waitschach (steinerner Trog) Schalensteine in Wallfahrtsorten, aber ohne jede Überlieferung auf. — In Salzburg findet sich in Maria-Hohlenstein (wie der Name schon besagt) ein einziger ausgesprochener Schalenstein mit Marienlegende und Heilwasser. In Kirchgöming will man in dem Wolfgangstein auch einen Schalenstein erblicken.

<sup>6)</sup> Adrian Egger, Schalensteine. Eine volkswundl. Studie, in: Schlernschriften, 53. Beiträge zur Volkskunde Tirols 1948. S. 57 ff. Die tirolischen Schalensteine stehen merkwürdiger Weise in keinem Zusammenhang mit einer christlichen Kultstätte und weisen scheinbar auch sonst keine legendären oder sagenhaften Züge auf.

<sup>6a)</sup> Rup. Hauer, Heimatkunde des Bez. Gmünd, 1924. S. 122.

<sup>7)</sup> Frz. Kießling, Kreuz- und Querzüge, a. a. O. S. 195.

Etwa nordöstlich von Mitter-Retzbach, mitten unter Weingärten, aber ursprünglich wohl im Wald auf einer leichten Anhöhe an der Grenze der Tschechoslowakei, auf Gründen des Klosters Altenburg, findet sich noch immer ein mit 11 Schalen versehener Stein<sup>5)</sup>, über den die Geschichte lange schwieg, die den Äußerungen eines Volksglaubens allein nur selten und unter besonderen Umständen ihre Annalen eröffnet. Diese setzten erst ein, als es um Streitig-



Aquarellierter Plan der Gründe des Klosters Altenburg um Mitterretzbach, mit dem Elf-Schalen-Stein (Original um 1710, Wiener Diözesanarchiv)

keiten über Grund und Boden und damit zusammenhängende Rechte ging. Und nun erfahren wir aus Akten, die wunderbarerweise ein um 1710 aufgenommener aquarellierter Plan illustrativ aufschließend

<sup>5)</sup> Über diesen Schalenstein zu Mitter-Retzbach und die mit ihm später im Zusammenhang stehende Kirchfahrt werden hier zum erstenmal nach den Akten des Wiener Diözesanarchives Fasz. 284, Nr. 3 aufschließende Angaben gebracht. Alle anderen Quellen, auch Maurer-Kolb, Marianisches Niederösterreich. Wien 1899, S. 248, und Ludw. Koller Der Hollabrunner Kreis, Eggenburg 1928, S. 56, 57 hüllen sich besonders über den Stein in Stillschweigen. Nur die allerdings auch unveröffentlichten, oft sehr naiv beantworteten heimatkundl. Fragebogen in der niederösterr. Landesbibliothek besagen beim Bez. Mistelbach, Unter-Retzbach: „In Mitterretzbach befindet sich ein uralter Opferstein, dabei stand vor einigen Jahrhunderten eine Wallfahrtskirche.“ Und bei Mitter-Retzbach: „Auf der erwähnten Anhöhe, dem ‚heiligen Stein‘, befindet sich ein Steinmassiv mit merkwürdigen kleinen schalenartigen Vertiefungen; ob es sich um einen altheidnischen Opferstein handelt, ist ungewiß. Überreste der ehemaligen Wallfahrtskirche am Heiligen Stein.“

unterstützt, daß neben dem Stein etwa um 1680 — in den Akten wird um 1708 gesagt, ungefähr vor 30 Jahren — eine Quelle entsprang, deren Wasser man bald als heilsam erachtete, sicher im Zusammenhang mit dem Stein, wie dies unten ersichtlich wird. Dem Plan ist zu entnehmen, daß neben der Quelle auch ein stattlicher, besonders hervorgehobener Baum erwuchs, über den aber die Geschichte weiter schweigt. Quell, Stein und Baum indessen, die sich da so charakteristisch im seltenen Verein zusammengesellen, sind die uralten Grundelemente eines Kultes oder Volksglaubens, dessen Äußerungen hier im Rahmen eines christlichen Heiltums nun aus dem bisherigen Dunkel ihrer Verschwiegenheit ferner geduldet an das Licht der Öffentlichkeit treten sollten. Bald nach Entspringen der Quelle nördlich des Schalensteines muß sich über dieselbe, wie aus dem Plan ersichtlich ist, ein kapellenähnlicher Bau, der eine gekrönte Marienstatue mit Kind barg, gewölbt haben, über dessen Zeit der Errichtung nichts bekannt wurde. Außerdem aber wurde südlich des Steines ganz nahe ein Steinkreuz aufgestellt, neben dem sich, auch südlich davon, bald eine kleine Kapelle erhob, wohl schon vor 1686, die sich aber schnell zu klein erwies und kurz nach 1686 bedeutend vergrößert wurde. Auf dem Plan heißt es: „Die kleine Capellen sambt dem neu angehangten großen geben“ und die Erweiterung ist daselbst deutlich zu ersehen. Eine Marienstatue des 17. Jahrhunderts mit Kind war die Hüterin dieses Fanums, zu dem sich bald ein großer Zuzug bemerkbar machte, der sich aus dem nördlichen Niederösterreich und südlichen Mähren einstellte. Nicht weniger als drei mit Planken umgebene, unter einem schattigen Baum liegende auf dem Plan ersichtliche „Beichtorte“ erstanden, als der Ruf von der Heilkraft des Wassers weithin erscholl, und schließlich stellten sich als Betreuer der Wallfahrt, die nicht anders als „Unsere Liebe Frau am Stein“ heißen sollte, Einsiedler<sup>9)</sup> ein. Deren Eremie ist zwar merkwürdigerweise auf dem Plan nicht ersichtlich — sollten sie in einem Anbau um die Kapelle untergebracht worden sein? —, aber aus den Klosterratsakten ist zu entnehmen, daß schon 1687 dort ein Einsiedler aufgenommen wurde, und nach 1723 gab die Klause zu Maria am Stein Anlaß zu Zwistigkeiten, als der Pfarrer von Mitter-Retzbach das mit 360 fl. Unkosten erbaute Eremitorium zumauern ließ.

So lag also der „eiflöcherichte“ Schalenstein, an dem ja sicher weit ältere und auch bekannte Überlieferungen hingen, nun ringsum eingefriedet und in christliche Glaubenswelt einbezogen, eine Hut, die ihm besser bekommen sollte als anderen Gefährten, deren ehrwürdiges Herkommen eine Zivilisation nicht abhielt, sie zu zertrümmern, obschon es auch damals schon angeberisch dennoch in

<sup>9)</sup> Heinr. Güttenberger, Die Einsiedler in Geschichte und Sage. Wien 1928. S. 55, 102.

den Akten um 1708 raunte und damit den Nagel sicher auf den Kopf traf, daß bei dem Schalenstein „mit Hineingießung des Wassers einige superstitiones ad hanc valde inclinationem germanicae plebis observiert wurden.“ Auch die Redensart, die noch lange im Umlauf war: „Das kannst du beim hl. Stein suchen“, der damit das entscheidende Movens zum Heil wurde, gehört sicher zur „inclinatio germanicae plebis.“ Man war sich also vollkommen klar, woher der Wind wehte, wengleich sich nun auch alsobald eine christliche Legende für die Entstehung der Schalen einstellte, wonach Christus dort gekniet wäre. Aber unter dem christlichen Vorzeichen begab sich, was sich gewiß seit eh und je bei dem Stein zutrug und worüber der Parochus von Mitter-Retzbach im Jahre 1708 wegen der „superstitiones“ etwas verlegen seinen Bericht gibt: „. . . gedachter orth zum Stein genannt, weil aldort ein zimlich großer natürlicher stein liegt, in welchem Elff löcher oder grüblein zu sehen, in welche löcher die Kirchfärter, nejus quo authore aut qua vana persuasione inducti auß meinem Bründel daß wasser tragen vndt sich darauß waschen, auch davon trinken. Es hat auch vor Zeiten ein Einsiedler bey diesem brünlein gewohnt, welcher das Wasser auß gemelten Bründel in die umbligenden örther ja gar biß auff Znam (Znaim) getragen . . .“ Das Passauer Consistorium scheint gleichwohl bedenklich gewesen zu sein, denn es war ihm sicher auß analogen Fällen bekannt, daß der Schalenstein auch vorher, wenn auch nur mit Regenwasser gefüllt, im Mittelpunkt eines unentwegten Volksglaubens an einen Heilzauber stand, der sich jetzt dazu nur noch bequemer und ausgiebiger des Bründels bediente. Der Stein sollte daher verschwinden.

Nun erhob sich seiner ein warmer Anwalt in dem Abt Sigismund von Lilienfeld, dem Patronatsherrn der Kultstätte, der in alter Klosterweisheit erkannte, daß nur in der Bindung mit dem Brauchtum die Stärke der Kirchfahrt lag und eine „Liebe Frau am Stein“ ohne Stein keine Resonanz mehr finden würde. Mit folgenden beweglichen Worten setzte sich der wackere Mann für den überlieferungsgemäßen Zustand ein: „. . . in Hoffnung, das Solcher (Stein) noch fürderhin unverletzter von einem venerab. Consistorio von darumben wurdte geduldet werdten alldieweilen von einigen, diesen Stein betreffenden Aberglauben niemandt etwaß bewusst noch vor einen abergläubischen Stein gehalten, sondern nur daß ein wunderlicher, von der Natur formierter Stein bewahrt wurdte undt obgleich zuweillen sich ein undt andere Persohn darauf waschete, so wahren doch 100 vndt mehr so es vnterwegs lasseten vndt geschehete solches waschen allein erquickh- u. erfrischung halber, welche Personen nochmals nicht bey oder durch den Stein, sondern bei Gott durch die Fürbitt Mariae auß der Capellen Patronin Hilff suchen u. gewarthen thatten, 2 do hatte dise Capellen von sothanen Stein

Ihren anfang, wie auch den Nahmen alß nemblich dise Capellen Vnser Lieben Frauen beym oder am stain bekhomen undt also bei vertilgung des Stains die Capellen Ihres Nahmens muesste beraubt werden.“ Die Worte fruchteten, man beließ stillschweigend den Stein und den Gebrauch des Heilwassers in seinen Schalen. Erst im Zuge der traditionslosen Aufklärung mußte die Kapelle 1785 abgebrochen werden. Der Stein entging der Vernichtung, das Gnadenbild kam nach Mitter-Retzbach. Alsbald gesellte sich zum Stein im schönsten Verein wieder eine allerdings kleinere Marienkapelle mit neuerlichem Zuzug.

Eine andere Schalensteinkultstätte ist zu Eisgarn<sup>10)</sup>, die mit dem hl. Koloman, dem ursprünglichen niederösterreichischen Landespatron, der 1012 den Märtyrertod in Stockerau erlitt, in Verbindung gebracht wird und daher den Namen Kolomanstein erhielt. Auch dieser Stein liegt auf einer mäßigen Anhöhe, ein etwa zwei Meter hoher Granitblock, der sich aus zwei plattenförmigen Teilen zusammensetzt. Die obere, fast regelmäßig fünfseitige Platte, zu der jetzt 13 Steinstufen emporführen, enthält in ihrer Mitte ein eiförmig gestaltetes Becken mit glatten Wänden, das 250 cm lang, 150 cm breit und 50 cm tief ist. Die rückwärtige Hälfte dieser beträchtlichen Schale ist mit einer kleinen gemauerten Kapelle überdeckt, die 1713 neu errichtet wurde und ein Bild des hl. Koloman enthält. Wo die obere Platte etwas gegen eine Seite abhängig ist, zeigt sich eine seichte rinnenartige Vertiefung wie eine Art Abfluß. Der Legende nach hätte der hl. Koloman, der große Wanderer, hier gerastet, sich seine stauberfüllten Augen gewaschen und seine wundgegangenen Füße gebadet. Seit dieser Zeit hat das Wasser im „Steinwandl“ heilsame Kraft, namentlich bei Augen- und Fußleiden. Es soll auch nie austrocknen. Noch lange, angeblich noch 1815, gingen solche Kranke zum Kolomanstein und sprachen dort den beliebten Kolomanisegen. In Mondscheinnächten aber wuschen sich dort die Mädchen, die den Burschen gefallen wollten, das Gesicht und „opfereten“ irgend etwas, namentlich aber angeblich Besen<sup>10a)</sup>. Ein äußerlicher

<sup>10)</sup> Godefr. Deppisch, Geschichte u. Wunder-Werke des hl. Colomanni. Wien 1743. S. 139 ff., 201 ff.; Frz. Kießling, Über Besiedlungsverhältnisse, sowie völkische und glaubenstümliche Zustände in der Vorzeit Niederösterreichs, Wien 1889, S. 74 f.; Blätter d. Ver. f. Land-Kunde v. Niederösterreich, 1890, S. 163; Frz. Kießling, Frau Saga, 3. Folge, S. 29 f.; 9. Folge, S. 69; Rup. Hauer, Heimatkunde des Bez. Gmünd, 1924, S. 78, 122; Frz. S. Weber, St. Coloman. Melk 1912, S. 28 f.

<sup>10a)</sup> Besenopfer sind namentlich im Alemannischen (Allgäu, Schwaben) gegen „Eissen“ (Geschwüre, Pusteln aller Art) und zur Vertreibung der Warzen üblich, also im weiteren Sinne vielleicht auch zur Erlangung der Schönheit (reine Haut). Vgl. dazu etwa: Deutsche Gauen . . . Kaufbeuren 1913, S. 124; A. Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874, 2. Bd., S. 441. Auch in unseren vorarlbergischen Wallfahrtsorten kommen solche Besenopfer vor, so in Götzis, Hohenems und Rietzen (Probe in Slg. Kriss).

Zusammenhang mit Koloman besteht dadurch, daß die Pfarrkirche eine Kolomanreliquie besitzt. Koloman ist freilich auf bajuvarischem Gebiete neben Leonhard einer der volkstümlichsten Heiligen, der dem Menschen und dem Vieh in zahlreichen Kultstätten bespringt und seltsame Verehrung und Weihgeschenke dafür empfängt. Es ist jedenfalls charakteristisch, daß sich auch bei diesem Schalenstein der urtümliche Brauch mit einem alt hergebrachten, so volkstümlichen und für diese Krankheiten zuständigen Heiligen wie Koloman verband, der ihn unter seinem Namen weitertrug. Das kann kein Zufall sein. Man hat frühzeitig die Unverwüstlichkeit eines alten Volksglaubens schon in eine durch Alter ebenfalls ehrwürdige Heiligenverehrung hinübergewonnen und damit geduldet.

Von weiterer christlicher Legende umrankt und neben einem ebensolchen Heiltum, der Maria-Rastkapelle in Kirchberg am Wald<sup>11)</sup> im Schachenwald auf der Straße nach Groß-Höbarten gelegen, ist der sogenannte Christkindelstein, ein gewaltiger Granitblock etwa 8 Meter im Umfang mit 20 bis 25 cm tiefer Mulde, die sicher künstlich hergestellt wurde. Die hl. Maria hat dort auf ihrer Flucht nach Ägypten gerastet und das Kind gebadet. Nach einer anderen Erzählung hätte sie das Kindlein hier zur Rast gelegt, worauf der Stein sogleich ein „Wandl“ bildete, damit das Kind nicht herabfalle. Solche Legenden sind natürlich nichts anderes als der Ersatz einer älteren Glaubensvorstellung durch eine neue, beweisen aber, daß eine alte vorhanden gewesen war, die nun auf einen neuen Nenner gebracht wird. Daß das aufgesammelte Wasser erst jetzt für die Augen als heilkräftig erachtet wurde, ist kaum anzunehmen, sondern es war seit eh und je „hailag“. Nach der Meinung des Volkes trocknet es auch hier niemals aus.

Einen nächsten kultischen Schalenstein, den Fieberstein zu Hadres<sup>12)</sup> in der alten Helenakapelle daselbst, hat die Aufklärung unter Josef II. zugleich mit dem christlichen Heiltum hinweggefegt. Fieberkranke legten sich in der Hoffnung, von der Krankheit befreit zu werden, in den ausgehöhlten Stein, der sich einst in der Kapelle befand. Zu Pfingsten, in der Kreuzwoche und am Sebastianitag herrschte besonders aus der Mistelbacher Gegend ein großer Andrang. Es kann keine Frage sein, daß auch hier das Wasser einst seine Rolle spielte, wie wir das von zahlreichen Fieberbründern wissen, die weit in Österreich verbreitet sind und nach denen selbst Ortschaften benannt wurden. Ursprünglich lag ja der Stein im Freien und empfing sein Wasser vom Regen.

<sup>11)</sup> Wien, Zeitschrift f. Volkskunde 1934, S. 69; Natur und Land. Wien 1949, 9. u. 10. Heft, S. 184.

<sup>12)</sup> Volkskundl. Fragebogen der niederöstr. Landesbibl. unter Hadres; <sup>13)</sup> A. Mailly, Sagen aus dem Bez. Mistelbach in Niederösterreich, Wien 1927, S. 19 f.

Aber auch südlich der Donau hat sich zu einem Schalenstein schirmend ein Heiliger gestellt, und zwar in Mauer bei Melk zu dem sogenannten Zenosteine<sup>13)</sup>, der seit 1725 mit einer Kolossalstatue des hl. Zeno versehen ist. Auf diesem Stein hätte der Heilige bei seiner Heimkehr von Palästina den Heiden gepredigt und seine Fußspuren dabei hinterlassen oder auch, er hätte im Gebet durch anhaltendes Knien diese Spuren in den Stein gedrückt. Sicher ist, daß das Wasser, das sich in ihm sammelt, für Augenleidende gut sein soll und in dieser Hinsicht ist der Schalenstein gewiß längst besucht worden, ehe ihm der hl. Zeno seinen Namen gab und ihn in seinen Kult einbezog. Es ist dazu zu bemerken, daß der Name Mauer (= mura) stets an eine vorchristliche Niederlassung anknüpft, so wie das etwa auch beim Widderopfer in Lavant schon auf die Spur einer vorchristlichen Kultstätte hätte führen können, da ja in Niedermauern schon 1635 eine Kapelle<sup>14)</sup> errichtet wurde, zum Andenken, daß der Widder mit dem Tod bei der Pestepidemie siegreich gekämpft hätte, offenbar auch hier wie dort nur die christliche Überleitung und Motivierung eines längst geübten Brauchtums aus einer alten Glaubensvorstellung heraus. Mauer gilt ja übrigens als „locus felicitis Veneris“ und mit dieser kultischen Beziehung mochten sich auch andere eingestellt haben.

Zu den Schalensteinen zu rechnen, die in Niederösterreich eine Kirchfahrt nach sich gezogen haben, ist vielleicht auch jener, der bei Schwarzenbach a. d. Pielach<sup>15)</sup> in Eitelgrün bei einer Wallfahrtskapelle zur hl. Familie liegt, einstmals „bei Unserer Lieben Frauen Tritt an der Eytel Krünn in dem Than-Walt“ oder auch „die hölzerne Kirche“ benannt. Die Kapelle wurde 1704 ganz aus Holz und bezeichnend neben einem Schalenstein errichtet. Auch bei ihrer Erneuerung 1899 wurde sie wieder aus Holz erbaut. Eine Zeichnung von diesem an abgelegenster Stelle befindlichen Heilum aus dem 18. Jahrhundert wird in den Schriften des Chorherren Aquilin Hacker in Grafendorf aufbewahrt. Der Legende nach ist die hl. Familie auf der Flucht nach Ägypten hier vorbeigekommen, und die Schale in dem Stein wird als Eselstritt nun angenommen, früher jedenfalls als Fußabdruck der hl. Maria, wie dies deren alter Titel besagt. Gewiß wurde auch das Wasser, das sich darin sammelt, einst für heilkräftig gehalten, da es heute noch als ungemein rein gilt. Nicht umsonst hat die Kirche mit Zuflucht auch zu dieser

<sup>13)</sup> Guido List *Deutsch-mythologische Landschaftsbilder*. Berlin 1908. S. 137, 191; Hippolytus, St. Pölten 1858, S. 102; J. F. Fahrngruber, *Hosanna* usw. St. Pölten (1894), S. 75; Fahrngruber, *Aus St. Pölten*, 1885, S. 12.

<sup>14)</sup> Joh. Ad. Heyl, *Sagen . . . aus Tirol*. Brixen 1897, S. 601.

<sup>15)</sup> M. A. Becker, *Reisehandbuch für Besucher des Ötscher*, 1859, I, S. 415; Maurer-Kolb a. a. O., S. 335; *Volkskundl. Fragebogen in der niederösterreich. Landesbibliothek*.

Legende den Schalenstein, der in einsamster Gegend wie verloren liegt, in ihren Bann gezogen. Das alte „hailag“ drückt sich jetzt sinnentleert nur noch in der „ungemeinen Reinheit“ aus.

Neben diesen in christliche Fana und ihre Glaubenswelt eingebauten Schalensteinen äußern andere ihre alte Bedeutsamkeit entweder schon mit christlichen Legenden umspinnen oder geben sich ohne diese noch in der Ursprünglichkeit ihrer Glaubensvorstellungen. Da ist der Bründlstein auf dem Gelsenberg bei Zuggers<sup>16)</sup>. Auch in dessen Schalen mit verlaufenden Rinnen, die drei Meter lang sind, hat die hl. Maria das Kind gebadet, das Wasser trocknet daher nie aus. Das ist ein Glück für die Mädchen, die immer schön sein wollen, denn sie waschen sich darin in Vollmondnächten ihr Gesicht. Indessen ist das Wasser auch für die Augen heilsam. Dort sind auch prähistorische Funde gemacht worden: eine Feuersteinspitze und ein Steinbeil.

Am Christophstein<sup>17)</sup> (wohl identisch mit dem Christophstein am Eibenstein) oberhalb Grillenstein bei Gmünd fanden sich vier ovale, miteinander in Verbindung stehende Schalen, deren Durchmesser zwischen 53 und 122 Zentimeter schwankten, die Tiefe betrug 25 bis 45 Zentimeter. Bei diesem Stein hat der hl. Christoph, nicht ungleich dem hl. Koloman ein Patron für Wanderer, gerastet, und die hl. Maria soll dort von dem Wasser des großen Beckens, das daher auch Jungfrau-bründl heißt, dem Jesuskind zu trinken gegeben haben. In diesem Becken hält auch das Wasser am längsten. Christoph und Maria, doppelt glaubte man, hält besser. Dieser Stein, wenn es sich nicht um einen zweiten handelt, ist angeblich nun zerstört.

In Zuggers, bei dem „Pumpers- oder Donnerskirche“<sup>18)</sup> genannten Schalenstein hat wieder die hl. Maria gerastet und das Kind in dem Wasser gebadet, das daher nie ausgeht. Aber sollte hier nicht nomen ein omen sein und es nicht ein wenig aus alter Zeit herausrollen und nach Donar pumpfern? Einer der bedeutendsten Schalensteine ist das steinerne Bründl bei Lohn (Höhleiten)<sup>19)</sup>. Das „Wandl“ (kleine Wanne; diese Benennung der Schalensteine ist übrigens für das Waldviertel typisch geworden) hat einen Umfang

<sup>16)</sup> Rup. Hauer, Heimatkunde des Bez. Gmünd 1924, S. 122; Monatsblatt des Altertumsver. zu Wien, 10, Jg. (1893), S. 28 (mit phantastischen Angaben über darauf ersichtliche Figuren, was Plesser als unbegründet ablehnt, ebenso M. Much in: Wien. Zeitung 1893, Nr. 140, S. 5), 50.

<sup>17)</sup> Rup. Hauer, a. a. O., S. 78; Blätter d. Ver. f. Landes-Kunde v. Niederösterreich, 1890, S. 163 ff.; Wien. Zeitung 1893, Nr. 140, S. 5, 6.

<sup>18)</sup> Frz. Kießling, Kreuz- und Querzüge, a. a. O., S. 615 f.; derselbe, Denkmäler, a. a. O., S. 37 f.

<sup>19)</sup> Monatsbl. d. Altertumsver. z. Wien 10, Jg. (1893), S. 46; Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft, Wien 14. Jg., Verhandlungen, S. 85.

von 4,2 m und eine Tiefe von 0,8 m. Dort hat die hl. Maria ihr Kind gebadet, durch Peitschenknallen der Halterbuben wäre sie aber vertrieben worden (eine Verbindung mit einem ehemaligen Lärmumzug?), worauf sie sich nach Mariarast. und Mariazell begeben habe. Das Wasser wurde von den Böhmen als Augenheilmittel mitgenommen. Mit dem Schalenstein von Nöhagen<sup>20)</sup> hängt folgende Legende zusammen: Man wollte dort eine neue Kirche bauen. Bei Nacht verschwand aber alles, was man bei Tag baute. Unbekannte Buttenmänner trugen das Material weg. Wo sie aber rasteten, entstanden die Eindrücke am Schalenstein.

Vom Liebfrauensitz<sup>21)</sup> bei Groß-Pertholz wird erzählt, daß dort die hl. Maria gesessen wäre. Böse Halterbuben hätten sie aber auch hier durch ihr ewiges Peitschenschmalzen vertrieben, worauf sie eilends nach Kirchberg am Wald sich zu einem anderen Schalenstein begab, wo es ihr dann mit einer Kirchfahrt sehr wohl behagte. Wir hatten noch einst den nun 1893 ausgerechnet für Hamerling, der sich darüber entsetzt hätte, schmählich zertrümmerten Wolfgangstein<sup>22)</sup> am Fuße des Nebelsteines, der schon 1614 als auffällig in der Grenzbeschreibung des Freiwaldes erwähnt wird, was ihn trotzdem nicht vor Barbarei schützte. Er trug zwei Schalen als die Spuren der Rast des hl. Wolfgang, des großen Roders, der zum Zeugnis davon so viele Merkmale im Stein hinterließ oder dort, wohin seine Axt (beileibe nicht sein Hammer) hinfiel, als Besitznahme. Bei dem Schalenstein in Ulrichschlag<sup>23)</sup> hat abermals die hl. Maria gerastet.

Neben diesen Denkmalen sind andere, freilich vielleicht aus Unkenntnis nur sehr wenige, noch nicht mit der Milch frommer Denkgangsart übergossen worden. Das Wasser in den Schalen des Bettelweibsteines<sup>24)</sup> auf dem Reinberg bei Groß-Pertholz und des Warzensteines<sup>24)</sup> bei Harmannschlag vermag einzig die Warzen zu vertreiben. Es bleibt also bei dem Schönheitswasser. Die Eigenschaften des Schulersteines (siehe oben) haben wir vernommen. Warum ein solcher, nun zerstörter Stein „lutherische Kirche“ (Abwürdigung durch Katholiken?) genannt wurde, wissen wir nicht. In Gutenberg<sup>25)</sup>, wo sich ein großer und mehrere kleine Becken finden, entspringt unterhalb der Steine eine Quelle, bei der „Geister-spuk“ gemeldet wird, auch „Funde“ sollen dort gemacht worden sein. Bei dem Schalenstein von Heidenstatt (!) bei Eggenburg erklärte man indessen, daß er dadurch entstanden sei, daß der Teufel seinen Hintern hineingedrückt habe<sup>26)</sup>.

<sup>20)</sup> Monatsbl. d. Altertumsver. z. Wien 1893. S. 51.

<sup>21)</sup> Rup. Hauer, a. a. O. S. 122.

<sup>22)</sup> Ebenda. S. 122.

<sup>23)</sup> Monatsbl. d. Altertumsver. z. Wien 1893, S. 46.

<sup>24)</sup> Rup. Hauer, a. a. O., S. 122.

<sup>25)</sup> Monatsbl. des Altertumsver. z. Wien 1893. S. 49.

<sup>26)</sup> Wien, Zeitung 1893, Nr. 140. S. 6.

Aber wie viele Schalensteine und sicher noch die meisten liegen ernst ohne die Sprache einer Überlieferung im Volksglauben in ihrem dunkelsten Geheimnis. Nur ungefähr, noch ohne tiefere Sonde, wenn auch mit liebevoller Aufnahme haben auf ihr so bemerkenswert zahlreiches Vorkommen im Waldviertel vor allem der wackere, unvoreingenommene Dechant Alois Plesser, mit ihm Franz Kießling und A. Kerschbaumer hingewiesen, und nach ihnen seien annähernd ihr oft gehäuften Lageorte in alphabetischer Reihenfolge angegeben. Sie finden sich, außer den oben schon angeführten, in: Altstatt-Drosendorf, Amaliendorf (5 bis 6 Schalen, darunter ein niedriger Stein mit kleiner Schale, aber rings von mächtigen, spitz emporragenden Felsen umstellt), Arbesbach (6), Aschbach (einige Schalen), auf der Burg ob Aufenhapp (Rapottenstein), auf den Bartlmäuern im Grötschenwalde (einige), Brennesselberg, Bruderndorf (ein großes Becken und mehrere kleine), Eggenburg (im Museum 4 Steine). Pfarre Eggern (benannt die 5 Brüder, bei einem Stein angeblich ein eiserner Bohrer gefunden), Eisgarn (hier fand Lambert Karner allein etwa 30 Schalensteine), Etzen (zahlreiche Steinschüsseln), Fußhappl bei Zuggers <sup>27)</sup>, Gars (1), Pfarre Gerungs (1), Grafenschlag, Groß-Höbertberg bei Gutenbrunn (2), Groß-Pertholz, Groß-Schönau (Johannesberg), Gutenber, Gutenbrunn. Harbach (Mandelstein, Plesser meint von Bergmandeln), Hasenbalg, Hausbach, Herndorf, Höhenberg, Höhn bei Lohn (5 Steine beisammen, darunter einer mit besonders großer Schale, Plesser meint für besondere Zwecke), Hofstättenackerl am Hofberg (eines der umfangreichsten Becken, Umfang 4,85 m, Durchmesser 1,5 m, Tiefe 0,68 m), Kautzen (2), Pfarre Kirchbach (2), auf der Klern <sup>28)</sup> (ein Höhenrücken mit etwa 20 Steinen, darunter mit sehr charakterischer Gestalt), Kogelstein bei Eggenburg (mit prähistorischen Funden), Pfarre Langeck (2), Pfarre Langschlag (4), Loiwein (4 Felsplatten mit 20 kreisförmigen Vertiefungen), Marcharts (große Schalen, eine mit unvollendeter Bohrung), Modriedl, Nonndorf (Hoheneich und Häuselberg mit besonders interessanten Formationen), Ober-Plöttbach, Pernthon (Rentberg, sehr auffallendes Becken) <sup>29)</sup>, Rapottenstein (nach Plesser die Gegend besonders genau durchforscht [wo?] und allein 45 Schalensteine gezählt), Reinberg (3), Roiten, Schöberlberg bei Martinsberg, Pfarre Schönbach (9), Schrems (Wasserstein, Jägerbründl, Brunnerloch), Sieghartsreith, Stankauerteich bei Litschau, Steinbach, Ulrichsberg, Wachtstein bei Traunstein und Wolfsbach. Es ist wohl möglich, daß hier ein oder anderes identisch ist. Genaueres ließe sich nur durch Karten herstellen, was nie versucht

<sup>27)</sup> Ebenda; Fast kreisrundes Becken, Durchmesser 1 Meter, Tiefe 20 Zentimeter, mit Rinne, die aus dem Becken führt.

<sup>28)</sup> Blätter d. Ver. f. Landes-Kunde v. Niederösterr., 1887, S. 417.

<sup>29)</sup> Ebenda, S. 418.

wurde. Ein besonderes Fundgebiet ist im Gebiet von Traunstein und Schönbach bis Amaliendorf und Eggern (Reinberg) und von Gutenberg und Roiten (Pfarre Rapottenstein) bis Arbesbach und Langschlag. Dort will Plessner allein 74 Schalensteine gezählt haben.

Ein so auffälliges Massenvorkommen hat ja längst die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit als Zeugen der Vorzeit für einen möglichen kultischen Zweck auf sie gelenkt, was sogar am 31. Jänner 1893 zu einem Antrag von W. Ph. Hauck im Abgeordnetenhaus führte, um sie mit Recht unter Denkmalschutz zu setzen. Weit weniger hat dagegen eine strenge Wissenschaft für sie übrig gehabt, ja sie fast a priori ohne tiefergehende Begründung als Naturspiele abgelehnt. Wie man ihnen bis jetzt begegnet ist, ist bei aller lebenswürdigen Teilnahme ohne Methode geblieben. Daß es dennoch künstliche Formungen gibt, beweisen genaue Zeichnungen von Plessner, aber ganz abgesehen davon, die künstliche Herstellung ist nicht ausschlaggebend, sondern das hartnäckige Beharren des Volksglaubens. Aus dieser heraus allein, wie dies Leop. Schmidt <sup>30)</sup> in seiner grundlegenden Untersuchung „Die Bedeutung der modernen Volksglaubenforschung für die Urgeschichte“ überzeugendst dargetan hat, sollte sich auch die Prähistorik, die Schulter an Schulter mit der Volkskunde zu gehen hat, endlich zur Lösung des Problems der Schalensteine entschließen. Ihr Brauchtum, ob urtümlich oder umgedeutet, muß auch ihr ein Wink, vielleicht mit dem Zaunpfahl sein. Bis jetzt hat die Prähistorik für die Schalensteine im Waldviertel nichts Überzeugendes getan. Es müßte doch für einen jungen Prähistoriker eine ideale, wenn auch mühevoll Aufgabe sein, in diese Angelegenheit eine Methode zu bringen. Die Zahl, Lage und Beschaffenheit dieser Steine, auf Karten eingetragen, müßte festgestellt werden. Selbstverständlich müßten sie alle im Lichtbild aufgenommen werden, und wenn es einige hundert sind. Wo dieses versagt, müßte eine exakte Zeichnung sprechen. Es müßte mit Zuhilfenahme der Geologie entschieden werden, wo eine künstliche oder natürliche Formung vorliegt, die künstliche müßte je nach der Kategorie ihrer Formung in ein System gebracht werden, auch die Lage der Steine zueinander müßte beachtet werden, um Schlüsse daraus zu ziehen. Natürlich wird sich manches Dubioses ausmerzen lassen. Bei beiden Formen, der künstlichen und der natürlichen, müßte sich die Prähistorik natürlich auch volkskundlich einstellen und nochmals versuchen, genau in die Bevölkerung hineinzuhorchen, ob sich nicht an den einen oder anderen Stein noch eine bis jetzt unbekannte Überlieferung knüpft, selbstverständlich mit aller möglichen Vorsicht, um sich nicht täuschen zu lassen. Einiges könnte selbst noch aus Akten hervorgehen. Selbstverständlich hätte das letzte

---

<sup>30)</sup> *Archaeologia Austriaca*, 4. Heft (1949), S. 140 ff.

Wort aber der Spaten, der bei besserem Wind und Wetter die Zunge dieser so vielfach stummen Denkmale lösen könnte, wie er es, nach anderen Beispielen zu urteilen, bereits verstanden hat. Der immanente Volksglaube allein indessen hätte auch die Prähistorik längst auf einer so vernachlässigten Spur vielleicht zu einer Gewißheit führen sollen, denn so besagt es ein Vers mit ewiger Wahrheit auch für die Schalensteine:

Quo semel imbuta est, recens servabit odorem testa diu.

#### Nachtrag

Es ist mir leider entgangen, daß sich zu dem Schalenstein von Groß-Schönau (Johannesberg), auf S. 110 genannt, mit dem uralten Johanneskirchlein auch eine Wallfahrt, die einst stark besucht wurde, gesellt hat. Das Patrozinium ist um so bezeichnender, als die Legende erzählt, daß hier die Heiden getauft wurden, die früher hier bei den Heidensteinen geopfert hätten. Das Blut der Opfer wäre in dem Schalenstein gesammelt worden. Späteres Brauchtum ist von ihm nicht überliefert<sup>31)</sup>.

---

<sup>31)</sup> s. Hippolytus, St. Pölten 1858, S. 221; Weißkern, Topographie von Niederösterreich, Bd. I, S. 290; Franz Kießling, Frau Saga im Waldviertel, I. Reihe, S. 90.

## Das Brünndlräumen in Niederschleinz

Von Josef Nowotny

Bei den Vorarbeiten für ein Heimatbuch des politischen Bezirkes Hollabrunn fand Herr Oberlehrer Leopold Kurz<sup>1)</sup> in Niederschleinz im Besitz der Bauernfamilie Kraft ein Heft mit handschriftlichen Eintragungen, darunter Aufzeichnungen betreffend die Entstehung der Kirche in Niederschleinz. Wie darin ausgeführt wird, fand ein gewisser Simon Arocker, der laut Eintragung in der Kirchenmatrik zu Straning am 28. Oktober 1732 geboren war, das Original der Aufschreibung „halbs verfault“ und schrieb es „mit grosser müh“ ab. Bei seinen Lebzeiten hatte er noch einige alte Frauen gekannt, die als Mädchen bei dem seit 1701 erloschenen Brauch des Brünndlräumens mitgetan hatten.

Von dieser Abschrift fertigte Michael Lang, geboren am 1. August 1797, die vorliegende Abschrift an. Durch Einheirat in die Familie Lang kam das Heft in den Besitz des Ludwig Knell, der sein Eigentum daran durch Beisetzen seiner Unterschrift mit dem Datum vom 3. November 1872 bekräftigte. Seine Tochter Aloisia, verheiratete Kraft, in Niederschleinz Nr. 16, ist heute noch im Besitz dieses Heftes. Arocker, Lang und Knell sind alteingesessene Familien in Niederschleinz.

Nach der Eintragung in der Pfarrchronik von Niederschleinz ist die Kirche im Jahr 1533 erbaut, sie zeigt noch spätgotische Formen; die genannte Jahreszahl ist an einem Pfeiler ersichtlich. Die Reise nach Rom im Jahr 1515, die Einzelheiten über den Kirchenbau und die Messenstiftung, die dann nach Eggenburg kam, sowie die Stiftungen der drei Fräulein sind ganz interessante Überlieferungen, für die aber ein urkundlicher Nachweis vorläufig nicht erbracht werden kann. Sagenhaft daran ist die nächtliche Versetzung der Steine an den richtigen Standort der Kirche und vielleicht auch die Dreizahl der wohlthätigen Stifterinnen.

Der Verfasser der ursprünglichen Niederschrift muß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelebt haben. Simon Arocker muß sie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gefunden und abgeschrieben haben.

Das zu Anfang der Handschrift geschilderte Brauchtum bezog sich auf die heute nicht mehr bestehende hölzerne Dreifaltigkeitskapelle. Es ist mit dem Jahr 1701 erloschen.

<sup>1)</sup> Für die Herbeischaffung dieses Heftes und für viele Auskünfte ist der Verf. dem Genannten zu Dank verpflichtet.

Die weiteren Ausführungen, von „Im Jahre 1508 . . .“ angefangen, beziehen sich nicht auf diese Kapelle, sondern auf den um Jahrhunderte zurückliegenden Kirchenbau, sie sind also für das Brauchtum ohne Belang. Die Kirche wurde vermutlich um 1753 barockisiert; am Turm, der damals wahrscheinlich zugebaut wurde, ist diese Jahreszahl zu lesen. Damals dürfte auch die erste Fassung der Handschrift niedergeschrieben worden sein.

Der Text der Aufschreibung ist folgender (die Schrägstriche geben die Seiten des Heftes an):

Ludwig Knell 3. 11. 872

die Entstehung von unserer Kirche Niederschleinz

Vor unerdenklichen Jahren wahr in unserem Orte gegen dem Viehboden eine mit Holtz Erbauthe Kapelle. In dieser Kapelle wurde vorgestellt die heilige Dreifaltigkeit und Jesu und Maria und Joseph, die Flucht ins Egipten: Bey dieser Kapele wahr ein Brintel welches anjetz verschlemt ist. Zu dieser Zeit wahr mangel am Regen und eine Dürr Zeut. Soh haben die Christen ihre zuflucht zu dieser Brindel Kapelle genohmen. Zur selben Zeit hatte das Ort keine Kirche nuhr diese Kapelle / zu ihren Betorf. Es kommen zur selben Zeut aus den benachbarten Ortschaften 5. 6. 10. 20 Personen daher ihr Gebet zu ferrichten, uhm erhaltung einen Regen, wegen dierr der Jahre. Bey dem Jahren wurde das Printel geraumt weil der Glaube schon danzu wahr. Als das Printel geraumt wurde dah kahmen sie auf einen Stein welchen sie den Tauf Stein nanten, der soh gros wahr als ein Viertel Fassel Boden anfangs konte rauhen wehr wohlte, wen sie aber auf dem Stein kommen, dah raumten 6 Jungfrauen mit 12 Jahren / sie waren gewendlich nagtgend dabey, es wachte alle Zeit ein Eherwürdiges Weib dabey, wegen den Zutritt der jungen Burschen und schlimen Leite. Wahn sie 1 oder 2 Zohl tief dem Stein ausgeraumt hatten soh kam schon sohgleich ein Regen oder eine Gies und verschlemte es wiederuhm. Diese Jungfrauen giengen künftigen Feyertag nach Stranning oder nach Sitzendorf in die Kierche, sie kleideten sich Ehrlich auch mit einem rothen Bund das sie kentbar wahren Die Leite giengen ihnen zu und beschenkn sie nach beliben den es regnet alle Zeut aber oft zuviel. Das Brintelraumen dauerte fort bies ihm Jahr 1701 dah wurde es verschlemt das sie die Leitler haben lahn lassen müssen welche nih mehr herausgekomen ist.

Ihme Sangt Markustag kamen auch fremde Ortschaften zu dieser Brindel Kapelle Wahlfarten, es kam durch mehrerer Jahre ein Opfer Gelt ein bey 300 fl beim Brintel.

Im Jahre 1508 tatten sich eifrige Mehner herfohr und dachten eine Kirche zu ehrbauen sie sie giengen nach Wien, dan nach Rohm. Gott segent diese Ort Schleintz das sie eine Kirche bauen konten. die uhmligenden Ortschaften halfen dazu mit geschenk und Stein-

führen. Im Jahre 1515 erhielten sie dem reise Pas von Wien nach Rohm. Der erste war Lukas Vormindl der zweite Michael Ruby, der dritte Partholomelemius schenk diese giengen nach Rohm, richteten alles gut aus, brachten eine Schrift mit von Rohm, diese wurde nach / Wien geschigt zum Conzistori und wurde sogleich ehrlaubt mit dieser Bedingung eine Stiftung dazu zu machen, das das Gotteshaus kan beim Bau erhalten werden. Lukas Formindl wahr ein vermöglicher Mahn dieser gab ein Lehen mit Aker und Weingarten auch einen Garten dahzufor dieses Lehen wiert in bis heitigen Tag aljährlich ein Jahrtag abgehalten. Eher hat auch zur Kirche an Gelt etwas geschengt Es wahr auch einer nich zurück kommen von diesen 3 Mähnern von Rohm, ehr starb in der zurück Reise. Eher wahr ein Mahn / ohne Kind. die Freind welche Erben wahren schenkten 60 fl zum Bau der Kirche. Die Bauern fiengen an zum Steinfiren, und es half alles zusammen, auch andere Ortschaften hulfen Steinfiren. Es wahren zur selben Zeit noch viele luterische Leite in der gegend zu Frauendorf, Kirchberg und Sitzendorf. Die ersten Steiner wurden zum Briedel gegen den Viehboden gefirt beim Tag. Es sind aber herauf komen woh anjetz die Kirche steht. Es wahr dah ein eder Meyerhof ganz zerfallen woh an jetz die Kirche steht. / Dieser Meyerhof gehörte nach Kleinkirchberg 3 Freilein welche dah einen Hof hatten zu ihren Wohnort. Diese Freilein wurden gebetten um den Meyerhof. Doch hat es 3/4 johr einen Stielstand mit dem Bau der Kirche. Diese Freilein wahren alte bedagte Persohnen und Schengten diesen zerfallenen Meyerhof zum Bau der Kirche dan Sie hatten noch Vatter oder Mutter oder nahe Verwandte: Ihnen gehorte der ganze Zehent in der Freiheit Schleintz, auch etwas Kirchberg. Auch hatten Sie vielle Grundstücke zu Kirchberg, das sie sich konten reich / lich erhalten haben. Sie wahren vom Feind einst vertrieben worden bey einer Kriegszeit. Ihre Eltern wahren Luterisch, sie aber Kathollisch, sie kamen oft heraus nach Schleintz und es wurden Ihnen alle Ehre angetan weil ihnen der ganze Zehent gehörte. Wie unser Kirche gebauet wurde gefiel es ihnen sehr wohl. Sie wurden alt dabei. Dah fiel es Ihnen ein, ein Testament zu machen welche ehender sterben werde das der Zehent in der Freiheit Schleintz zur Kirche gehören soll. mit derer bedingung das wochentlich / 3 heilige Messen dah gelesen werden. Die jüngste starb zu ersten. Das Testament wurde ehöffnet in der Kanzeley zu Sitzendorf weil der Hof nach Sitzendorf gehört hatte. Sie machten es dem Pfarrer von Straning zu wissen und botten ihn den Zehent ahn, mit der bedingung, das ehr im Gottes Haus zu Schleintz wochentlich 3 heilige Messen dafür lesen müsse. Eher schlug es ihnen kurtz ab, er kan das nicht tun weil ehr ganz allein ist. Keinen Coporato trag es ihme nicht, sie sollen dem Zehent hinbringen woh sie wohlen, ehr verlangt ihm nicht. / Nach

diesem kam ehr nach Eggenburg und wurde die Michaelly Capelle erbaut und werden wochentlich 3 heilige Messen gelesen. Sie haben auch 15 Joch in unserer Freiheit Zehent ins Spital nach Horn geben. Zur selben Zeit wahr der Metz Korn zu 30 Xr auch zu 40 Xr der Metzen Hafer zu 8 Xr.

Diese Schrift funde Simon Aroker halbs verfault und mit grosser müh schrieb ehr es ab. Es war ihm auch wissentlich das ehr von seinen Ältern und von Alten Leiten davon habe reden gehert, und noch einige gekannt hatte, die das Printel geraumt hatten: als die alte Trauerin die Elisabeth Bergerin ein ledige und wahr sehr alt und grump. die alte Langin des Christian sein Mutter. Dieses Brindel haben sie zum letztenmal geraumt im Jahr 1699, im Jahr 1701 im Pahlm Sonntag ist es verschlemmt worden und seit der Zeit nicht mer geraumt worden.

Diese 3 Freilein schengten auch der Gemeinde Schleintz das sie nur den 11. teil von ihrer Fegung und nicht den 10. geben dürfen.

Michael Lang

Das Bründlräumen wird durch F. Kießling<sup>2)</sup> für eine Reihe von Ortschaften des östlichen Waldviertels bezeugt. Es scheint auf das Gebiet zwischen Zwettl, Raabs und dem Schmiedatal beschränkt gewesen zu sein. Das Motiv der Nacktheit wird in diesen Berichten aus dem Ende des 19. Jahrhunderts nirgends mehr erwähnt. Bemerkenswert ist in einigen Fällen die Dreizahl der geräumten Bründln sowie die Verbindung der „drei heiligen Madeln“ mit einem der Bründlheiligtümer (vgl. die drei Stifterinnen in Niederschleinz). In Drosendorf gab es drei solche Bründln, das Silberbründl, das Robesbründl und das Jägerbründl im Schreitewald. Bei letzterem war 1899 noch an einer Fichte ein Bild der drei heiligen Madln (Barbara, Margareta und Katharina) mit einem Gebet mit Anweisung, was man zu tun hat, damit das Bründlwasser heilsam wirkend werde. Auch in Eibenstein bei Drosendorf waren es drei Bründln, Sidisbründl, Kiribründl, Pfaffengrabenbründl. In der Gegend von Unterpertholz und Ziernreuth bei Weikartschlag wurden je drei Bründln von sämtlichen Mädchen des Dorfes mit einem Topf ausgeschöpft, der dann zerbrochen wurde, und mit einer neuen Haue gereinigt. Dabei wurde ein Segen gesprochen, um den Regen, über Korn, Weizen und die ganze Christenheit“ zu erlangen<sup>3)</sup>. Der Brauch kam ferner noch in Japons, Raabs und Ober- und Unterthumeritz vor. In Rausmanns, Bezirk Zwettl, ist der Brauch angeblich im Urbar aus dem Jahr 1659 beschrieben.

<sup>2)</sup> Kießling, Fr.: Die Bründlein von Drosendorf und Umgebung (Vermehrter Sonderdruck aus dem „Boten aus dem Waldviertel“ 520—525), Horn 1899. Kießling, Fr.: Frau Saga im niederösterreichischen Waldviertel, I (S. 22), V (S. 23), VII (S. 179). Wien 1924, 1927, 1928.

<sup>3)</sup> Hönigschmied im „Boten aus dem Waldviertel“ 1898.

Verwandte Bräuche zur Herbeiführung von Regen, bei denen aber die Begießung mit Wasser eine Rolle spielt, sind oft mit den Pfingstbräuchen verbunden: Wettritt, Kampf des geschmückten Siegers mit dem Letzten im Ritt, der mit Stroh, Reisig o. dgl. um-bunden wird. Dieser, der „Pfingstquack“, wird zum Schluß mit Wasser begossen oder ins Wasser geworfen.

Das Begießen von nur mit Laub bekleideten Mädchen (auch Knaben) als Regenzauber bei Dürre<sup>4)</sup> steht dem Bründlräumen näher. Es ist bereits bei Burchard von Worms (1024)<sup>5)</sup> erwähnt: Das unbekleidete Mädchen reißt mit dem kleinen Finger Bilsenkraut aus, das an den rechten Fuß gebunden wird. Dann wird es im Fluß von den Mädchen mit Ruten besprengt und im Krebsgang ins Dorf zurückgeführt. Verwandte Bräuche sind das von Geramb<sup>6)</sup> erwähnte Pflugziehen in Ludosch (Siebenbürgen), das Vintschgauer Madlenbaden, der Weitensfelder Brunnenlauf u. a. Bei den Südslaven entspricht dem die „Dodola“, die, mit Laub bekleidet, von den die Dodolalieder singenden Mädchen herumgeführt und von den Hausfrauen mit Wasser begossen wird. In Griechenland wird dieses Mädchen Porperuna genannt; in Dalmatien tritt ein junger Mann an die Stelle des Mädchens.

In den heute noch erreichbaren Zeugnissen für das Bründlräumen fehlt der Laubschmuck. Das Begießen mit Wasser ist durch eine andere Handlung mit Wasser, das Reinigen der Quelle, ersetzt.

„Taufstein“, wie der Stein im Bründl bei Niederschleinz hieß, werden im Waldviertel vielfach die natürlichen Schalensteine genannt, deren gelegentliche kultische Verwendung bezeugt ist.

---

<sup>4)</sup> Grimm, J.: Deutsche Mythologie, IV. Ausg. I (S. 494), III (S. 169, 410), Gütersloh u. Berl. 1875, 1878, 1876. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VII. B. u. Lpz. 1935/36. (Stegemann: „Regen.“)

<sup>5)</sup> Fecisti quod quaedam mulieres facere solent, dum pluviam non habent et ea indigent? tunc plures puellas congregant et unam parvulam puellam quasi duces sibi praeponunt, et eandem denudant et extra villam ubi herbam Jusquianum inveniunt, quae teutonice belisa vocatur sic nudatam deducunt et eandem herbam eandem virginem sic nudam minimo digito dextrae manus eruere faciunt et radicibus erutam cum ligamine aliquo ad *minimum* digitum dextrae pedis ligare faciunt et singulae puellae singulas virgas in manibus habentes supradictam virginem post se trahentem in flumen proximum introducunt et cum eisdem virgis virginem flumine aspergunt et sic suis incantationibus pluvium se habere sperant. Et post eandem virginem sic nudam transpositis et mutatis in modum cancris vestigiis a flumine ad villam inter manus reducant.

<sup>6)</sup> Geramb, V.: Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1926.

# Die Bekleidung unbekannter Toter in Wien in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Von Karl M. Klier

## II. Frauen

### Leibwäsche

Das \*) Hemd, ma. Hemet, ist gewöhnlich aus grobem Leinen, seltener (12 mal) aus mittelfeiner Leinwand, einmal aus Kammer-tuch<sup>1)</sup>. Mitunter wird eine rote Märke erwähnt, vereinzelt eine schwarze. — Der Zustand des Hemdes wird häufig mit alt, schlecht, zerrissen, gestückelt, abgeflickt bezeichnet; ein einziges Mal wird ein neues Hemd festgestellt. Mit der Kriegszeit 1815 hängt offenbar zusammen, daß eine Frau ein Kommißhemd trägt.

Eine Chemisette kommt nur 3mal vor: 1808 (Beisp. F 4), dann IV 1811 bei einer ca. 20j. ein „musselinenes, mit einer Krause besetztes Chmisettel“, und VII 1822 bei einer ca. 30j. ein „Schmisel“ mit Krause.

Eine Hose ist in der Unterschicht dem weiblichen Geschlecht in diesem Zeitraum noch fast unbekannt; eine solche kommt unter 92 Fällen nur 2mal vor: 1815 bei einer ca. 30j. (Beisp. F 7) und 1838 bei einer ca. 40j. (Beisp. F 18). Auf diesen Zustand bezieht sich eine Schnaderhüpfkette, deren früheste Aufzeichnung aus Wien um 1818 stammt und J. M. Schottky zu danken ist<sup>2)</sup>; sie beginnt:

\*) Herr Hofrat Landesarchivar Doz. Dr. Karl Lechner macht darauf aufmerksam, daß J. Sokoll unter dem Titel „Die Totenprotokolle der Stadt Wien als Quelle der Trachtenkunde“ 1929 im Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, S. 535, einen eine ganze Seite langen Hinweis auf diese Quelle gebracht hat und daher die wissenschaftliche Priorität in dieser Hinsicht besitzt. Wir bringen diesen Verweis um so lieber, als aus ihm hervorgeht, daß also volle 21 Jahre lang dieser Mitteilung keine Auswertung gefolgt ist, und der Verfasser der hiermit abgeschlossenen Arbeit, der die Notiz Sokolls nicht gekannt hat, sich durch die systematische Auswertung dieses Quellenmaterials ein um so höheres Verdienst erworben hat. (Anm. der Redaktion.)

Im ersten Teil sind einige, zum Teil sinnändernde, Druckfehler stehen-geblieben: S. 6, 10, Textzeile von unten, statt „Knöpferln“ — „Kröpferln“; S. 13, 6, Textzeile von unten richtig: „Schileewestnleibl“; S. 14, 5, Textzeile von unten: Gleichaltriger; S. 17, 20, Zeile von oben: „weißen Rock“; S. 18, Zeile 25: fraglichen, (Anm. des Verfassers.)

<sup>1)</sup> Leinwandartiges Baumwollgewebe, feiner Hemdenkattun.

<sup>2)</sup> E. K. Blümmel, Erot, Volkslieder, Wien 1907, S. 52. — Aufz. von 1936 und 1937 im Volksliedarchiv Wien-N.-Ö. (Deutsch-Haslau 292, 6, Wechselgebiet 276, 14) u. a.

„Madln, springs net so hoch, Fliegt euch der Staub ins . . .“ und wurde offenbar auf dem Tanzboden gesungen.

Unterröcke aus weißen Stoffen können sicher zur Wäsche gerechnet werden (etwa 19mal), wahrscheinlich auch andere gemusterte aus waschbaren Stoffen. Man vergleiche die Beispiele F 2: weiße Wolle, F 4: weißer Flanell, F 7, 12, F 14: gestreifter weißer Kanefas, F 15: weißer Barchent. Daneben kommt mehrmals vor: weißer Pikee, vereinzelt weißer Wallis<sup>3)</sup>, Perkal und Zwilch.

Das Taschentuch wird 3mal als „Schnupftuch“, 1mal als „Sacktuch“ genannt (Beisp. F 3, F 12); es ist immer bunt, aus blauem Leinen, weiß-blau, weiß-rot gedruckt oder quadrilliert.

Eine „Serviette“ war vielleicht einem besonderen weiblichen Bedürfnis dienstbar (Beisp. 5); sie wird 2mal erwähnt.

### Das Halstuch, Tüchel

Ein „Halstuch“ wird ausdrücklich 38mal genannt, dann noch bei elf Trägerinnen ein oder mehrere „Tüchel“. — Die Tragart ergibt sich aus gleichzeitigen Bildern: das viereckige Tuch wurde in der Diagonale gefaltet und so um den Nacken gelegt, daß zwei Zipfel vorn in das Leibel, den Spenser, das Kleid oder unter das Vortuch kamen und die übereinanderliegenden Ecken rückwärts sichtbar blieben, z. B. bei dem Mädchen vor dem Lotteriegewölbe, wie es das Ölgemälde von P. Fendi 1829 zeigt<sup>4)</sup>. Kleinere Tüchel wurden in derselben Art gelegt, deckten aber nur etwa die halbe Schulter und wurden vorn in der Höhe der Halsgrube geknotet, wie bei dem vor Wien 1848 mit einem Kanonier spazierenden Dienstmädchen auf der Lithographie von A. Zampis zu sehen ist<sup>5)</sup>.

Wahrscheinlich ist davon auch die einmal auftretende Bezeichnung „Kröpfeltüchel“ abzuleiten; ein solches in Weiß wird 1812 von einer ca. 30j. getragen. — Praktische Leute stellten, der geschilderten Tragart entgegenkommend, dreieckige Halstücher her oder schnitten viereckige auseinander; derartige Dreiecktücher werden 3mal erwähnt: 1826 bei einer 40—50j., „mit gelben und grünen Blümchen“. 1837 bei einer ca. 40j. ein rot gedrucktes und I 1845 bei einer 60j. gewesenen Dienstmagd ein dreieckiges blau-leinenes Halstuch und ein Fransentuch.

Unter den Farben steht weiß obenan (10mal), Beisp. F 2, 5, 7, 8, 9; dieses gehäufte Vorkommen am Anfang unseres Zeitraumes macht die Abkunft des Halstuches von einem Wäschestück, einem weißen Leinenkragen, anschaulich<sup>6)</sup>. Dann folgt gelb (5mal), Beisp.

<sup>3)</sup> Wallis, geköppter streifiger Baumwollstoff.

<sup>4)</sup> H. Tietze, Das vormärzliche Wien in Wort u. Bild, Wien 1925, S. 47.

<sup>5)</sup> Tietze, S. 128.

<sup>6)</sup> Mautner-Geramb II, S. 409 f.

F 3; rot (4mal), Beisp. F 4, 20; blau (4mal); schwarz (3mal), Beisp. F 16; braun (2mal), Beisp. F 10. — Unter den Mustern überwiegen weitaus geblumte (10mal), Beisp. F 11, 16, und quadrillierte (7mal), dann folgen getupfte und gestreifte (je 3mal). — Von Materialien sind anzutreffen: Wolle (5mal), Seide und Halbseide (4mal), Kamertuch (3mal), Baumwolle (4mal), Perkal, Leinen, Musselin.

Bei einer alten Frau wurden 1830 vier verschiedene Tüchel gefunden (Beisp. F 13), bei einer ca. 20j. 1824 deren drei, und zwei Tüchel bei einer Person kommen 4mal vor (Beisp. F 14, 17). — Vgl. auch Beisp. F 18, 19.

### Brustbekleidung

Als formendes Brustkleid über dem Hemd finden wir den Brustfleck, das Leibl und das Mieder.

Der altertümliche Brustfleck ist ländlicher Herkunft und wird 5mal genannt: VIII 1809 bei einer ca. 30j. aus braunem Kattun, getragen über einem ebensolchen Leibel, VII 1815 = Beisp. F 12; VII 1828 weiß und rot getupft, getragen von einer 72j. Seidenzeugfabrikantenswitwe, und I 1845 auf der einen Seite gelb, auf der andern rot dessiniert, bei einer ca. 60j. gewesenen Dienstmagd.

Aus dem Brustfleck entwickelte sich das Leibl, anliegend, ohne Ärmel (vgl. Beisp. F 2), vorne, seitlich oder rückwärts zum Knöpfeln oder Binden. Daß es eine Art Büstenhalter ist, zeigen Namen wie Brustleibl (Beisp. F 11) und Miederleibl, das einmal I 1825 aus grauem Stoff belegt werden kann. — Leibl kommt 21mal vor (Beisp. F 1—4, 10, 13, 14, 18), Unterleibl 3mal (Beisp. F 5, 6). Hervorstechend sind VIII 1836 bei einer ca. 50—60j. ein „weiß und rot gestreiftes altmodisches Leibchen mit Schößeln, vorne zum Binden, ein weiß flannelenes, mit Resten von Taffet überzogenes Leibel, gleichfalls mit Schößeln und Bandeln“, und IV 1814 bei einer ca. 30j. ein weiß wollen gestricktes Leibl. — Sonst sind die verwendeten Stoffe Pikee (3mal), Perkal (2mal), Leinen (2mal), Kattun (2mal), Flanell, Moldon, Tuch, Kanefas, Taft, Zeug. Angin; von Farben finden wir weiß (4mal), braun (3mal), rot (2mal), gelb-grau, kirschfarben, papfarben, blau, lila. Die Muster sind gestreift, geblumt, quadrilliert, mit „roten Sterneln“.

Ein Schnürleibl wird zweimal erwähnt: bei einer ca. 30j. VII 1822 aus weißem Leinen und bei einer ca. 25j. VIII 1826 „leinen“ ohne Farbangabe. Ein weißleines Mieder trägt IX 1837 eine 60j. unter einem Kleid.

### Oberkleider mit Ärmeln

Das Korsett — von französischen corset, zu corps, Körper, wie Leibchen zu Leib — kommt insgesamt 7mal vor in den Jahren 1805 bis 1808, 1813 und 1827. Es ist, wie aus dem Zusam-

menhang mit der übrigen Bekleidung und dem Material hervorgeht, ein Oberkleid, wahrscheinlich wie gleichzeitig in Steiermark ein kaum bis an die Hüften reichendes Röckl<sup>7)</sup>, das hauptsächlich in der guten Jahreszeit getragen wird, und viermal als einziges Kleidungsstück der oberen Körperhälfte über dem Hemd erscheint. Es kommt vor: VIII 1805 aus rot-blau geblütem Leinen, IV 1806 aus blau gestreiftem Kotton, darunter ein weißes Leibl, XII 1807 aus rot getupftem Stoff, II 1808 von verschiedenen Flecken zusammengesetzt, IX 1808 aus braunem Kattun, VI 1813 (= Beisp. F 6), VI 1827 aus gestreiftem Stoff.

Für die soziale Einstufung des Korsetts ist bezeichnend, daß es i. J. 1800 und später bei Ankündigungen von Tanzunterhaltungen in guten Lokalen heißt: „Personen in der Livrey und Korsetten ist der Eintritt nicht gestattet“<sup>8)</sup>.

Der Spenser findet sich als weibliches Kleidungsstück zuerst in der Pariser Mode, wie Bilder von 1797 anzeigen, und wird sogar im Winter als einziges Überkleid im Freien getragen<sup>9)</sup>. Alsbald übernimmt ihn die Mode in Wien; im Jänner 1800 kündigt der bürgerl. Strumpfwirker Rasp in der Singerstraße unter anderen Modewaren Spencer an<sup>10)</sup>. Im Fasching 1804 fand im Nobelrestaurant Jahn ein Ball statt, wobei die Garderobe auf der Stiege untergebracht war, „damit ausn Schailn und Spenserln der Bisen- und Lafendgruch hat auslüftn können“<sup>11)</sup>. — Als praktisches Kleidungsstück wird er alsbald von den unteren Schichten übernommen. Eine junge Köchin friert im Dezember 1808 beim Einkauf: „aber morgen wird's schon anders sein; denn moring bringt mir der Schneider mein Gspenst“, erklärt sie, und der Eipeldauer setzt hinzu: „Da hat s'sicher das englische Modigwandel, den Spenser drunter verstanden“<sup>12)</sup>. Oder: im Sommer 1809 war in der „Mehlgrube“ eine militärische Schneiderwerkstatt untergebracht; dort klaubte sich das alte Kindsweib vom Hause die Reste zusammen und meinte: „die Fleckl stückl ich mir jetzt zsamm, und wenn der Winter kommt, so laß ich mir ein' Spenser draus machen“<sup>13)</sup>. — Aber auch in den „besseren“ Kreisen gerät er nicht in Vergessenheit: „Die Dienstboten, Greißler- und Hausmeistertöchter

7) Mautner-Geramb II, S. 460.

8) Wiener Ztg. 1800, S. 177 (Mehlgrube), 3537 (Neue Welt und Ein-siedler).

9) J. Grand-Carteret, Les Elégances de la Toilette (Paris o. J. — 1910), S. 44, 55, 63, 144; La Mésangère, Le Bon Genre (Paris 1827), Tafel 12 — 1803.

10) Wiener Ztg. 1800, S. 21. — Abb. im Moden-Almanach (Wien) 1802.

11) Eipeldauer-Briefe 1804, 26, S. 4.

12) Desgl. 1809, 1, S. 46.

13) Desgl. 1809, 6, S. 20.

tragen Mantills, Krispinerln und Schleppekleider, und unlängst war i in einer Gsellschaft, da habn alle Damen Spenserln und Korsettln ang'habt . . .“, räsionniert über eine Art verkehrte Welt 1840 der Hans-Jörgel von Gumpoldskirchen<sup>14)</sup>. Der Spenser (auch „Spencer“ und „Spenser“ geschrieben) wird in den T. P. von 1807 an, besonders häufig gegen das Ende des Lustrums, als weibliches Kleidungsstück genannt, insgesamt 39mal, was genau 40% ausmacht und für seine Beliebtheit spricht. — Von Macharten werden erwähnt: im Jahr 1839 bei einer 43j. Magd kurze Ärmel, im Winter lange weite Ärmel (Beisp. F 16); mit Barchent gefüttert (Beisp. F 15), wie auch im Jänner 1837 beschrieben wird; die Ärmel mit Pelz gefüttert (Beisp. F 14); ein Spenser ganz mit Fell gefüttert (Beisp. F 13); mit weißem Pelzwerk gefüttert (Beisp. F 18). — Von Stoffarten wird am häufigsten Perkal erwähnt (6mal), dann Kammertuch (5mal), Tuch (4mal), vereinzelt auch Manchester, Merino, Moldon, Nanking, Barchent, Baumwolle. Die meist vorkommenden Farben sind braun (8mal), blau (4mal), weiß (4mal), rot (3mal). Unter den Mustern sind beliebt geblumte (8mal), gestreifte (5mal) und getupfte (5mal). — Vgl. die Beispiele F 3, 5, 10, 11, 13 bis 20.

Der **Überrock** ist ein Kleidungsstück für den Oberleib. Das geht aus einzelnen Beschreibungen hervor, wie Beisp. F 15: „Überrock . . . ohne Ermel“, F 16: „Überrock mit weiten kurzen Aermeln“, weiters VII 1822 „sommertüchener bräunlichter, weiss und rot geblumter Überrock mit einem großen Kragen“; im Dezember 1832 trägt eine Frau zwei derartige Kleidungsstücke übereinander: einen lichtblauen gelbgeblumten perkailenen, mit Leinwand gefütterten abgeflickten Überrock, einen zweiten, braun-rot gestreiften, gleichfalls mit Leinwand gefütterten, Schlafrock ähnlichen Überrock. Außer den bereits angeführten Macharten kommen vor: 1808 ein Überrock aus schwarzem Taffet, wattiert (Beisp. F 4); V 1831 findet sich bei einer ca. 60j. ein „lilafärbiger weißgeschlängelter Überrock mit Futter von weißem Kammertuch“. Von Stoffen kommen vor: blau getupftes Kammertuch, rotgeblumter Kotton, blaue Leinwand, bräunliches Sommertuch, weiß und rot geblumt; Perkail, blau, rot und grau gestreift. — Der Überrock ist von 1808 an mindestens 20mal ohne Zweifel festzustellen. Mitunter scheint aber mit Ober- oder Überrock eine Art **Oberkittel**, hüftabwärts getragen, im Gegensatz zum **Unterrock** gemeint zu sein: am 14. April 1815 starb auf freier Straße eine ca. 20jährige, die folgendermaßen bekleidet war: mit einem rotkottonenen Röckel, weißleinenen Halstuch, alten weißen Unterrock, weiß musselinenen, mit buntgestickter Blumenbordur versehenen Überrock, Vortuch, Hemd, weißen

<sup>14)</sup> Briefe 1840, 2. S. 58. — Spenser sind in dieser Zeit große Mode, vgl. die Abb. 16, 17, 39 und 40 in der Wr. Ztschr. f. Kunst, Literatur, Theater u. Mode, Jg. 1840.

Strümpfen und schwarzen Schuhen. In diesem Fall dürfte das „Röckel“ den Oberkörper, der Überrock den Unterkörper bedeckt haben.

Ein R ö c k e l fand sich 5mal, auf wenige Jahre beschränkt. vor: II 1809 bei einer ca. 30j. aus blau geblütem Kattun, VI 1810 bei einer alten Zigeunerin aus weißlichem Leinen, IV 1815 bei einer 20j. aus rotem Kotton, 1816 bei einem ermordeten Landmädchen (Beisp. F 9) und IX 1816 bei einer ca. 40j. aus braun und gelb gepüpftem Kotton. — Bezeichnend dürfte die häufige Verwendung von Baumwollstoff sein und der Umstand, daß dieses Kleidungsstück immer für sich ohne Leibel, Brustfleck, Unterkleid u. dgl. gefunden wurde. — Ein L a n d r ö c k l wird von einer hochbetagten Frau nebst Brustfleck und Leibel 1826 getragen (Beisp. F 12). — Ein J a n k e r l wird 1815 ebenfalls von einer alten Frau ohne weitere Unterkleidung getragen (Beisp. F 8).

### Rock und Unterrock

Die Bezeichnung „Rock“ kommt 54mal, „Unterrock“ 46mal vor, wobei „Unterrock“ nicht immer einen Rock bedeutet, der nicht sichtbar ist — unter einem außen getragenen Rock oder Kleid — sondern das am Unterkörper getragene Kleidungsstück schlechthin. — Die eindeutige Bezeichnung „Kittel“ wird nur einmal gebraucht, I 1844 bei der 38j. Frau eines Schneidergesellen: „zerrissener lilafärbiger, mit rotgestreiftem Zeuge geflickter perkalerer Kittel“, ebenso die Bezeichnung „Weiberrock“ 1842 = Beisp. F 19.

Etliche Male finden sich bei einer Toten drei Röcke, so 1831 (Beisp. F 15); III 1846 wurde eine 34j. Handarbeiterin beim Donaukanal gefunden, die einen Rock aus Schnürlbarchent mit angesetzten Zwirnsitzen, einen wattierten kammertüchernen und einen weiß perkalenen trug. Am solidesten war VI 1838 eine 16j. Lohnkutschers-tochter gekleidet, die unter einem Kottonkleid drei barchetene Unter-röcke trug und im Donaukanal ertrunken war. — Andere arme Teufel waren dagegen auch im Winter recht „lüftig“ mit einem einzigen Rock bekleidet. Wenn man nur solche Fälle in Betracht zieht, wo vollständig bekleidete Tote auf der Straße gefunden wurden und unmittelbar zur Beschau kamen — Wasserleichen waren oft schlecht erhalten und spärlich bekleidet, an abgelegenen Orten Gestorbene vielleicht beraubt — so ergeben sich z. B. folgende Befunde: II 1808 am Rennweg, über 70j. bekleidet mit Hemd, Rock, Corsett . . ., II 1838 in der Augartenstraße an Magendurchbruch Verstorbene, ca. 28j., mit Hemd, Rock, Überrock, zwei Umhäng-tüchern . . ., XII 1846 in der Großen Neugasse, Wieden, an Entkräftung ca. 25j. Verstorbene mit Hemd, Rock, Überrock, Umhäng-tuch . . . — Vgl. auch die Beisp. F 3, 8, 10, 12 und 20.

Beim Rock treffen wir an: Leinen (10mal), Zeug (6mal), Kammertuch (6mal), Kotton (5mal), Kanefas (3mal), Zwilch (3mal), dann Moldon, Perkal, Wallis, Kamelhaar und Wolle in den Farben blau (10mal), braun (7mal), weiß (7mal), lila (5mal), grün (4mal), grau, rot; gestreifte (13mal) und geblumte (10mal) Muster überwiegen weitaus, dann folgen quadrillierte (3mal) und getupfte (2mal). — Beim Unterrock finden wir: Barchent (9mal), Kammertuch (7mal), Perkal (5mal), Leinen (3mal), dann Flanell, Moldon, Pikee, Kanefas, Zwilch, Gradl in weiß (12mal), lila (3mal), rot (2mal), schwarz, blau und grau. Gestreifte Muster kommen 6mal vor, geblumte 3mal. — Von Macharten werden erwähnt: mit Baumwolle wattiert (Beisp. F 13), aus Perkal mit Futter von Leinwand V 1831, ähnlich auch X 1843, ein weißleinerer abgenähter Unterrock V 1837, mit Tragbändern 1830 (Beisp. F 14).

Die mehrmals genannten „Anhängsäcke“ (Beisp. F 3, dann 1813 und 1816 bei ca. 40j. und 1834 bei einer 62j. gefunden) sind Überreste des ausklingenden 18 Jhts.; damals wurden sie, mit Roßhaar u. dgl. gefüllt, vorn seitlich unter den Röcken getragen, wie der „Cul de Paris“ rückwärts. In einer satyrischen Schrift von 1785 werden ausdrücklich „Anhängsäcke, ähnlich den Futtersäcken der Pferde, womit Schiffe gezogen werden“, in solchem Zusammenhang erwähnt<sup>15)</sup>. — Später leisten die unter dem Oberrock angebrachten Anhängsäcke den Dienst von Rocktaschen; der Eipeldauer berichtet darüber 1813: „Noch vor einigen Jahren haben unsre gnädigen und ungnädigen Frauen und Fräulen Rocktaschen, oder wenigstens Anhängsäck g'habt, wo s' ihr Geld und andre Notwendigkeiten habn unterbringen können, und da warn s' vor Diebhänden so ziemlich sicher . . .“. Nun wurde der Ridikül Mode und mußte das Schnopftüchel, das Brieftascherl mit Papier- und Kupfergeld, Sackspiegel und Kamm aufnehmen<sup>16)</sup>. — Noch 1833 erinnert sich der Hans-Jörgel der Anhängsäcke bei einer Hochzeitstafel, wo seine Nachbarin allein einen Kapaun aufißt: „Auf den zwei Seiten, wo die Frauenzimmer sonst die Anhängsäck g'habt haben, sein ihr ordentliche Dippeln auf'fahrrn“<sup>17)</sup>.

### Kleider und Unterkleider.

Kleidungsstücke in einem für Ober- und Unterkörper sind verhältnismäßig schwach vertreten, ein „Kleid“ 9mal, ein „Überrockkleid“ 3mal, zusammen 13,6%. Deren Trägerinnen sind durchwegs mit Unterkleidung versehen und gehören zu den weniger arm Gekleideten. Wir treffen im einzelnen an: ein Kleid aus rotgelb

<sup>15)</sup> E. K. Blümmel, Die Bouffanten in Alt-Wien. — In: Blümmel-Gutzit, Von Leuten und Zeiten im alten Wien (Wien-Leipzig 1922), S. 111.

<sup>16)</sup> Briefe 1813, 6, S. 18.

<sup>17)</sup> Briefe 1833, 7, S. 45.

und grün getupfitem Leinen bei einer ca. 30j., II 1809 — nebst Unterrock; aus braungetupfitem Kammertuch bei einer über 30j., IX 1812 — nebst Unterrock; ein langes Kleid = Beisp. F 7; aus Kammertuch mit dunkel-lilafarben Streifen bei einer ca. 30j., XI 1822 — nebst Unterrock und Unterleibel; rot-schwarz geblumt bei einer 20j. VI 1824 — nebst Unterrock und Spenser; lilafärbig punktiert und violett gestreift bei einer ca. 55j., IV 1834 — nebst Rock und Unterkleid; gelb bei einer ca. 45j., X 1837 — nebst Unterrock und Spenser; weiß und blau klein quadrilliert bei einer ca. 24j., XII 1842 — nebst Unterrock und Spenser; braun und blau quadrilliert bei einer ca. 60j., IX 1837 — nebst Mieder und Überrock.

Ein Überrockkleid wird innerhalb von fünf Jahren 3mal erwähnt; ob es sich dabei um ein zweiteiliges „Kostüm“ mit Rock und Überrock (Jacke) aus gleichem Stoff handelt oder um ein einsteiliges Kleidungsstück, bleibe dahingestellt. Es wird genannt: VII 1834 bei einer ca. 50j. aus braunem, gelb und rot geblumten Kammertuch — nebst Unterrock und Unterkleid; VII 1838 bei einer 16j. aus Kotton — nebst 3 Unterröcken; VII 1839 bei einer 15 bis 17j. aus gelbem Kammertuch — nebst Unterrock.

Ein Unterkleid ist bei einer 18j. Dienstmagd, V 1830 aus blau-gelb-rot quadrilliertem Perkal — getragen unter einem Kleid, IV 1834 wird bei einer 55j. ein „Unterkleid aus Schafpelz“ gefunden — ob es wirklich ein „Kleid“ war? VII 1834 trägt eine ca. 50j. ein gelb und rot quadrilliertes Unterkleid unter dem Überrockkleid.

Ein Leibelrock ist VIII 1812 bei einer ca. 20j. aus rot-gewürfeltem Kammertuch, getragen nebst Unterrock und Leibel; II 1831 wird bei einer 50 bis 60j. ein Unterrock aus blau und weiß getupfitem Kammertuch, mit einem Leibel versehen, gefunden.

### Sonstiges

Von äußeren Hüllen gegen Kälte und Regen finden sich vor: ein Soldatenmantel bei einer ca. 40j. XI 1809, bei einer ca. 30j. und einer ca. 60j. XII 1815 (= F 8) — die beiden Jahreszahlen sprechen für sich. — Soldatenmäntel wurden 1809/10 auch von Bettelweibern getragen, um Mitleid zu erwecken. Ein Beamter des Stadtgerichtes erkennt im Wirtshaus eine solche Straßenbettlerin und sagt zu ihr: „Du verdammte Brantweinluz! Du unterfangst dich jetzt sogar, in ein' Soldatenmantl betteln z' gehn? Ich hätt Lust, und ließ dich an der Stell einführr . . .“<sup>18)</sup>.

Der Schmiß (Chmisse in Beisp. F 4) ist ein Ärmelmantel mit einem Schulterkragen<sup>19)</sup>. — „ . . . Jetzt habn d'Fraunzimmer

<sup>18)</sup> Eipeldauer-Briefe 1810, 5, S. 22.

<sup>19)</sup> M a r e t a, Proben eines Wörterbuches der österr. Volkssprache. In: Jb. d. Schottengymnasiums (Wien) 1865, S. 46. — M a u t n e r - G e r a m b I, 416; II, 323.

den Männern sogar ihre Schmiß gestohlen, und jetzt dürften s' statt ein Staberl nur ein Peitschn in die Hand nehmen, so schauten s' aus, wie d'Fiaker . . ." <sup>20)</sup>.

Dann erscheinen noch: ein braunlederner Pelz bei einer 50j. II 1828 und schließlich eine grüne, mit Seide gefütterte Mantille bei einer 34j. angeblichen Handarbeiterin III 1846.

Ein Umhängtuch kommt bis 1823 nur zweimal, 1814 und 1822, vor; dann wird es häufig und kann in der Folgezeit 18mal gezählt werden. Mitunter werden zwei in Größe und Farbe verschiedene Tücher gleichzeitig getragen, so II 1838 von einer ca. 28j. ein gelbes und ein braunrotes, VI 1838 von einer 16j. ein großes und ein kleines aus Baumwolle, I 1845 von einer etwa 45 bis 50j. ein rotes und ein lila Fransentuch. Frauen aller Lebensalter tragen Umhängtücher. — Von Materialien werden genannt: Wolle (7mal), Baumwolle (4mal), Kotzentuch (2mal); einfarbige Tücher überwiegen, doch gibt es z. B. solche mit Bordüren, quadrillierte, gestreifte und dessinerte. — Vgl. Beisp. F 11, 16, 19, 20.

Das Vortuch, im Volksmund „Fürta“, wird mit Bändern um die Taille gebunden und deckt vorn den Rock; es kommt 36mal vor und gehört einerseits zur Arbeitskleidung, andererseits „umgürtet sich das weibliche Geschlecht damit zur Zierde“ <sup>21)</sup>. Die Schürze (Beisp. F 6, 17, 18) deckt Brust und Rock und ist in der Taille geschürzt (mhd. schürzen = abkürzen, das Kleid im Gürtel aufnehmen und dadurch unten kürzen <sup>22)</sup>); sie wird 4mal genannt. Vortuch und Schürze erscheinen zusammen 40mal, d. s. fast 50%; doch verteilen sich diese ungleich: bis 1823 nur 13mal, im gleichen Zeitraum bis 1842 — letztmalige Erwähnung — aber 29mal. — Üblich sind einfarbige, meist blaue (15mal), Beisp. F 1, 8, 10, 13; weiße (4mal), Beisp. F 14; graue (2mal), Beisp. F 2; dann gemusterte in allen möglichen Farben (15mal), Beisp. F 5, 12, 15, 16. — Neben Leinen (11mal genannt) gibt es Kammertuch (4mal), Zeug und Seide (je 1mal). — Vgl. auch Beisp. F 19.

### Fußbekleidung

Die Fußbekleidung ist in Form und Material sehr verschieden. Die Schuhe, d. h. Niederschuhe, die etwa bis zum Knöchel reichen, überwiegen weitaus; Stiefel und Stiefeletten, die über den Knöchel reichen und unterhalb der Waden abschließen, kommen nur vereinzelt vor (4mal).

<sup>20)</sup> Eipeldauer-Briefe 1805, 35, S. 40 f.

<sup>21)</sup> Höhe I. S. 254.

<sup>22)</sup> Kluge-Götze, S. 546.

Unter den Lederschuhen (13mal) finden wir erwähnt Bundschuhe 1807, 1808, Schnürschuhe 1809, 1831, Kalblederschuhe (Beisp. F 11, 17), kalblederne Ram (= Rahmen?) schuhe (Beisp. F 16), schwarzlederne, mit grünseidenen Schnüren gebundene Schuhe 1815, desgl. mit Bändern 1820, schwarze Kalblederschuhe mit Bändern 1831 (Beisp. F 15). Hierher gehören wohl auch die nur als „schwarze Schuhe“ angeführten (Beisp. F 10). Nicht feststellbar ist das Material von „zuckerpapierfarbenen“ (= dunkelblau) Stöckelschuhen 1809. Lederne Schnürstiefel werden nur 2mal genannt (Beisp. F 13, 20). — Vgl. auch Beisp. F 10 und F 21.

Aus Stoff finden sich 6mal Schuhe, und zwar aus Tuch, dunkelbraun 1813 und grau 1827, dann braune Nankingschuhe 1822, weißzeugene Schuhe mit Bändern 1828, schwarze Schuhe von Wollsam mit Bändern 1831, schwarzsamtene Schuhe 1834, schließlich Stiefeletten von schwarzem Rips 1838 und schwarzzeugene Stiefel 1842 und 1846.

Weitere Fußbekleidungen sind: schwarzlederne Schlieschuhe 1805 (F 1), 1808 (F 4), 1810, Schlappschuhe 1837. ma. „Schlapfn“<sup>23)</sup>, Patschen<sup>24)</sup> 1831, grobtücherne, mit Spagat zusammengeschnürte Patschen ähnliche Stiefel 1832, schwarz baumwollene gewirkte Strümpfe, an den Füßen mit Flecken besetzt 1837, gefleckelte Endschuhe 1812 und aus färbigen Tuchenden gefleckelte Schuhe 1815 (Beisp. F 8).

Die Strümpfe sind bis 1823 fast ausnahmslos weiß (Beisp. F 10, 19), mitunter blau (Beisp. F 18); später kommen schwarze und graue (Beisp. F 11) hinzu. Weiß kommt 30mal vor, blau und schwarz je 7mal, grau 6mal; einmal werden gestreifte Strümpfe 1838 erwähnt. — Das häufigste Material ist Zwirn (18mal), dann Wolle (11mal), Baumwolle (10mal), Seide (1mal). Häufig sind zwirnene weiße Strümpfe (Beisp. F 1, 4, 5, 7, 8) und solche aus weißer Baumwolle (Beisp. F 3 12, 15). — Vgl. auch Beisp. F 13, 14, 16, 17 und 21.

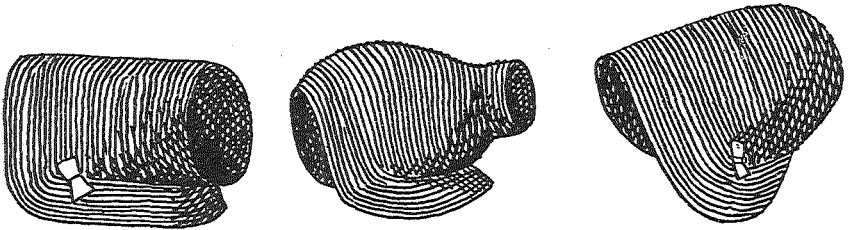
### Kopfbedeckungen

Von Kopfbedeckungen finden sich Hauben, in der wärmeren Jahreszeit Strohhüte und vereinzelt Kopftücher. — Die Haube kommt bis 1820 nur 3mal vor: 1808 bei einer ca. 70j. eine

<sup>23)</sup> „Schlechte Schuhe oder Pantoffel werden Schloapfen genennet, Höfer III, S. 89. — „Schlapfen heißen die Pantoffel, wenn sie hinten nicht aufgezogen sind“, Castelli, S. 244.

<sup>24)</sup> „Batschen Schuhe von Filz, Tuch usw., die man aus Bequemlichkeit im Hause oder über die ledernen Schuhe im schmutzigen Wetter trägt...“, *Idioticon Austr.* 1824, S. 44; plumpe Hausschuhe: Jakob, S. 134.

„ordinaire schwarze Schlepphaube“<sup>25</sup>), bei einer ca. 50j. eine weißleinen Haube unter einem ordinären Strohhut (Beisp. F 4) und 1816 bei einer ca. 30j. eine „ordinäri schwarzsamtene Landhaube“ (Beisp. F 9). Das Wien des 19. Jahrhunderts war eben über die soziale Einstufung durch bestimmte Haubenarten, wie sie im 18. Jahrhundert üblich war, bereits hinaus. In den drei Jahrzehnten von 1820 bis zur Jahrhundertmitte werden wohl noch Hauben ver-



Strohhüte („Heringköpfe“). 1. Eggenburger Museum. 2. Aus einem Bild des „Hans-Jörgel“, Frau Sopherl, eine Kräutlerin darstellend (August 1839). 3. Aus Wiener Familienbesitz, erste Jahrzehnte des 19. Jahrhdts. (Masner Costüm-Arsstellung 1891). — Die Maschen in den Ecken von 1 und 3 zeigen die Stellen, an denen auf der Innenseite die Bindbänder befestigt sind.

schiedener Art getragen, besonders von älteren Frauen, aber mehr deshalb, weil die meist minder ausgeführten Stücke billig und bequem waren. Wir finden sie bis 1850 häufiger erwähnt, insgesamt 23mal, in den verschiedensten Formen, Materialien und Farben.

Am häufigsten sind weiße Hauben (11mal), Beisp. F 10, gelegentlich mit Spitzen 1827, dunkel gefüttert 1834, mit blauen Bändern 1838. — Dann folgen der Häufigkeit nach schwarze (5mal),

<sup>25</sup>) „Schlepphaube, eine Haube, welche noch dort und da eine Dienstmagd trägt, in unseren Tagen aber sehr selten gesehen wird, weil die meisten Dienstmägde wie Fräulein einhersteigen.“ (Idioticon Austr. 1824, S. 118). — Ein „Kuchelmensch“ erzählt dem andern beim Brunnen von ihrer Frau: „Wie ich eingstanden bin, hab ich ein schwarze Schlepphaubn tragn, da hat s'aber gsagt, daß d'schwarzen Haubn stinkén, und daß ihr graust davor; und seit der Zeit muß ich weiße Haubn tragn . . .“ (Eipeldauer-Briefe 1799, 5, S. 32 f.). — „Schlepphaube, zweiteilige, gespitzte Haube der Weiber, jetzt schon selten“ (Mareta 1865, S. 44). — Die Schlepphaube kommt in Wien anfangs des 18. Jhdts, auf und wird in einer Innungsurkunde der Visierkramer vom Jahre 1710 zuerst genannt. Die Bezeichnung bedarf noch einer begründeten Erklärung; vielleicht ist sie auf rückwärts herabhängende Bänder oder Schnüre zurückzuführen; eine Frauenkappe „mit langen Schlappen“ kommt 1648 in Südsteiermark vor (Mautner-Gerambl, S. 396). Dies träfe auch auf die schwäbische Haube zu (R. Julien, Deutsche Volkstrachten, München 1912, S. 176 bis 179), und tatsächlich wird 1812 die Haube einer jüngst nach Wien gekommenen Schwäbin ebenfalls als „Schlepphaube“ bezeichnet (Eipeldauer-Briefe 1812, 11, S. 30).

außer den bereits vorhin angeführten noch eine „Unterhaube von schwarzer Seide“, 1831 bei einer 60j.; eine schwarze Samthaube mit Spitzen 1832 = Beisp. F 16; eine schwarze Tüllhaube mit roten Bändern 1846, bei einer 22j. — Gestickt sind Hauben aus Muscelin 1826, bei einer 25j.; aus Perkaill 1828 bei einer 60j.; aus Tuch mit lila Seidenbändern 1838 bei einer 20j. — Einfach sind Hauben aus gemusterten Stoffen, Beisp. F 13 und F 21. Von älteren Frauen getragen werden Tüll-anglais-Hauben 1832 und 1834 von 50j., eine braungraue seidene Haube 1843 von einer 50j. und eine blaue wattierte Taffethaube 1845 ebenfalls von einer ca. 50j. — Aus der Reihe fällt eine Schlafhaube (= Beisp. F 11), die wohl zur Leibwäsche zu zählen ist.

Stroh Hüte werden dreimal erwähnt, davon einmal ein runder nebst weißer Haube und Kopftuch (Beisp. F 20) 1842. Die beiden andern von 1808 und 1826 (Beisp. F 4 und 12) werden nicht genauer gekennzeichnet; jedenfalls wurde die weißleinene Haube unter dem Strohhut getragen. Wahrscheinlich handelt es sich um die verbreitetste Form, die den Spitznamen Häringkopf führte<sup>26)</sup>. Im Hans-Jörgel wird die Frau Sepherl, eine Kräutlerin, mit dieser Kopfbedeckung abgebildet und dazu die Bezeichnung erwähnt, die auch metaphorisch für die Marktweiber selbst angewendet wird<sup>27)</sup>. Ein alter Wiener erzählt aus der Zeit vor der Stadterweiterung: „Ich habe diesen Wiener Typus (d. i. die Fratschlerinnen) noch mit dem ‚Häringkopf‘ geschmückt gesehen, einem ganz eigentümlichen, über das Kopftuch aufgesetzten Strohhut, der damals das Charakteristikum dieser Damen war“<sup>28)</sup>. — Diese Hutform herrschte durch das ganze Lustrum sowohl in einfacher Art, wie auch ausgeschmückt mit Bändern, Blumen, Federn — sie war die Grundform der meisten Kopfbedeckungen auch modischer Art.

Kopftüchler tauchen nur dreimal auf: XII 1815 bei einer 60j. ein grün getupites, VII 1817 bei einer 60j. ein rotes und I 1837 bei einer 40j. ein blau-rot-weiß quadrilliertes. — Vgl. auch Beisp. F 19. — Als Zeichen ländlicher Herkunft erwähnt es der Hans-Jörgel bei einer „Blau- oder Rotstrümpflerin, die mit einem Spenserl und einer Gugl“ nach Wien gekommen war und es hier zu etwas gebracht hatte<sup>29)</sup>.

<sup>26)</sup> Dr. K. Masner, Die Costüm-Ausstellung im k. k. Österr. Museum 1891 (Wien 1894), Tafel 35, Nr. 10.

<sup>27)</sup> Briefe, August 1839; 1837, 3, 1, S. 47; 1839, I, S. 43; 1846, 3, S. 26 u. 7, S. 23; 1847, 20, S. 44; Bild u. Text (Milchweib) 1847, 5, S. 32; 1850, 22, S. 20 u. 26, S. 4.

<sup>28)</sup> H. Reinhart, Wien zu meiner Zeit. — In: Österr. Jahrbuch (Wien) XX, 1896, S. 11.

<sup>29)</sup> Briefe 1845, 8, S. 26.



„Heringskopf“ einer Marktfrau auf der Titelvignette eines Wiener Flugblattlieddruckes, um 1850. (Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich)

## Die Haartracht

Im ganzen Zeitraum finden sich Frauen und Mädchen mit langen Haaren (Beisp. F 3), diese in einen Zopf geflochten 1831 (Beisp. F 15); zu beiden Seiten und nach rückwärts in Zöpfe gebunden bei einer 28j. 1838; am Scheitel mit einem Bändchen zusammengehalten (Beisp. F 18). — Häufig werden auch im ganzen Zeitraum „kurze“, „geschnittene“, „verschnittene“, „kurz geschnittene“ Haare erwähnt (Beisp. F 2) auch bei älteren Frauen, z. B. einer ca. 50j. 1819, einer ca. 60j. 1825, einer 45—50j. 1843. „Wie bei Männern kurz geschnitten“ heißt es ausdrücklich 1837 bei einer ca. 45j., „nach Bauernart geschnitten“ 1816 (Beisp. F 9).

Falsche Locken kommen zweimal vor: 1826 trägt eine 72j. Seidenzeugfabrikantenswitwe „falsche braune Haarlocken“, und 1834 finden sich bei einer ca. 50j. „alte braunseidene Locken“ nebst einem alten Kamm.

Kämme kommen 5mal vor: 1816 ein „ordinärer Haarkamm“ (Beisp. F 9), 1826 bei einer 25j. ein zerbrochener Haarkamm, 1838 bei einer 18—20j. ein hornener Aufsteckkamm und 1846 bei einer

34j. ein durchbrochener Kamm<sup>30)</sup>. Der Kamm scheint mehr ein Attribut der jüngeren Jahrgänge zu sein.

### Schmuck, Beiwerk

Von Schmucksachen finden sich 10mal Ohrgehänge, Ohrringe und Zinselfingerringe<sup>31)</sup>, davon 3mal aus Gold, und 2mal Finger- ringe, davon bei einer Trägerin allein zwei goldene. Im einzelnen sind es: bei einer 30j. 1803 messingene, mit blauen Steinen gefaßte Ohrgehänge und fünf Schnüre falsche Perlen; 1811 kupferne Zinselfingerringe in den Ohren (Beisp. F 5); 1831 Ohrringe von Tombak (Beisp. F 15); bei einer 60j. 1831 ein Ring von Tombak; bei einer 24j. 1831 goldene Ringe in den Ohrlappen; bei einer 28j. 1838: die Ohrläppchen durchstochen, in welchen Ringelchen von Tropfen sich befanden; bei einer 43j. Magd 1839 Bronze-Ohrgehänge; bei einer 15- bis 17j. 1839 goldene Ohrgehänge mit kleinen derlei Tropfen; bei einer 60j. 1841: in den Ohren gelbmetallene Gehänge mit Linsen; 1845 goldene Ohrgehänge und Fingerringe (Beisp. F 21); bei einer 20- bis 25j. 1846: in jedem Ohr ein gelbmetallenes Ohrgehänge.

Ein Amulett um den Hals findet sich 1838 (Beisp. F 18), und eine 17—18j. 1839 trägt an einer schwarzen Schnur zwei Skapulierer.

Sonst kommen noch folgende Gegenstände zum Vorschein: 1820 bei einer ca. 50j. eine kleine runde ordinäre Tombakdose, 1807 bei einer ca. 30j. eine Tabaksdose (Beisp. F 3), Schlüssel (Beisp. F 3), ein Taschenfeidl und ein Schlüssel 1834 (auch Beisp. F 20), 1842 bei einer ca. 60j. ein gelb- und grünfärbiges wollenes Geldsäckchen, ein Stock mit einer grünen Schnur und ein Körbchen; bei einer ca. 28j. 1838 ein mit Schnüren besetzter Beutel. Zum Tragen von Habseligkeiten dienten die 6mal genannten Anhängsäcke (Beisp. F 3, 5); daneben wird 1826 bei einer 75j. Armenpfründnerin ein Umhängsack genannt.

- F 1. 18. IX. 1805. N. N., eine unbekante Weibsperson, welche in der Alserkaserne tot gefunden, alt bei 50 J., war von kleiner und magerer Statur, trug einen alten, rot geblumten, kottonenen, und einen blau leinenen Rock, rot kanefasenes Leibertl, blau leinenes Vortuch, weiß zwirnene Strümpfe, schwarz lederne Schließschuhe, und ein grobes, ungemerktes Hemd.
- F 2. 7. XII. 1806. N. N., hier unbekante Weibsperson, von mittlerer untersetzter Statur, alt bei 30 J., hatte ein volles, glattes Gesicht, schwarz braun geschnittene Haare, trug ein kirschfarbzeugenes und ein gelb anginenes Leibertl ohne Aermeln, einen braun moldo-

<sup>30)</sup> Obwohl der Hans-Jörgel schon 1836 feststellt: „Hietzt tragen die Frauenzimmer keine Kämmen mehr“ und als Beweis dessen angibt, daß deshalb die Grazer Kammfabrik mit Hunderten von Beschäftigten aufgelöst wurde (Briefe 1836, 2, 2, S. 18).

<sup>31)</sup> Das Zinserl, ein kleines, oft sternförmiges Ding, ein Flinslerl . . . Höfer III, S. 333.

nenen, einen blau gestreift leinenen, und einen weiß wollenen Rock, ein graues Vortuch, ein weißes Halstuch, und ein grobes ungemerktes Hemd, welche im Kanal ertrunken.

- F 3. 11. III, 1807. N. N., hier unbekannte Weibsperson, welche am Donauufer nächst der neuen Brücke tot gefunden wurde. Diese war übrigens von mittlerer untergesetzter Statur, hatte ein glattes längliches Gesicht, lange dunkelbraune Haare, alt bei 30 J. — Gekleidet war sie mit einem braun tüchernen Spenser, einem grau tüchernen, mit weiß metallenen Knöpfen besetzten Leibel, einem leinenen rötlich gestreiften Rock, gelblichem Halstuch, grobem ungemerkten Hemd, und weiß baumwollenen Strümpfen; diese Kleidung war aber schlecht und abgerissen. Auch hatte sie noch in weiß leinenen Anhängsäcken ein blau leinenes, ganz durchlöcheres Schnupftuch, eine runde, mit einem Bologneserhund bemalte Tabaksdose und einen kleinen Schlüssel bei sich.
- F 4. 23. V. 1808. N. N., eine unbekannte Weibsperson von kleiner magerer Statur, länglichem Angesicht, schwarz mit grau vermengten Haaren, alt bei 50 J., ist im Prater tot gefunden worden. NB, hat sich den Hals abgeschnitten, Bekleidung: ein schwarztaffet wattierter Überrock, blau kitayenen, mit gelben Blumen gedruckten Chmisse, rot musselinenes Halstuch, weiß piquetenes Leibel, weiß flanelleener Unterrock, ein mit K. V. gemerktes Hemd, weiß zwirnene, mit M. bezeichnete Strümpfe schwarzlederne Schliefschuhe, weißleinenes Haube und ordinären Strohhut.
- F 5. 7. V. 1811. Unbekannte Weibsperson von mitter magerer Statur, lichtbraunen Haaren, länglichem Angesichte und kupfernen Zinseln in den Ohren, alt über 30 J., welche mit einem ungemerkten Hemd, weiß leinenem Tüchel mit roten Endstreifen und F bezeichnet, einen Serviett mit P. gemerkt, rot und weiß gestreiftem kottonenen Unterleibel, braun kammertüchernen Spenser und Rock, rot gedruckt leinwandnem Vortuch, rot gestreift kanefasenen Anhängsäcken und weiß zwirnenen Strümpfen bekleidet, ist in der Donau ertrunken gefunden worden.
- F 6. 27. VI, 1813, Unbekannte Weibsperson von mittlerer Statur, alt 30 J., hatte blonde Haare ein grobes Hemd, rot pikeenes Unterleibel, blau zeugenes Korsett, ungebleichten zwilchenen Rock, derlei Schürze, und scheint eine Landdirne zu sein, welche in Wien unglücklicher Weise ertrunken.
- F 7. 19. VII, 1815. N. N., hier unbekannte Weibsperson von mittlerer Statur, alt 30 J., hatte schwarze Haare, ein ungemerktes Hemd, weißes Halstuch, braunen kammertüchernen abgenähten Brustfleck, weißen Unterrock, eine barchentene Weiberhosen, weiß zwirnene Strümpfe und ein papfarb getupftes, weiß kammertüchernes langes Kleid, welche in der Donau ertrunken gefunden worden.
- F 8. 11. XII, 1815. N. N., Weibsperson von mittlerer Statur, dunkel mit grau gemengten Haaren, alt 60 J., mit einem groben Hemd, weißleinenen Halstuch, derlei zwirnenen Strümpfen, aus färbigen Tüchenden gefleckelten Schuhen, blau kammertüchernen Janckerl, grün zeugenen Rock, blau leinenen Vortuch, grün getupften Kopftüchel und einem Soldatenmantel bekleidet gewesen war, welche gäh am Schlagfluß gestorben.

- F 9. 26. VI. 1816. Unbekannte Weibsperson, dem Aussehen nach vom Lande, welche in der Au zwischen den Taborbrücken erschlagen ermordet gefunden, bei 30 J. alt, mittlerer unteretzter Statur, hatte ein volles glattes Gesicht, kleine stumpfe Nase, schwärzlichte nach Bauernart geschnittene Haare, bräunlichte Augen und vollen Busen. Am Leibe hatte sie: eine ordinäre schwarzsamtene Landhaube, ein ungemerktes grobes Hemd, ein weiß kammertüchenes, mit A K gemärktes Halstuch, einen blau und weiß geblumten leinwandenen, mit blauem Kanevas gefütterten Rock, grün und schwarz gedrucktem kammertüchenen Röckl, und einem ordinären Haarkamm; dann lag noch neben ihr ein Bündel mit alten Wäsche- und Kleidungsstücken.
- F 10. 11. VI. 1823. Unbekannte Weibsperson im Prater, im Wiener Donaukanale ertrunken gefunden, bei 18 bis 20 J. alt, und von kleiner unteretzter Statur (später festgestellt: eine Dienstmagd), hatte an Kleidung eine weiße Haube, einen rot getupften Spenser, ein braunes Halstuch, ein gestreiftes Leibl, einen blau gedruckten Rock, ein blaues Vortuch, weiße Strümpfe und schwarze Schuhe.
- F 11. 1. V. 1825. Unbekannte Weibsperson, im Wiener Donaukanale aufgefunden, zwischen 30 u. 40 J. alt, von mittlerer Größe, hatte schwarze Kopphaare . . . Die am Leibe befindlich gewesenen alten Kleidungsstücke bestanden in einer schafwollenen gewirkten Schlafhaube, einem derlei roten Umhängtuche, welches am Rande gelbe und grüne Streifen hat und mit weißen Blumen besetzt ist, einem moldonenen grauen, und einem blau nanquinenen Spenser mit gelben Streifen, einem Brustleibl von blau gefärbt Leinwand mit weißen Blümchen, einem blauen weiß geblumten viereckigen Halstuche, einem grobleinenen Hemde, grau gewirkten Strümpfen und kalbledernen Schuhen.
- F 12. 8. IX. 1826. Unbekannte Weibsperson, im Wiener Donaukanale aufgefunden, bei 60 J. alt, von kleiner magerer Statur . . . (später festgestellt: eine Armenfründnerin aus Neulerchenfeld, 75 J.). An ihrem Leibe befand sich ein braun kattunenes Landröckl, ein blau und gelb gedrucktes Leibl, ein blau und weiß geblumtes Vortuch, ein blauer und ein weiß gestreifter Rock, ein Umhäng-Sack, ein Brustfleck von Flanell, ein grob leinenes Hemd weiß baumwollene Strümpfe, eine leinene abgenützte Haube und ein Strohhut, auch befand sich in ihrem Sacke ein weiß und blaues, dann ein weiß und rot gedrucktes Schnupftuch.
- F 13. 24. II. 1830. Unbekannte Weibsperson, welche aus Mitleiden auf der Landstraße Nr. 418 aufgenommen wurde und dort starb (spätere Feststellung: eine Maureresellenwitwe aus Nikolsdorf, 73 J. alt). Bekleidet war sie mit einem alten blauen, grobtüchernem Spenser mit Fell gefüttert, einem wollenen blauen rotgestreiften, und einem zerrissenen, mit Baumwolle wattierten Unterrocke, einem abgeflickten flanellenen Leibl, einer kammertüchernem blau und weiß gewürfelten Haube, einem blauen Vortuche einem perkailenen gelben und blau geblumten, dann einem blau und rot quadrillierten, ferner einem halbseidenen, dann einem baumwollenen rot und blau quadrillierten Tüchel, mit kalbledernen Schnürstiefeln, wollenen Strümpfen und einem Stutzen.
- F 14. 1. III. 1830. Unbekannte Weibsperson (später als ledige Wäscherin und Armenfründnerin, alt 61 J. bei der Überschwemmung in der Leopoldstadt ertrunken). Bekleidet war dieselbe mit einem grau

tüchenen, in den Ärmeln mit Pelz gefütterten Spenser, einem blauen, weiß geblumten leinenen Rocke, einem weißen, kanefasenen, blau und rot gestreiften Unterrock beide mit Tragbändern, einem perkailenen, weiß und blau geblumten Leibl mit gleichen Knöpfen, einem weißleinenen Vortuche mit den Zeichen \* \* , einem weißen, an den Enden und Ecken mit roten und blauen Blumen versehenen, und einem zweiten rot und weiß quadrillierten Halstuche, einem sehr abgeflickten Hemde und zwirnenen Strümpfen.

- F 15. 1. V. 1831. Unbekannte Weibsperson wurde im Donaukanale unterhalb dem k. k. Lusthause gefunden, alt bei 20 J., mit lichtbraunen in einen Zopf geflochtenen Kopffaaren. Sie trug einen gelb und blau breitgestreiften Überrock von Baumwollzeug ohne Ärmel, einen Spenser von rotem Perkail mit weißen Tupfen und mit Barchent gefüttert, ein gelb und weiß getupftes Vortuch von Perkail, einen Unterrock von gelb geblumten detto, einen zweiten detto geflickten, gelb und rot geblumt; dann einen dritten von weißem Barchent. Ein zerissenes Hemd von mittelfeiner Leinwand ohne Merkzeichen, ziemlich alte Strümpfe von weißer Baumwolle, schwarze Schuhe von Kalbleder mit Bändern, und mit Nägeln beschlagen. In den Ohren hingen Ringe von Tombak.
- F 16. 2. II. 1832. Unbekannte Weibsperson wurde im Wiener Donaukanale tot aufgefunden. 24—25 J. alt. Die Kleidungsstücke bestehen in einem schwarzbraun quadrillierten Überrocke von englischer Leinwand, einem weiß, braun und rotgestreiften Überrocke mit weiten kurzen Ärmeln, einem weißbraun geblumten alten Spenser mit langen weiten Ärmeln, einem gelb geblumten perkailnen Vortuche, einem schwarzwollenen Umhängtuche mit einer Bordure, einem gelb geblumten seidenen, und einem schwarz geblumten perkailnen Halstüchel, zwei weißen leinwandenen Tücheln mit Endstreifen und den Buchstaben R. S. gemärkt, einer schwarzen Samthauben mit Spitzen einem Paar schwarzwollenen Strümpfen und einem kalbledernen Ramshuh.
- F 17. 9. II. 1835. Unbekannte Weibsperson, wurde in dem Straßengraben nächst den k. k. Stallungen am Glacis, am Sticksflusse tot aufgefunden, bei 50 J. alt. Die Kleidung bestand aus einem mittelfeinen, mit groben Lappen abgeflickten Hemde, einem kurzen, groben, schwarz und grau gestreiften zwilchenen Unterrocke und einem zweiten zerrissenen von rot und blau gestreiften Kammertuche, einem perkailenen braun, schwarz und geblumten Spenser, einer kammertüchlenen lila und weiß getupften Schürze, einem grün und weiß quadrillierten, und einem zweiten weiß und rot gestreiften Halstuche, einem Paar schwarzwollenen Strümpfen und kalbledernen Schuhen. (Wurde später als ledige Tagelöhnerin von der Windmühle, alt 50 J. agnosziert).
- F 18. 17. III. 1838. Unbekannte Weibsperson (später als Strohschneiderswitwe aus Margareten, 55 J. alt, festgestellt), wurde im Wienflusse nächst den vor dem Hauptmautthore befindlichen Magazinen und Holzgestätten herausgezogen, wahrscheinlich in dem ungewöhnlich hoch angeschwollenen Flusse ertrunken. Haar dunkelbraun mit grau. lang, am Scheitel mit einem Bändchen zusammengehalten. Bekleidet war selbe mit einem brauntüchlenen Spenser, inwendig mit weißem Pelzwerk gefüttert, einem roten, weiß geblumten alten Rock, einer blauen Schürze, an der ein Zimmerschlüssel befestigt war einem weißen Halstuch mit rotem Dessin, braunem, weiß geblumten

Leibel, barchetenen Hosen, blauen alten Strümpfen und einem mittelfeinen ungemärkten Hemde. Um den Hals hatte dieselbe an einem schwarzen Schnürchen ein Amulett in schwarzen Taffet eingenäht.

- F 19.** 20. VII. 1842. Unbekannte Weibsperson, wurde bei der Augartenbrücke tot aufgefunden, bei 60 J. alt. Ihre Kleider waren: ein mittelfeines Hemd, eine weißperkillene Haube, ein weißes Kopftüchel, ein gelber runder Strohhut, ein alter abgeflickter grüner Spenser, ein alter ausgewaschener Weiberrock, ein schwarzes grün und blau dessinirtes Umhängtuch von Croise, ein gelbwollenes Tuch, ein kammertüchenes ausgewaschenes Vortuch, und ein Paar glanzlederne Schnürstiefeln mit Hasenfell gefüttert, Außerdem hatte sie ein gelb- und grünfärbiges wollenes Geldsäckchen, einen Stock mit grüner Schnur und ein Körbchen bei sich.
- F 20.** 31. I. 1845. Unbekannte Weibsperson, welche in Hernals in trunkenem Zustand und mit Verletzungen aufgegriffen und im Allgemeinen Krankenhaus an schwerem Blutschlag gestorben, bei 45 J. alt. Bekleidet war sie mit einem weiß und schwarz gestreiften Spenser, der einen lilafarbenen und braungeblumten geflickten Rock einem rot und blaufärbigen Umhängtuche, einem roten Halstuche, einer rot und schwarz gestreiften Haube, einem rot und grünfärbigen Tuche, schwarzledernen Schuhen, einem zerissenen Hemde, und ein Paar Strümpfen, wovon einer mit E. O. 3 und der andere mit I. D. Z. gemärkt war. Übrigens hatte dieselbe ein Paar goldene Ohrgehänge, zwei goldene Fingerringe, einen Gulden Wiener Währung und ein Taschenmesser bei sich.

# Vom Brustfleck zum Leibel

## Zur Trachtenkunde Niederösterreichs, Wiens und des Burgenlandes

Von Gustav Hanns Baumgartner

Niederösterreich gilt heute noch, zumal bei vielen seiner eigenen Bewohner, als ein Land, das an bodenständiger Volksüberlieferung sehr arm ist. Wieviel an Volkskultur trotz dem störenden Einwirken der Großstadt rundum lebt, übersieht man in unbegreiflicher Verblendung: ja, viele schließen von der Tatsache, daß in manchen Gegenden heute wirklich wenig an volkstümlicher Ursprünglichkeit zu finden ist, zurück, es habe dort und gar noch darüber hinaus im ganzen Land überhaupt kein echtes Volkstum gegeben. Wie gebannt starren sie nach den weiß-grünen und rot-weißen Grenzpfählen und sind überzeugt, daß drüben das reichste Volksleben blühe, im Gegensatz zur niederösterreichischen Wüste. — Ich kann im folgenden nur aus einem Teilgebiet volkskundlicher Forschung auf dem Boden Niederösterreichs, der Trachtenkunde, einen kleinen Ausschnitt bringen. Er soll dazu beitragen, eine Lücke auszufüllen und veraltete Irrtümer zu überwinden.

Verfolgen wir die Grundgedanken der Bekleidung, so können wir Umwickeln, Hineinschließen („Anziehen“) und Umhängen unterscheiden. Uns geht hier vor allem das Umwickeln an, womit Viktor Geramb sich eingehend befaßt hat<sup>1)</sup>. Eine von diesem Forscher angeführte Form der Befestigung wäre die durch über die Achsel gelegte Spangen<sup>2)</sup>. Eine solche hätten wir bei den bronzezeitlichen Männerröcken von Trindhøj und Muldbjerg vor uns. Leider ist mir die Arbeit von Boye, welche offenbar genaue Fundberichte enthält, nicht zugänglich<sup>3)</sup>. Sophus Müller gibt an, daß die oberen Ecken dieses Wickelgewandes in Zipfel auslaufen, „zum Annähen von Lederriemen, womit es wahrscheinlich über die Schultern aufgebunden wurde“<sup>4)</sup>. Ist hier von einer Befestigung an beiden Schultern die Rede, so bringt derselbe Verfasser<sup>5)</sup> eine Zeichnung, wonach der rechte Riemen unter der Achsel durchgeführt erscheint. Diese

<sup>1)</sup> Viktor Geramb und Konrad Mautner, Steirisches Trachtenbuch, 2 Bde. Graz 1932 ff.

<sup>2)</sup> Geramb — Mautner, Bd I, S. 94.

<sup>3)</sup> Boye, nach Geramb, S. 94.

<sup>4)</sup> Müller, Nordische. Altertumskunde. Übersetzt von O. L. Jiriczek. Bd. I, S. 269.

<sup>5)</sup> Müller, ebendort, Abb. 104, S. 217.

Darstellung haben Girke<sup>6)</sup>, Mützel<sup>7)</sup> und Bruhn-Tilke<sup>8)</sup> übernommen. Johannes Brøndsted teilt mit, da die Eckzipfel zu kurz seien, nehme man an, sie seien durch Riemen verlängert worden: der eine sei über die Schulter gelegt worden, der andere habe unter dem Arm durch rückwärts geführt<sup>9)</sup>. Ein Träger, der nichts trägt, sondern unter der Achsel durchgeht, erscheint mir nun handwerklich sinnlos, aus den Abbildungen und Schnittzeichnungen zu diesen Trachtenstücken ersehe ich keinen Fund für eine solche Trachtensitte, zumal überhaupt diese Lederriemen gar nicht gefunden wurden. Sollten sich also die dänischen Forscher geirrt haben? Hierüber könnte nur eine genaue Aufzeichnung über die Lage der Trachtenstücke bei Auffindung der Leichen Aufschluß geben. Verlaufen nun, wie es mir richtig erscheint, die Träger über beide Schultern, so hätten wir hier bereits unser niederösterreichisch-steirisch-burgenländisches „Vorleibl“ mit gekreuzten Trägern, nur daß die Kreuzung auf der Brust statt auf dem Rücken stattfände. Aber selbst wenn Müllers Darstellung zutrifft, ergäbe sich, wie Geramb glaubhaft gemacht hat, eine Verbindung zu unsrem „Brustfleck“ oder „Vorleibl“<sup>10)</sup>. Diese Röcke mit Achselspangen setzen nun, was Geramb nicht ausdrücklich erwähnt, eine Bindung ebenfalls um die Mitte voraus, welche in der Tat in den Gürteln der Röcke von Trindhöj und Muldbjerg gegeben ist. Danach wäre dies schon eine höhere Stufe der Leibumwicklung, da sie mit Achselspangen und einer Umgürtung versehen ist. Die erste Stufe würde dann die bloße Leibumwicklung, gehalten durch einen Gürtel, darstellen, wie sie in den Gräbern des alten und des jungen Mannes in Borum Eshöj gefunden wurde<sup>11)</sup>.

Die Umgürtung aber lebt weiter in den im Schluß angebrachten Bandln unseres Brustflecks. Geramb versteht unter „Brustfleck“ tatsächlich nur einen viereckigen Fleck, mit gekreuzten Schulter- und Schlußbändern. Als solcher ist er uns in Niederösterreich als Männertracht z. B. für Kautzen durch eine Beschreibung von Franz Freytag belegt, im Burgenland für Deutsch-Kaltenbrunn durch das dortige evangelische Pfarramt. An Frauenbrustflecken ist mir kein erhaltenes Stück von diesem Schnitt bekannt,

<sup>6)</sup> G. Girke. Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit (= Mannus-Bibliothek, Bd. 23/24) Leipzig 1922. T. 23 a.

<sup>7)</sup> Hans Mützel. Vom Lendenschurz zur Modetracht. Aus der Geschichte des Kostüms. Berlin 1925. S. 56.

<sup>8)</sup> L. Bruhn und M. Tilke. Das Trachtenwerk. Berlin 1941. S. 101. T. V.

<sup>9)</sup> Johannes Brøndsted. Danmarks oldtid. Kopenhagen 1940. Bd. III. S. 67—68. 84. Fig. 61.

<sup>10)</sup> Geramb — Mautner, Bd. I. S. 94; dies bereits von Arthur Haberlandt. Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur (= Buschan. Illustrierte Völkerkunde, Bd. II/2) S. 550 angenommen.

<sup>11)</sup> Brøndsted, wie Anm. 9, S. 49. Abb. 60.

doch berichtet S. A. Schultes in seinem Buch „Ausflüge nach dem Schneeberge in Unterösterreich“, 1802, S. 150, aus Puchberg am Schneeberg folgendes: „Die Dirnen, welche noch das Feuer der weiblichen Jugend fühlen, gehen im Sommer ohne Jäckchen in Hemdeärmeln zur Kirche und zum Besuche und verstecken ihren oft kaum zu verbergenden Busen unter einem eckigen, abgenähten Brustlatze, von gedruckter Leinwand, mit seidenen Bändchen umsäumt, und mittelst derselben kreuzweis über den Rücken befestigt, den bloß das leichte Hemde deckt.“ Ein Bericht aus Leoben, Steiermark, vom Jahre 1812, der Brustfleck sei „schlechtes Zeug, womit nur die Brüste bedeckt sind“<sup>11a)</sup>, kann wohl nur ein ähnliches Kleidungsstück meinen. Beim Befragen meiner Gewährsleute konnte ich in Puchberg selbst über einen Mädchenbrustfleck in diesem Schnitte nichts mehr erfahren. Nehmen wir aber den Ausdruck „eckig“ nicht ganz wörtlich, so hätten wir in den beiden Stücken aus Hof am Leithaberg, welche Helga Baumgartner-Schram 1940 dort zum Geschenk erhielt, diese Form gegeben: Sie waren am oberen Rand fast gerade geschnitten, in der Mitte liefen sie zu zwei rückwärts gerichteten Zipfeln mit angenähten Schlußbändern zu; sie waren halbrund über den Bauch geschnitten, worin wir vielleicht den Rest der früheren Bedeckung des Unterleibes erblicken können, welche Geramb<sup>12)</sup> erwähnt und die wir häufiger bei Männerbrustflecken feststellen können. Da mir diese beiden Stücke und die dazugehörigen Aufzeichnungen unter vielem anderen beim Kriegsende durch Plünderung verloren gingen, kann ich nicht mehr einwandfrei sagen, ob es sich nicht um kroatische oder kroatisch bestimmte Stücke handelt, da Hof früher kroatisch durchsiedelt war und erst gegen 1900 vollkommen einge-deutscht wurde. Eindeutig deutsches Volksgut haben wir dagegen vor uns in einem ebenso gestalteten Stück aus Baden (Nö. Landesmuseum, Inv.-Nr. II 3914), in einem zweiten aus dem Hornerwald (Kraheletzmuseum der Stadt Eggenburg) sowie in zwei Stücken aus der Umgebung von Linz (Museum für Volkskunde, Wien, Inv.-Nr. 42.461 und 42.462). Allerdings sind bei diesen Stücken die Träger nicht auf dem Rücken gekreuzt, sondern statt der vorderen Träger ist eine Halsschlinge wie bei einem Schurz angebracht: Da sie aber ziemlich lang ist, wäre es denkbar, daß auf dem Rücken die Schlußbänder durchzogen werden, wie wir es bei dem Leibchen eines kleinen Mädels auf Waldmüllers Gemälde „Heimkehr vom Markt“ rechts im Vordergrund sehen können. Hierher scheint auch der Brustfleck einer Männerpuppe zu gehören, die Erna Piffil in Vértesacsá bei den damaligen deutschen Bewohnern 1934 gezeichnet hat<sup>13)</sup>. Daß

<sup>11a)</sup> Geramb — Mautner. Bd. II, S. 416.

<sup>12)</sup> ebendort, Bd. I, S. 95.

<sup>13)</sup> Erna Piffil, Deutsche Bauern in Ungarn, Berlin 1937, S. 20.

Träger und Auszier aller dieser Stücke durch Seidenbänder gebildet werden, stimmt ebenfalls mit der Beschreibung bei Schultes überein. Diese modische Ausstattung darf uns aber nicht über die Ursprünglichkeit des Schnittes täuschen. Dazu wollen wir noch eine Angabe stellen, die mir die „Rumpelbäuerin“ Maria Schwaiger in Klein Zell/Ebenwald gemacht hat: Danach war der Brustfleck „a bissl rund ausg'schnitt'n, aus Bõrchat, wia man 'n trõgn hat auf õlle Tõg“, gefüttert, auf dem Rücken mit überkreuzten Trägern. Vorn war er glatt wie ein Männerbrustfleck, der Rücken blieb angeblich ganz frei. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine ähnliche Form. Ähnlich waren offenbar auch die Brustflecke, wie sie laut einer Mitteilung von M. Stich im Herbst 1935 im Hause Winterleitner, insg. „Leiter“, noch 1924 in Raipoltenbach/Herbstgarten sowohl vom Bauern als auch dessen Mutter und Schwester getragen wurden. Der Stoff war „a roter Barchat mit weiße oder rote Bleamerln“.

In den Aufzeichnungen der Wiener Kanzlei des „Bayrisch-österreichischen Wörterbuchs“ finden sich die Ausdrücke „pruschtfleckh“ und „prschleckh“ aus den ehemals deutschen Gemeinden Deutschruth und Zarz in Oberkrain, und hierzu teilte mir der Sammler, Eberhard Kranzmayr, noch freundlicher Weise mit, man verstehe in Kärnten und Krain unter dem Worte „Brustfleck“ einen von Frauen wie von Männern getragenen viereckigen Fleck, der hinten entweder gebunden oder geknöpfelt werde. Bei den Windischen sei das gleiche Trachtenstück unter dem Namen „prschleckh“ in Gebrauch und von ihnen hätten die Zarzer Deutschen diesen Ausdruck wieder rückentlehnt. — Das bereits mittelhochdeutsche Wort „brustvlec“, welches Lexer anführt<sup>13a)</sup>, dürfen wir wohl mit Recht im wörtlichen Sinne als einen über die Brust gelegten Fleck verstehen. Will man nun den Rücken wenigstens teilweise bedecken, so muß man einen breiteren Stoffstreifen unter den Armen so ausschneiden, daß er auf der Brust höher hinaufreicht. Diese Entwicklung der Rückenteile war ja schon in den seitlichen Zipfeln der eben besprochenen Form angedeutet, an denen die Schlußbänder angenäht sind. Oder man bindet einen Streifen von vorne nach hinten um den Leib und setzt über die Brust ein zweites Stück an. Hiermit hat sich das vollzogen, was Geramb als Übergang vom „Brustfleck“ zum „Vorleibel“ bezeichnet<sup>13b)</sup>. Im Sprachgebrauch des niederösterreichischen und burgenländischen Landvolks bedeuten beide Ausdrücke, soweit ich bisher feststellen konnte, fast immer dasselbe (eine Ausnahme s. unten), gleichgültig, ob das Leibchen den Rücken ganz, teilweise oder gar nicht bedeckt. In diesem Sinne

<sup>13a)</sup> Matthias Lexer. Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Bd. I. Sp. 373.

<sup>13b)</sup> Geramb — Mautner. Bd. II. S. 410.

gebrauche auch ich beide Wörter als gleichbedeutend für die ganze Gruppe der nur auf dem Rücken verschließbaren Leibchen.

Hier scheint mir eine bisher noch kaum beachtete Unterscheidung wichtig: Wir müssen nämlich, wie wir oben sahen, gar nicht unbedingt von „Brustfleck“ im eigentlichen Wortsinne ausgehen, da uns das Kleidungsstück schon von der Bronzezeit her, wenigstens in der Männertracht, als eine breite, den Leib umschließende Binde bekannt ist<sup>13c)</sup>, überdies die althochdeutschen, bzw. mittelhochdeutschen Ausdrücke „brusttuoch“, „brustbinda“ und „wintinga“ uns überliefert sind<sup>13d)</sup>. Kann man den Ausdruck „brusttuoch“ sowohl als „Fleck“ wie als „Binde“ verstehen, so besagen die Wörter „brustbinda“ und „wintinga“ eindeutig, daß hier Binden gemeint sind. Wo diese Binden geschlossen werden, geht aus den Schriftquellen nicht hervor: u. U. kann mit „brusttuoch“ auch ein kirchliches Gewand, das „rationale pectorale“ bezeichnet werden, das mit unserer Form offenkundig nichts gemein hat<sup>13e)</sup>, ferner kann „wintinga“ eine Beinumwicklung sein<sup>13f)</sup>, wir können aber jedenfalls mit dem Vorhandensein von Brustbinden bereits vom frühen Mittelalter an rechnen. Girke nimmt an, sie seien seit dem 5. Jh. an in Gebrauch gewesen<sup>13ff)</sup>. Haben wir für die Zeit vorher auch keine Belege, so steht der sachliche Zusammenhang mit der bronzezeitlichen Leibumwicklung hier noch weniger in Zweifel, als das beim „Fleck“ der Fall war, denn diese Wickelkleider der Bronzezeit sind Binden, nicht Flecke. — Schneller bringt auch den Ausdruck „müeder“ mit der Brustbinde in Verbindung<sup>13g)</sup>. Dem Wort „muoder“, „müeder“, mittelniederdeutsch „muder“, auf dessen stammhaften Zusammenhang mit „muoter“, „mater“, „μῆτηρ“ mich Kranzmayr besonders hingewiesen hat, entspricht ein althochdeutsches „muodar“, „muder“, das bereits ausdrücklich auch als Bezeichnung für ein Kleidungsstück belegt ist<sup>13h)</sup>, wiewohl der ursprüngliche Sinn „Leib“ noch lange fortlebt<sup>13i)</sup>; die spätere Bedeutung: Ein Kleidungsstück, das den Oberleib umschließt, vor

<sup>13c)</sup> Bröndsted, wie Anm. 9, S. 67, 69, 71, Fig. 61, 64, 66.

<sup>13d)</sup> Steinmeyer — Sievers, Althochdeutsche Glossen, Bd. I, S. 597/15, Bd. III, S. 618/8, 619/23, 623/22; Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Bd. I, Sp. 372, 373; Moritz Heyne, Deutsche Hausaltertümer, Bd. III, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen, Leipzig 1903, S. 312.

<sup>13e)</sup> K. Köhler, Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt, Dresden 1871, S. IV, 187, 189.

<sup>13f)</sup> Heyne, wie Anm. 13d, S. 312.

<sup>13ff)</sup> Girke, wie Anm. 6, S. 112.

<sup>13g)</sup> Schmeller — Frommann — Mauser, Bayerisches Wörterbuch, Leipzig 1939, Bd. I, Sp. 1572.

<sup>13h)</sup> Siehe Steinmeyer — Sievers, Bd. III, S. 358/9, 377/32 f.

<sup>13i)</sup> Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Bd. I, Sp. 2238 f.; Heyne, S. 314.

aliem die weiblichen Brüste als das Mütterliche schlechtweg, ist also tief begründet. Daß man das Wort später auch öfter für ein Männerleibchen angewandt hat, darf uns dabei nicht beirren (vgl. Konrad von Würzburg und Wolfram von Eschenbach). Was Geramb damit meint, wenn er angesichts der Erwähnung des Ausdrucks „mueder“ in einer steirischen Schriftquelle v. J. 1596 bemerkt: „Bisweilen scheinen die Frauen schon Mieder getragen zu haben“<sup>13j)</sup>, ist mir unverständlich; sollte er hier an eine junge Modeform gedacht haben, so verbietet das m. E. das nachgewiesene Alter der Sache. — Auch das „übermieder“, das mehrmals in mittelhochdeutschen Quellen genannt ist, muß hier erwähnt werden (s. Neidhart v. Reuenthal, Wolfdietrich)<sup>13k)</sup>. Alle diese Bezeichnungen geben uns, wie gesagt, wenig oder manchmal gar keinen Aufschluß über den Schnitt dieser Kleidungsstücke, und auch dort, wo es sich ohne Zweifel um Binden handelt, wissen wir nicht, ob sie hinten, vorn oder an der Seite geschlossen wurden — dreierlei Verschlusarten, die heute noch tatsächlich auf unserem Boden nachzuweisen sind, von denen die zweite und dritte aber nicht in den Rahmen dieser Betrachtung gehört. — Als Männertrachten haben wir dgl. bindenartige Vorleibchen, eine Urform also, in unserem Bereich bis in die Gegenwart mehrfach belegt, die gelegentlich als „Bauchbinden“. „Bauchfleck“ bezeichnet werden. In der Frauentracht, die ja von vornherein auf den Schutz der Brüste als empfindlicher Körperteil bedacht sein mußte, konnte man bei der Binde, wenn sie nicht aus einem sehr hoch hinaufreichenden Stoffteile bestand, nicht stehenbleiben. Beides, Fleck und Binde, sind wohl Weckeltrachten, aber nicht ganz dasselbe. Trachtet man einerseits, jenen „Brustfleck“ im engeren Sinne durch Seiten-Rückenteile rückwärts zu vergrößern, so wird man andererseits die Binde zu einem die ganze Brust bedeckenden Trachtenstück gestalten wollen. Daran, ob ein Leibchen den Rücken bedeckt oder nicht, wird also die Herkunft von einer der beiden Urformen nicht ohneweiters zu unterscheiden sein, denn wir werden bei unserer Untersuchung später auch Leibchen finden, die zwar auf die Urform der Leibbinde zurückgehen, aber den Rücken dennoch nur teilweise, bzw. gar nicht bedecken: Die Binde muß ja nicht unbedingt auf dem Rücken zusammenschließen, überdies könnte hier die Urform des Flecks auf die Binde zurückgewirkt haben. Auch dort, wo wir Vorleibchen aus einem Stück vor uns haben, wird es manchmal, wenn sie nicht hoch über die Brust hinaufreichen, schwer zu erkennen sein, von welcher der beiden Arten sie herkommen. Dort aber, wo an eine Binde um den Leib ein Brustteil angesetzt ist, kann nur die Leibbinde die Urform sein, während dagegen alle schurzartigen Gebilde offenbar mit dem

<sup>13j)</sup> Geramb — Mautner, Bd. I, S. 336.

<sup>13k)</sup> Vgl. Heyne, Hausaltertümer III S. 314.

Fleck zusammenhängen. Von der Binde kommt man notgedrungen zum Kleidungsstück aus mehreren Teilen, während die aus dem Fleck hervorgegangenen Formen einteilig, wenn auch oft kunstreicher geschnitten sind.

Die erstgenannte Form aus einem Stück zeichnete ich erstmals im Hause Neureiter in Lembach, Gem. Kirchbach, im Sommer 1934 auf. Dieses Stück, etwa 1913 aus schwarz-rottem Bettzeug gemacht, ist oben gerade geschnitten, die Ecken beim Trägeransatz sind abgerundet und der obere Rand verläuft unter dem Arm geschwungen nach hinten. Hier liegt vermutlich die Bindenform zugrunde, weil das Leibchen kaum die Brust bedeckt. Eher aus dem Fleck im engeren Sinn möchte ich jene Formen herleiten, die vorn höher an den Hals reichen, den Rücken aber mindestens oben frei lassen. Solche glatte „Fürleibeln wie bei de Manner“ beschrieb mir genau für die Gegend zwischen Kautzen, Dobersberg, Waidhofen a. d. Thaya, Pfaffenschlag und Reinsberg-Dobersberg meine langjährige eifrige Mitarbeiterin Angela Bruckner. Sie hatte aus dem Munde der „alten Weigmannin“ erfahren, daß man solche Leibchen, die sie selbst nur mehr als Unterkleidung kannte, früher mit schönen Mustern als sichtbare Sommertracht trug. Die Grundfarbe war meistens rot. Für Niederndorf, Gem. Ollersbach, bestätigte sie mir den gleichen Tatbestand. „Däs habn ja de Mannerleut und d' Weiberleut gleich g'habt.“

Daß Männer und Frauen oftmals die gleichen Kleidungsstücke tragen, ist bekannt. Ich kann im Rahmen dieses Aufsatzes in diese bedeutsamen Dinge nicht tiefer eingehen. Was die Vorleibchen im besondern betrifft, so war oben beim Beispiel von Raipoltenbach schon davon die Rede. In dem besagten „Reiterischen“ Hause im Herbstgraben wurde meinem Gewährsmann M. Stich noch eine andere, den Rücken teilweise bedeckende Form als beiden Geschlechtern gemeinsam geschildert; merkwürdigerweise sagten sie, dies sei die ältere Art. In Hof am Leithaberg schilderte mir die 1851 geborene „Juli Moahm“ Juliane Rambacher die Brustflecke aus Blaudruck, Barchent, Bettzeug und Flanell in blau, grau oder braun. Die Träger waren auf dem Rücken gekreuzt, vorn waren sie ganz glatt ohne Abnäher, „weil 's eh a so paßt hôt“. Aus Warndorf, einer ehemals deutschen Gemeinde bei Ödenburg, erzählte mir Susanna Wischy: „Wôs de Brustfleck wörn, de san glött. Dô wörn Bantl zan Vürabindn und Trôger da Quer.“ Abnäher hatten sie keine. Man machte sie aus dunklem Barchent, Blaudruck oder Doppeloden. Gewöhnlich trug man sie „ner unter sich“, bloß im Sommer beim Schnitt oben auf sichtbar. Der Brustfleck, aus schwarzem Waschstoff mit feinem weißem Muster, den ich im Jahre 1936 in Bernstein im Hause Hörmann aufzeichnete — die alte Frau trug ihn damals noch — hatte, soweit ich mich erinnere, auch diesen

Schnitt. Aus Althütten im früher deutsch besiedelten Kreis Neubistritz, berichtete mir weiland Anton Gaugusch (1848—1937) über Vorleibern in diesem Schnitt, welche hinten geschnürt und durch Fischbeineinlage gesteiht waren. Der Gastwirt Dienstl zur „Deutschen Eiche“, Groß-Haslau, berichtete mir aus Stögersbach, daß dort Männer und Frauen solche hinten geknöpfelte Leibchen trugen. Die Muster waren meist rot, aber auch blau geblumt, manche auch „würflat“. Sie waren mit Schlingerei verziert und mit Blumen und „Sterndln“ bestickt. Diese Auszier verrät uns, daß auch in jüngster Zeit das Werktagsgewand unserer bäuerlichen Leute nicht immer nur nüchtern zweckmäßig war. Freilich kann es sich auch um eine Tracht für den Feierabend handeln. Die Angaben, die ich im Hause Moser in Nussendorf bei Artstetten erhielt, bezeichnen nur allgemein das Vorleibl als glatt mit gekreuzten Trägern. Der Stoff ist nicht rein rot, sondern meist rosa und gemustert, auch gestreift. Eine gleichlautende, aber unsichere Mitteilung machte mir im Sommer 1935 Leopoldine Dick in Guntersdorf. Anna Laschek erzählte mir, in der Zeit etwa zwischen 1875—1888 wären in Markthof glatte Brustflecke, so wie die der Männer, die Tracht der alten Frauen gewesen. Wenn dagegen Ferdinand Andri bemerkte, Frauen und Männer hätten in Jautendorf dieselben Vorleibern getragen, auf meine eingehende Frage aber erklärte, die Frauenleibchen seien stets bei den Brüsten gezogen gewesen, so müssen wir demgemäß die Darstellung der beiden Mäherinnen auf dem vom Künstler 1900 in Jautendorf gemalten Bilde „Juni“, welche uns scheinbar glatte Vorleibchen zeigt, als freie künstlerische Gestaltung ansehen. Ich bringe das als Beispiel dafür, daß man nicht jede Äußerung eines Gewährsmannes immer wörtlich nehmen darf und daß man die Bildquellen stets mit Vorbehalt betrachten muß. Nicht jedesmal haben wir so wie hier das Glück, vom Künstler selbst freundliche Auskunft zu erhalten über Dinge, die ihm von Rechts wegen gleichgültig sein könnten; ganz zu schweigen von den Werken Verstorbener, deren Glaubwürdigkeit als Quellen meist erst durch gründliche und umständliche Überprüfung erwiesen werden kann. Als Tracht der jungen Mädchen in den Jahren 1893—1903 schilderte mir weiland Alexander Grasel glatte Vorleibern aus Oberkreuzstetten, wobei er über die Trägerformen nichts angeben konnte. Man trug diese Leibchen in rotem Muster mit schwarzen Tupfen „oberisch“, jedoch nur zur Arbeit. Aus Wien-Stammersdorf wiederum verdanke ich Maria Söldner eine Zeichnung von unserer Leibchenform und dazu die Bemerkung: „De Bäuerinna san aso auf's Feld ganga, mit 'n Hemd und rotn Brustfleck.“ Das war um 1881. Von Waldmüllers ebenfalls auf Wiener Boden gemalten Bildern gehört offenbar hierher: „Ziegen zum Geschenk gebracht“ (1847, vermutlich in der Hinterbrühl gemalt), „Spielende Kinder“.

Unter den bei M. Trementsky erschienenen bekannten Mandelbogen behandelt auch einer die Weinlese in Wien-Kaltenleutgeben. Die Bilder stammen von Gauer mann, und wir sehen darauf eine Frau in Festtracht, die unter dem Spenser ein glattes Vorleibchen trägt; die Art des Verschlusses ist nicht zu erkennen, bemerkenswert ist, daß es sich um eine festliche Kleidung handelt. Von Anton Gerasch besitzen wir eine Reihe von Steinzeichnungen, nach Trachtenstichen seines Bruders Franz Gerasch gemacht, erschienen um 1850 bei A. Paterno in Wien. Die Sonntagstracht aus Heiligenkreuz aus dieser Reihe zeigt uns die gleiche Leibform als Festtracht, während die Mädchentracht aus Gablitz ein Werktagsgewand darstellt. Auf beiden Bildern sehen wir die Leibchen, ebenso wie bei der Gauer mann'schen Zeichnung, nur vorn unter den Joppen hervorschauen. Aus Kirchschatz und Schönau im Gebirge wurde mir die Angabe von Franz Müller über einen Brustfleck mit gekreuzten Bändern übermittelt, der früher „zu blauen Röcken“, d. h. offenbar obenauf in rot-weiß gestreiftem oder gewürfeltem Zeug getragen wurde. Er war im Wechselgebiet besonders häufig. Leopoldine Gregor berichtete mir wiederum, daß glatte Vorleibeln in Kirchschatz um 1914 und wahrscheinlich noch bis zum Jahre 1940 getragen wurden. Diese beiden Nachrichten ergänzen einander, so daß wir glatte Vorleibeln mit gekreuzten Trägern auch für diese Orte annehmen können, zumal wir auch aus dem benachbarten Ungerbach eine Zeichnung des Bauern und Malers Johann Ritter, „In der Kellerlucker“, besitzen, auf der die Mutter des Zeichners mit einem glatten Brustfleck zu sehen ist<sup>14)</sup>.

Ich habe oben schon gesagt, daß man eine Bedeckung des Rückens auch erreichen kann, indem man an einen rechteckigen Streifen um die Leibmitte eine Binde, vorn noch einen glatten Brustteil ansetzt. Ein solches Stück aus rot-blau-weiß gestreiftem Gradl hätten wir in dem Leibl einer 95jährigen Frau aus Schöngrabern vor uns, das Josef Novotny mir im Sommer 1935 zum Abzeichnen zur Verfügung stellte. Der glatte Brustteil ist in die untere Passe bogig eingesetzt. Sonst ist mir diese Abart nicht bekannt.

Hatten wir es bisher mit Leibchen zu tun, die von beiden Geschlechtern gleicherweise getragen werden können, so mußte entsprechend der Eigenart des weiblichen Körpers die Form sich früher oder später anders bilden, sobald ein solches Gewandstück über das rein zweckhafte Schutz- und Arbeitskleid hinauswuchs. In diesem Zusammenhang müssen wir also die Entwicklung der Paßform im besonderen eine Zeitlang verfolgen, ehe wir wieder zur Weiterbildung des Trachtenstücks als Ganzes zurückkehren. Wenn

<sup>14)</sup> Johann Ritter. Aus dem Tagebuch eines bäuerlichen Malers. Bearbeitet von Gustav A. Witt. Wien 1937. S. 64.

Geramb sagt, der richtige weibliche Brustfleck sei wie der männliche gestaltet und sich dabei auf das Stück aus Schwanberg bezieht<sup>15)</sup>, dann kann dies nur im größten Umriß gelten, denn gerade dieses Schwanberger Vorleibel ist auf der Brust gezogen und somit zum bezeichnenden Frauentrachtenstück geworden. Bei einem Mann wäre ein solches Leibel ganz unmöglich, wenn wir von den Verstiegenheiten weibischer Moden im späten Mittelalter absehen. Worauf es aber Geramb in diesem Zusammenhang offenbar ankommt, ist die Tatsache, daß die Tracht beider Geschlechter in den Grundzügen vielfach nicht so stark voneinander verschieden ist. Ich komme darauf noch zurück.

Bleiben wir nun zunächst noch bei den Leibeln, die vorne glatt sind, so werden sie der weiblichen Körperform am besten dadurch angepaßt, daß man im Schluß Annäher macht. Ein solches Stück haben wir zum Beispiel in dem Brustfleck aus Bad Deutsch-Altenburg gegeben, den mir Anna Wertanek 1939 zur Ansicht vorlegte. Das Stück ist rosarot mit roten Blümlern, bei den Trägeransätzen ist es im Spitz geschnitten. Luise Waschka in Weitra beschrieb mir die gleich abgenähte Form, Maria Steinacher in Lilienfeld/Stangenthal ebenfalls, und zwar war es hier nach dem Wort dieser Gewährsfrau immer im gleichen Stoff wie der Kittel, dunkelblau, häufig klein gemustert, auch aus Rupfenleinwand. An einem Stück aus Kühnring bei Eggenburg, welches weiland Angela Stift-Gottlieb im Hause Reidl für das Krahuletzmuseum der Stadt Eggenburg erworben hat, sind die Abnäher über die Brust herauf bis zur Hals-einfassung als feine Nähte fortgesetzt. Eine Reihe der bisher genannten Leibchen zeigen schon Ansätze zu einem halbrunden Halsausschnitt und angeschnittenen Trägern, z. B. das Leibel aus Ollersbach/Niederndorf. Im folgenden führe ich noch einige weitere an, die nicht eigentlich eine bessere Paßform haben, da entweder Abnäher nicht vorhanden oder auf den Bildern nicht erkenntlich sind, die aber durch den halbrunden Ausschnitt mit angeschnittenen Trägern einen geschlossenen Eindruck machen. Übrigens wäre es denkbar, daß die Leibchen, welche einer Reihe künstlerischer Darstellungen, zumal von weiterentwickelten Festtrachten, zum Vorbilde dienten, tatsächlich Abnäher hatten, die aber von den Malern, bzw. Zeichnern als künstlerisch bedeutungslos, wenn nicht gar störend einfach weggelassen wurde. In Klausen-Leopoldsdorf erzählte mir Johanna Artner von Brustflecken mit halbrundem Ausschnitt, die man nur unterisch trug; ob sie aber mit Abnähern versehen waren, das wußte sie nicht mehr genau.

Dazu gehören die Lichtbilder von Franz Swoboda, die er mir im Frühjahr 1935 aus Walbersdorf, Burgenland, übermittelte, auf

<sup>15)</sup> Geramb — Mautner. Bd. II. S. 416. Abb. 233.

denen mehrere Mädchen beim Schnitt zu sehen sind. Hier und in Pöttelsdorf zeichnete auch Hans Mayer mehrere Brustflecke dieser Form auf, darunter einen aus dunkelblauem Samt, eine Sonntags-tracht, mit Abnähern<sup>16)</sup>. Die Leibchen aus Draßmarkt und Stoob, die mir meine Gewährsfrau Graf aus Stoob beschrieb und die — ähnlich wie die in Walbersdorf von Swoboda aufgenommenen und die schon genannten aus Lilienfeld/Stangenthal — teilweise den Rücken frei lassen, waren vielleicht derartig halbrund geschnitten. Ganz eindeutig beschrieb mir im Sommer 1935 Hansi Leirer aus Stoob diese Abart des glatten Brustfleckes, wie er damals noch in blauem Linzerzeug von den Frauen von 50 Jahren aufwärts getragen wurde, wenn sie auf das Feld gingen. Ein hochrotes glattes Vorleibel mit offenkundig angeschnittenen Trägern zeigt uns ein bisher unbekanntes Ölbild Johann Ritters aus Ungerbach (Eigentümerin Leopoldine Gregor, Walterskirchen), „Sommerlandschaft mit Blick auf die Burg Kirchschatz“; da wir die Tracht hier nur von vorne sehen, sagt uns das Bild nichts über den Verlauf der Träger auf dem Rücken. Im Hause Stickelberger, insg. „Glaser Karl“ in St. Peter am Neuwald, Neustift am Alpenwald, wurde mir im Frühjahr 1934 ein Lichtbild gezeigt, das die Bäuerin als junge Frau darstellt. Darauf ist ein glatter Brustfleck mit Trägern zu sehen, das übrige wird von dem darübergetragenen „Türleibel“ verdeckt; diese Sitte, das Vorleibel unter einem Leibchen von anderem Schnitt zu tragen, läßt sich mehrfach belegen, u. a. durch ein Lichtbild meines Mitarbeiters Rudolf Albin Hrandek aus Groß-Tajax, einer vormals deutsch besiedelten Gemeinde des Kreises Znaim aus dem Jahre 1944. Ferner durch F. G. Waldmüllers Bilder „Die Ermahnung“, wo wir die Mutter so bekleidet sehen, die „Holzsammler im Wienerwald“, wo die sitzende Frau ebenso dargestellt ist, und „Christbescherung“ (auch „Weihnachten in einem niederösterreichischen Bauernhause“ genannt). Vorderansichten glatter Vorleibchen mit angeschnittenen Trägern bieten uns ferner seine Bilder „Heimkehr vom Markt“, „Abschied des Rekruten“ (die Weinende links hinter der Stadttür), „Großvaters Wiegenfest“, „Blick auf den Schneeberg oberhalb des Schlosses Wildegg“. Auf dem Gemälde „Die Versöhnung“ (auch „Ochsengespann am Bach“ benannt) erkennen wir ein Vorleibchen mit stark ausgerundetem Halsausschnitt, auch unterm Arm ist es so weit ausgeschnitten, daß die Brüste vom Leibel seitlich kaum bedeckt werden (das Mädchel vorn rechts, die sich, noch halb im „Trutzen“, abwendet). Hat uns der Künstler auf allen Bildern solche Leibchen in Waschstoffen in den Farben rot, veiglern, gelbbraun usw. vorgeführt, so zeigt das Bild „Das letzte Kalb“ (auch „Der Notverkauf“ genannt) mit dem

<sup>16)</sup> Hans Mayer, Burgenländisches Trachtenbuch. Eisenstadt 1938. S. 28, T. 6.

hochroten Leibchen mit Goldborten offenbar eine Sonntagstracht. Daß ein solcher Aufwand weder zur übrigen Kleidung der dargestellten Bäuerin noch zum Gegenstand des Bildes, das uns ein ganz verarmtes Haus schildern will, recht paßt, hat den Künstler, wie man sieht, wenig bekümmert. Im Widerstreit zwischen dem Wunsch nach farbiger Wirkung und dem rührenden Stoff, entschied er sich für die erstere und nahm das prächtige Trachtenstück als ein willkommenes, künstlerisches Mittel. Ranftls „Rast der Schnitter“ (Wien, Städt. Sammlungen) mit der Vorder- und Rückansicht solcher Brustflecke wäre hier anzuschließen. Können wir aber auch das „Milchmädchen“ von J. Weidner, offenkundig auf Wiener Boden gemalt (die dargestellte Örtlichkeit scheint etwa Simmering oder Schwechat zu sein), ebenfalls hierher zählen? Der Umstand, daß man kein Hemd im Halsausschnitt sieht, spricht dagegen, die Puffärmel könnten auch als Teile eines ganzen „altdeutschen“ Kleides gedeutet werden. Dagegen stellt Fendis „Frau mit Kind und Hasen“ deutlich ein Vorleibel dar, wiewohl auch auf diesem Bilde kein Hemd um den Hals ersichtlich ist.

Alle diese Bilder Waldmüllers, wie die vieler seiner Zeitgenossen, können wir freilich örtlich nicht ganz genau einordnen, handelt es sich doch vielfach um malerische Kompositionen. In bezug auf die Leibchenschnitte sind sie aber doch einwandfreie Quellen, denn jede der Formen, die wir auf diesen Bildern sehen, habe ich auch in Wirklichkeit vorgefunden. Offen bleibt also nur die Frage, ob der Künstler die bestimmte Tracht in der bestimmten Gegend gesehen hat, in die er sie hineinkomponierte. Hier nun ergibt sich wie gesagt die Schwierigkeit, daß wir bei einer Reihe der Werke Waldmüllers bis heute noch nicht genau die Örtlichkeit feststellen können; um Menschen von der südöstlichen Seite des Wienerwaldes handelt es sich jedoch z. B. bei Waldmüller zweifellos. Den Vorderansichten der glatten Vorleibchen entsprechen eine Reihe von Rückansichten, auf denen man die gekreuzten Träger sieht, z. B. beim „Überraschten Liebespaar“. Die Darstellung eines Leibchens mit nicht gekreuzten Rückenträgern findet sich meines Wissens auf Waldmüllers Bildern nur einmal. Daß glatte Vorleibchen noch lange Zeit zur Tracht der Arbeiterinnen in den Wiener Vorstädten gehörten, zeigt eine farbige Steinzeichnung aus d. J. 1848, „Der Arbeiterkrawall im Prater“, Städt. Sammlungen, Wien).

Die volkskünstlerisch am höchsten entwickelte Form, d. h. also mit Abnähern im Schluß und angeschnittenen Trägeransätzen, die uns bereits in dem von Mayer veröffentlichten Sonntagsbrustfleck von Walbersdorf begegnet ist, hat mir sehr genau Franziska Eibl aus Schwarzenau beschrieben: Der Brustfleck war vorn rund ausgeschnitten, glatt im Schluß mit zwei Abnähern. Die angeschnit-

tenen Trägeransätze waren gegen die Achseln abgerundet, die Träger hinten abzuknöpfen; auf der Rückenmitte war er mit einem Schuhband zugeschnürt. Der Brustfleck wurde obenauf sichtbar getragen und war aus rotweißem oder blauweißem Bettzeug. Nach einer ungenauen Erinnerung — die betreffende Aufzeichnung ging mir verloren — wurde mir im Hause Brunner insg. „Hiasler“, in Inneraignen, Gemeinde Aspang Amt, ein Vorleibchen vom gleichen Schnitt gezeigt. Aus Pachfurth und Winden am Neusiedler See meldete mir vor kurzem Edith Matulla nach Angaben von Anna Raser, daß dort ähnliche Brustflecke aus Bettzeug getragen wurden, nur mit dem Unterschied, daß auf dem Rücken kein fester Verschluss war und das Leibchen etwa eine Spanne breit offen stand. An heißen Tagen waren sie obenauf sichtbar. „Des hõt die ölt Roaserin öis jungs Madl 'trög'n und die ölt Roaserin is heint dreiersiebazg Jõhr ölt.“ Schließlich möchte ich noch eine kleine Begebenheit anführen: Meine Gewährsfrau Grete Karpellus erzählte mir, daß ihre Schwester auf einer Wanderung im Sommer 1948 in Tradigist, Gemeinde Kirchberg a. P. bei einem Bauernhaus Rast machte, um am Brunnen zu trinken. Da trat eine Frau heraus und sagte voll Freude: „Wia mei Muatta sölig schaun S' aus!“ Damit meinte sie das echte Dirndlkleid mit einem glatten Vorleibchen, das angeschnittene, auf dem Rücken gekreuzte Träger und Abnäher aufwies. Gewiß darf man einer solchen Äußerung nicht allzuviel Gewicht beilegen, immerhin bedeutet sie, daß diese Trachtenform den Menschen dort geläufig ist. Einige Mitteilungen über glatte Brustflecke mit gekreuzten Trägern, bei denen nähere Angaben über Einzelheiten des Schnittes fehlen, seien noch angeführt: Aus Litschau berichtete mir Anna Jerusalem, daß dort die Schulmädchen etwa bis 1928 solche Leibchen getragen hätten. Allgemeine Angaben über Stockern und das Eisenberger-, Eisengraber-, Gföhler- und Schiltingeramnt machten mir weiland Angela Stift-Gottlieb und Hans Haberl, worunter wahrscheinlich auch solche Leibchen fallen. Sie wurden mir von diesen beiden Gewährsleuten ausschließlich als Unterkleidung bezeichnet. Für Ober-Rohrbach bestätigte mir das Vorkommen glatter Brustflecke, wahrscheinlich mit gekreuzten Trägern, Katharina Gößl aus Unter-Olberndorf. „Winter und Summer hõt ma s' 'trög'n“, im Sommer offenbar auch obenauf sichtbar. Nach Aussage von Josef und Theresia Hely war die Form auch in Markthof und Bad Deutsch-Altenburg üblich, in letzterem Ort einer Mitteilung von Maria Promintzer zufolge bis zum Jahre 1880. Eine Zeichnung von H. Bernatzik aus Dürrnstein aus dem Jahre 1879 zeigt zwar ebenfalls ein glattes Vorleibchen, doch deutet die Breite der Träger auf den Schultern darauf hin, daß sie auf dem Rücken nicht gekreuzt verlaufen. Allerdings sehen die Leibchen aus Hitzendorf und Passail, Steiermark, nach den Bildern von Russ, die Geramb unter die Brust-

flecke mit gekreuzten Trägern einreicht<sup>16a</sup>), fast ebenso aus, auch gibt es sehr hoch zum Hals schließende Männer-Vorleibchen, die dennoch gekreuzte Rückenträger haben. Leider wissen wir nicht, inwieweit die Zeichnung von Bernatzik eine verlässliche Quelle ist. Ich ziehe noch einige ältere Bildquellen heran, wenngleich für sie in gewissem Maß dasselbe gilt: Auf dem Gemälde „Schauspieler auf dem Markt“ von Maulpertsch erkennen wir eine der Komödiantinnen in einem Leibchen, das von vorn wie ein glatter Brustfleck aussieht; aus welcher Gegend die Dargestellte sein soll, entnehmen wir freilich nicht daraus. — In der Brand'schen Stichfolge „Der Kaufruf in Wien“ vom Jahre 1775 begegnen uns mehrfach Leibchen von ähnlichem Aussehen, z. B. bei der „Hasenbalgkrämerin“ und dem „Mädel mit Honig und Obst“ (Städtische Sammlungen, Wien, Mappe „Volksleben“ Nr. 149, Inv. Nr. 20.551/e und 20.551/13). — Ähnliches zeigen uns mehrere Stiche aus den Jahren 1776—1790, teilweise vermutlich nach Joh. Chr. Brand, und zw. die „Huterinn“, die „Brosdizerinn“ und das „Mägdelein mit Zuckerwerk“ (Städtische Sammlungen, Mappe Volksleben Nr. 150, Inv. Nr. 20.553/5, 35 und 76). Auf dem Bilde „Der Spaziergang des Abends am Graben oder der Schnepfenstrich“ von Löschenkohl, 1790, ist links eine der Straßendirnen mit einem Leibchen zu sehen, das wir vielleicht als glatten Brustfleck ansprechen können (Städtische Sammlungen, Mappe Volksleben Nr. 150, Inv. Nr. 62.018). Labrousse-Sauveur bringt in dem farbigen Stich „Marchand et Marchande de Vienne en Autriche“ vom Jahre 1785 die gleiche Leibchendarstellung (Städtische Sammlungen, Mappe Volksleben Nr. 150, Inv. Nr. 48.811). Alle die genannten Stiche sind keine sicheren Quellen, denn es könnte sich hier vielleicht auch um Leibchen mit Verschlüssen seitlich auf der Brust oder mit eingesetzten oder überdeckenden Brustlätzen handeln, zumal diese Leibchen vorn geschneppt erscheinen. — Westlich von unserem Gebiet finden wir glatte Vorleibchen nur spärlich belegt, u. zw. durch Albrecht Altdorfers „Wallfahren bei St. Florian“, um 1520, und das Bild „Mariä Geburt“ des „Uttenheimer Meisters“ vom Jahre 1470, mit denen sich Geramb befaßt hat<sup>16b</sup>). Unter den Aufzeichnungen der bayrisch-österreichischen Wörterbuch-Kanzlei finden sich nur ganz wenige Beschreibungen aus diesen Gegenden, und sie beziehen sich alle auf gezogene Formen, bis auf die beiden Altformen aus der Linzer Gegend, die oben (S. 138) schon behandelt wurden. Daß auch glatte Vorleibchen vorhanden waren, läßt sich nur vermuten, wenn z. B. in Hüttenhof im Böhmerwald der „Vorleib“ als warme Decke erklärt wird. — Ferner läßt die Darstellung eines „Frauenleibels“ bei v. Zaborsky-

<sup>16a</sup>) Geramb — Mautner, Bd. II, Abb. 100, 114.

<sup>16b</sup>) Geramb — Mautner, Bd. I, S. 213: 355, Abb. 171, 202.

Wahlstätten<sup>16bb)</sup> eine Form erkennen, die wir mit dem Grabstein von Leitha-Prodersdorf zusammenstellen müssen<sup>16c)</sup>. Wenn hierbei v. Zaborsky-Wahlstätten auf die unter dem Arm genestelten oder geknöpfelten Männerbrustflecke verweist<sup>16d)</sup>, die wir ebensogut von der Binde wie vom Wetterfleck herleiten können, dann kann dieser Gedanke hier nicht weiter verfolgt werden. — Wir müssen auch beachten, daß westlich von unserem eigentlichen Brustfleck-Gebiet bei den Frauentrachten immer häufiger unter dem Ausdruck „Brustfleck“ ein Brustlatz verstanden wird.

Östlich von unserm Gebiet konnte ich bei den — nunmehr aus ihrer Heimat vertriebenen — Deutschen bisher überhaupt keine sicheren Belege für den Brustfleck finden. Bereits auf dem burgenländischen Heideboden und im Seewinkel, wo ich doch nächst eigenen Forschungen über die genauen Aufzeichnungen von weil. Hans Mayer, auch soweit sie verlorengegangen sind, unterrichtet bin, ließ sich nichts dgl. feststellen. Die beste Arbeit über die Ungarn-Deutschen, „Deutsche Bauern in Ungarn“ von Erna Piffil, die auch als Quelle für die ehemaligen bairischen Siedler Westungarns in Frage kommt, kann uns ihrem Wesen nach nicht restlos Aufschluß geben: Sie ist das Erlebnisbuch einer Künstlerin, aber keine Bestandsaufnahme. — Graefe's Arbeit ist eine gute Zusammenstellung des Schrifttums, beruht aber kaum auf eigenen Forschungen. Vom Aussehen oder gar den Schnitten einiger Kleidungsstücke hat dieser Verfasser anscheinend keine genaue Vorstellung, wenn er z. B. schreibt, der „Prustfleck“ habe etwa die Form eines „Sportswearers“ gehabt<sup>16e)</sup>: Denn der wollgestrickte Sweater dehnt sich beim Hineinschließen, der tücherne Brustfleck aber nicht, folglich muß er entweder auf dem Rücken oder unterm Arm verschließbar sein. — Hanika erwähnt zwar den Brustfleck für Deutsch-Litta bei Kremnitz, sagt aber nichts über seinen Schnitt<sup>16f)</sup>; er stellt den „Prowleck“ — der Ausdruck klingt wie eine Rückentlehnung eines deutschen Lehnwortes aus dem Slowakischen — der Deutsch-Probener als jüngere Tracht der ältern slowakischen von Čičmany gegenüber und stellt ausdrücklich fest, der Brustfleck sei „aus dem süddeutschen Kulturbereich“ in die Slowakei gekommen; auf einem Lichtbilde aus Schmiedshau bei Deutschproben ist offenbar das Trachtenstück zu sehen, das man dort als „Prowleck“ bezeichnet: Es hat

<sup>16bb)</sup> Zaborsky — Wahlstätten. Oskar von. S. 13. 14. T. 14 c, d.

<sup>16c)</sup> Geramb — Mautner. Bd. I. S. 174 ff., Abb. 91 rechts.

<sup>16d)</sup> Zaborsky — Wahlstätten. S. 14. 21. T. 6, Abb. 43.

<sup>16e)</sup> J. Graefe. Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachfolgestaaten (= Studien zur Völkerkunde, Bd. 9) Leipzig 1935. S. 9.

<sup>16f)</sup> Josef Hanika. Sudetendeutsche Volkstrachten, 1. Teil (= Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Bd. XXII/1) Reichenberg 1937. S. 9.

mit unserer Form nichts zu tun<sup>16g</sup>). Wahrscheinlich hatte der Ausdruck seine Bedeutung gewandelt, ehe er zu den Ostdeutschen kam. Die Darstellung eines schwedischen Leibchens von ähnlichem Schnitt findet sich bei *Wistrand*<sup>16h</sup>).

Wird nun das Vorleibel mit einem Kittel zum sog. „Leibelkittel“ verbunden, dann hat dieses Kleidungsstück fast das Aussehen eines Schurzes. Daß es nicht aus einem Stück besteht, sondern aus zwei im Schluß zusammengenähten Teilen, spricht an sich nicht gegen den Zusammenhang zwischen einem Schurz und einem solchen Leibelkittel (vgl. hierüber *Hanikas* Ausführungen a. a. O. S. 20 ff. über die Teilung eines Kleidungsstückes in der Leibesmitte). Selbst wenn es sich, wie bei den bisher besprochenen Formen, um vom Kittel getrennte Leibchen handelt, könnten sie also von einem Schurz herkommen. Die Trennung in je ein Kleidungsstück für den Ober- wie für den Unterkörper mag da und dort schon früh erfolgt sein, vielleicht, weil man gelegentlich den Oberleib zur Arbeit freier haben wollte. Für das Auge teilt an sich schon die Leibungürtung den Schurz in zwei Teile, so daß mindestens der Anblick eines so geteilten Kleidungsstückes nichts Neues bedeuten konnte. Ich möchte hier die Darstellung eines pannonischen Mädchens von *Zsám bek* anführen<sup>17</sup>). Wenn *Geramb* hier wie bei dem Grabstein von *Leitha-Prodersdorf*<sup>18</sup>) annimmt, diese Kleider seien aus zwei zusammengenähten Schürzen entstanden, so deutet das ebenfalls in diese Richtung. Die beiden Elfenbeinschnitzereien auf den Deckeln des *Diptychon Consulare* im Halberstädter Domschatz vom J. 440, welche ein- und dieselbe Germanenfrau von vorn beim Stillen und von der Seite darstellen, lassen sich schwerlich anderswo als hier einreihen: Ein Verschuß auf der Brust kommt nicht in Frage, denn dann hätte die Frau beim Säugen nicht die linke Schulter entblößen müssen; eher könnte man an ein vorn glattes Leibchen mit ungekreuzten Rückenträgern denken, von denen später noch die Rede sein wird. *Girke*<sup>18a</sup>) denkt aber an „Hemdröcke“, wobei nicht der vom Wetterfleck herstammende „Leibrock“ oder „Hemdkittel“, der Vorläufer der meisten Bauernhemden unseres Bereichs gemeint sein kann, denn der wäre vorn geschlitzt, wie es die „Trinkhemader“ unserer Bäurinnen heut noch sind, und brauchte ebensowenig über eine Schulter hinuntergestreift zu werden; sondern die Weitergestaltung des altgermanischen Wickelrocks. Die Darstellung deutet darauf hin, daß mindestens das Leibchen, vielleicht auch das ganze

<sup>16g</sup>) *Hanika*, ebendort, S. 24, 130, Abb. 41.

<sup>16h</sup>) *P. G. Wistrand*, Svenska folkdräkter. Stockholm 1907. Taf. XV. S. 86.

<sup>17</sup>) *Geramb* — *Mautner*, Bd. I, S. 190, Abb. 100.

<sup>18</sup>) *Geramb* — *Mautner*, Bd. I, S. 174 ff., Abb. 91, die Gestalt rechts.

<sup>18a</sup>) *Girke*, wie Anm. 6, S. 111, T. 44, 45.

Kleid. aus zwei gleichen, unter den Armen zusammengenähten Stoffteilen ,bzw. „Schürzen“ besteht; daß keine Seitennaht auf dem Halberstädter Bildwerk zu erkennen ist, läßt sich durch den im Lauf der Jahrhunderte erfolgten Abschleiß leicht erklären. — Das von Hanika eingehend behandelte „Bandelhemd“ (a. a. O., S. 9 ff.) nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als es aus zwei Teilen besteht, dem „Übermieder“ und dem „Hemd“, die aber beide aus engverwandten Leibumwicklungen — der Leibbinde und dem Hüftrock — herkommen; den letztern scheiden wir aus unserer Betrachtung aus. Ein auf dem Rücken verschließbares „Übermieder“ — entsprechend unserem Vorleibelschnitt — führt nun Hanika aus den vormaligen deutschen Volksinseln der Slowakei zwar nicht an, doch bringt er als Beispiel die „henklate Interfoit“, aus zwei gleichen Stoffstücken bestehend, die unter den Armen zusammengenäht werden; da die frühere deutsche Volksinsel von Wischau bereits zum donaubairischen Bereich gehört, ist uns der Beleg besonders wertvoll. Vom gleichen Grundschnitt sind zwei von ihm zum Vergleich herangezogene schwedische Hemden aus Rättvik und Leksand, Dalarna, die noch deutlicher ihre Herkunft von der Leibbinde und dem Fleck erkennen lassen und uns sehr stark an die den Männervorleibn ähnlichen Formen (s. oben S. 7 ff.), bzw. an das Leibel aus Schöngrabern erinnern (s. oben S. 11), wenigstens in den Vorderansichten (a. a. O., S. 17, 23, 26, 27, Abb. 7, 12, 13). Ist aber Hanika's Annahme richtig, daß bereits der mittelhochdeutsche Ausdruck „Übermieder“ die gleiche Form bezeichnet habe, dann hätten wir auf diese Art mit dem Brustfleck mindestens verwandte Formen bereits für das 12. und 13. Jh., z. T. sogar für Niederösterreich, bezeugt. Allerdings setzt dieses Zusammennähen noch einen andern Gedanken, den der Schließtracht, wie sie uns der Wetterfleck darstellt, voraus, wir können also diese Sache hier nicht weiter verfolgen.

Wir haben aber tatsächlich aus Tribuswinkel einen Bericht des Lehrkörpers der dortigen Schule, in dem es heißt: „Leibkittel: Kittel mit Fleck herauf, rückwärts Kreuzbandeln, damit man 's zusammenbinden kann.“

Der Schurz gehört zu den urtrachtlichen Wickelkleidern, er lebt in ganz urtümlicher Form im heutigen Lederschurz der Hufschmiede, Wagner, Faßbinder, Hochofenarbeiter usf. weiter und Geramb erblickt, wie oben schon angeführt wurde, in dem nach unten halbrunden Schnitt des Brustflecks den Rest einer früheren Bedeckung des Unterleibes.

Wir haben nun eine Reihe von Vorleibchen belegt, die eine Trägerschlinge um den Hals haben, statt der uns schon bekannten gekreuzten Rückenträger. Ein solches Leibchen, vorne halbrund geschnitten, aus rotweiß gekasteltem Bettzeug, zeigte mir im Som-

mer 1935 weiland Theresia Stättner in Bernhardsthal, im Hause Brunner in Jetzelsdorf beschrieb man mir die Leibchen aus Schattau, einer früher deutsch besiedelten Gemeinde, als glatten Fleck, rückwärts zu geschwungen verlaufend, oben beim Hals gerade, um den Hals mit einem Bandel, hinten ebenfalls Bandeln angenäht und auf einer Seite ein Loch zum „durchfadna“. Im Sammelstoff der Kanzlei des Bayrisch-österreichischen Wörterbuchs zu Wien werden „Voleiber“ aus Linz, Hüttenhof und Plattetschlag (O.Ö.) genannt; bei den zwei letztangegebenen Gemeinden fragt es sich, ob hier eine Frauenkleidung gemeint ist, ob diese Trachtenstücke vorn glatt sind, ist ungewiß. Diese Hinweise lassen Beziehung zwischen Schurz und Vorleibchen noch deutlicher aufscheinen. Der Schurz wird nicht eigentlich um den Leib gewickelt, sondern bloß angelegt, wie auch der einfache Fleck, und „önlegen“ ist heute noch unser bairischer Ausdruck für Ankleiden .

Nicht nur von der Latzschürze mit Halsschlinge ergibt sich eine Verbindung zum ebenso ausgestatteten Vorleibchen; wir finden anderseits auch in den Bildquellen des 19. Jahrhunderts öfter Schürzen mit hinten gekreuzten Trägern, wie wir sie vom Brustfleck her kennen. Z. B. auf Waldmüllers „Auszug zur Prozession“ sehen wir sie an der Kleidung der alten Frau, die sich zu dem Mädchen hinunterbeugt, sowie an dem sitzenden, kranzwindenden Mädchen. Ein weiterer Beleg ist C. Schindlers Bild „Heimkehr des k. u. k. Inf.-Reg. Nr. 49 von Mainz“. Unter den Menschen, welche die nach St. Pölten wieder einrückenden deutschen Bundestruppen einholen, ist ein Mädchen in festlicher Bauertracht, von dessen Leibchen sich deutlich die Rückenträger abheben. Auch auf Michael Neders „Morgen in der Stube“ sieht man bei dem Mädchen, das der anderen die Duchent wegzieht, deutlich Träger über dem Hemd, bei der „Kirtagrauferei I“ heben sie sich weiß vom hellbraunen Leibchen einer Friedensstifterin links im Vordergrund ab. Auch sonst erschienen auf zahlreichen Bildern von Waldmüller, Fendt, Schindler, Neder u. a., z. B. auf Neders „Heimkehr vom Felde“ die Schürzen so in der Richtung der rückwärtigen Zipfel, daß man unwillkürlich daran denkt, sie würden durch Träger gerafft auf dem Rücken hochgehalten. Allerdings ist nirgends auf den angeführten Bildern ein Latz abgebildet. Er müßte, was bei Neders Darstellungen besonders leicht denkbar wäre, jedesmal vom breitgelegten Brusttuch überdeckt sein.

Wollen wir die Verbreitung des glatten Brustflecks mit gekreuzten Trägern, bzw. mit Halsschlinge ungefähr abgrenzen, so ergäbe sich etwa ein von folgenden Gemeinden eingeschlossenes Gebiet: Nussendorf bei Artstetten — Kirchbach — Weitra — Litschau — Kautzen — Dobersberg — Kollmitzgraben — Stockern — Schattau — Groß-Tajax — Bernhardstal — Oberkreuzstetten —

Wien-Stammersdorf — die Donau entlang bis Markthof — Bad Deutsch-Altenburg — Pachfurth — Winden — St. Margarethen — Walbersdorf — Wandorf bei Ödenburg — Stoob — Bernstein — Aspang-Amt — Puchberg am Schneeberg — Neuberg an der Mürz (Stmk.) — Klein Zell — Lilienfeld — Jeutendorf — Nussendorf. Zur Abgrenzung innerhalb der Steiermark bemerke ich, daß Geramb außer aus Neuberg noch eine Reihe von Belegen für den glatten Brustfleck beibringt, und zwar aus dem „Bezirk Mariazell“ ohne nähere Ortsangabe, vielleicht noch unserem geschlossenen Gebiet zuzuzählen, ferner aus Tragöß, Passail und Breitenau am Schöckl, Hüzendorf bei Graz und aus Oberburg in der vorwiegend windisch besiedelten ehemaligen Untersteier; zwei weitere Bildbelege „Steirisches Bauernmädchen“ und „Obersteier“ lassen sich örtlich nicht näher einordnen<sup>19)</sup>. Über den Verlauf der Träger über den Rücken ist zwar aus all diesen Bildquellen nichts ersichtlich und nichts diesbezüglich angegeben. Geramb erwähnt glatte Vorleibchen mit ungekreuzten Trägern überhaupt nicht, ich nehme also an, daß diese Leibchen alle in die eben behandelte Gruppe gehören. Wie unzulänglich solche Abgrenzungen sind, habe ich bereits in meinem Aufsatz „Zur Burgenländischen Trachtenkunde — Hans Mayer zum Gedächtnis“ dargelegt<sup>20)</sup>.

Es wäre noch zu erwähnen, daß alle diese Vorleibchen die altertümliche, auf die Gürtelschnur zurückgehende Verschlusart durch Bänder aufweisen, die an die Rückenteile angenäht und fast immer vorn im Schluß gebunden werden. Lediglich bei den Stücken, wo ich einen festeren Verschuß auf dem Rücken durch Verschnürung oder Knöpfe ausdrücklich vermerkt habe, gibt es keine Schlußbänder, weil sie ja überflüssig wären. Greifen die Rückenteile übereinander, dann wird, wie schon erwähnt, in den übergreifenden Teil ein Loch gemacht, durch das man das Band des andern Teils durchfädelt. — Diese Verschlusart gilt auch für die meisten Leibchen der nächsten Gruppe.

Den glatten Brustfleck als Frauenkleidung hat meines Wissens Geramb als erster eingehend behandelt<sup>21)</sup>. Helga Baumgartner-Schram hat in einem Aufsatz<sup>22)</sup> erstmalig versucht, einen kurzen Überblick über die wichtigsten Trachtenformen in Niederösterreich zu geben, und darin auch den glatten Brustfleck als „Wienerwald-Tracht“ bezeichnet. Dieser Ausdruck ist an sich nicht falsch, stützte er sich doch auf die schon angeführten Bildquellen (Waldmüller, Gerasch, Gauer mann u. a.) sowie ein im Museum für Volkskunde, Wien, unter der Bezeichnung „Wienerwald“ jahrelang ausgestellt

<sup>19)</sup> Geramb — Mautner, Bd. II, S. 76, 94 ff., 415 ff., Abb. 47, 55, 100, 114, 235, 236.

<sup>20)</sup> Baumgartner, Zur burgenländischen Trachtenkunde (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 11, Eisenstadt 1949, S. 145 ff.).

Trachtenstück. Doch erwies er sich alsbald als unzutreffend, denn die gleiche Form ließ sich auch anderwärts feststellen, ebenso wie andere Formen im Wienerwald. Ein Schnittmuster, angefertigt von Helga Baumgartner-Schram, veröffentlichte Hans Mayer im „Burgenländischen Trachtenbuch“, allerdings gegenüber dem Urstück neugestaltet mit hinten angeschnittenen Trägern.

(Fortsetzung folgt.)

# Hausrat und Kleidung im niederösterreichischen Weinlande

Von Franz Thiel

Die Ehekontrakte, Inventursprotokolle und Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaften Poysbrunn, Feldsberg, Rabensburg und Nieder-Abdorf gewähren uns einen interessanten Einblick in die bäuerlichen Kulturverhältnisse des Weinlandes; wir erfahren da, wie sich unsere Vorfahren kleideten, welche Einrichtungsstücke sie hatten, wie sie wohnten, welche Arbeitsgeräte sie besaßen und wie der Hof und das Haus eingerichtet waren. Das Gebiet der erwähnten Herrschaften umfaßt den größten Teil des March-Thaya Gebietes, das wegen seiner Lage immer dem fremden Einfluß ausgesetzt war, so daß sich besonders bei der deutschen Bevölkerung keine bodenständige Tracht entwickeln konnte. Die Grenzen waren nichts Trennendes, die Leute heirateten herüber und hinüber, Handel und Verkehr beachteten nicht die Grenzsteine, da Nikolsburg und Lundenburg für die Weinbauern wichtige Märkte waren, deren Wirtschaftsradius bis in das Zayatal reichte; Handwerk und Gewerbe ergänzten sich gegenseitig. Da sehen wir in unseren Bauernhäusern viel brüderisches Geschirr, Brüner sowie Iglauer Tuch und schlesische Leinen. Die Brüder waren Wiedertäufer, die im 30jährigen Krieg aus unserem Gebiete vertrieben wurden; viele von ihnen fanden in den Gemeinden jenseits der March eine neue Heimat, wo sie ihre Habanerwaren herstellten, die auf unseren Märkten gerne gekauft wurden. In der Kleidung machte sich bei uns der ungarische und slawische Einfluß geltend; nicht übersehen dürfen wir den starken Reiseverkehr auf der Brüner Straße, die Hofhaltung der Fürsten Liechtenstein in Feldsberg, die zahlreichen Beamten bei den Herrschaften und die Großstadt Wien. All diese Kräfte entwurzelten frühzeitig die bodenständige Bauerntracht. Der Weinbauer, der über größere Einnahmen verfügt als der Getreidebauer im Gebirge, zeigt seine Wohlhabenheit in Hof und Haus sowie in der Kleidung und sieht in dem Städter sein Vorbild. Vor 150 Jahren lagen die Verhältnisse noch anders in den Dorfgemeinden; da achtete noch jeder Sitte und Brauch und hielt an der Überlieferung fest, die mit Haus, Hof und Familie verwurzelt war. Machen wir also einen Rundgang durch einen Bauernhof und schauen uns alles an, was die Ahnen besaßen in Küche, Kammer, Stube, Scheune, Stall und Keller und wie sie sich kleideten.

**Küche und Kammer:** offener Herd, irdener Fleckenherd in Herrnbaumgarten 1824, Feuerbock, Feuerzange, Feuerhund, Ofenschaukel, Ofenröhre, Blasebalg, Glutschaukel, Ofenkruke, eiserner Kuchelbrater im Themenauer Gasthaus, Dreifuß, Glutpfanne, Schürhaken, Bratspieß, Wandleuchter im Wirtshaus, Öllampe, gewöhnliche Leuchter, Draht-, Zinn- und Stangelleuchter, Lichtputzer, Kerzenmodell, Laterne, Windleuchter, eiserne Leuchter mit Lichtputzer, Messinglampe, irdenes Kuchelgeschirr, weiß-irdenes Geschirr, Pfannen mit Dreifuß, Eisenpfannen, kleine und mittlere Pfandln, Reinpffannen, Brat-, Blech-, Reich- und Wichtelpfannen. Reindln, Weidling (1797), Kupferrein, Fischpfanne, Rostpfandl, Kochtopf, eiserne Töpfe, hölzerne, eiserne und Messingmörser (1754), solche mit Stößln, irdener Suppentopf; Zinnschüsseln, bemalte Schüsseln, zinnerne Reifschüsseln, Habanerschüssel, Suppenanrichtschüssel (1796), Schüsselkorb, Zinn-

teller (1738 in Reinthal), Zinnflaschen, 45 Pfund Zinngeschirr in Alt Lichtenwarth 1766, 18 Zinnschüsseln und 44 Zinnteller bei einem Halblehner in Neusiedl a. d. Zaya 1769, Porzellanteller in Poysdorf 1803, irdene, weiße, grüne und ordinari Teller, große Holzsteller, Schüsselteller, Tellerkorb, Habanerservice, Stellen für Schüsseln und Teller, Brüder- und Hollitscher Geschirr, schwarzes Geschirr: Löffel aus Holz, Blech, Bein und Zinn, Reichlöffel, zinnerne Vorleglöffel mit Holzstiel; irdenes und gläsernes Trinkgeschirr, ein Halbglas, zinnerne Halbseideln und Halbkandeln, Maßzimentln, zinnerne Zimentln, ein zinnernes Halbzimentl, steinerne Maßplutzer, Wasser- und Kürbisplutzer, weißirdene Plutzer, Steinplutzer, Plutzerl, Maßkrügel, Wasserkrügel, weiße und grüne Krüge, Essigkrug, Krüge mit Zinndeckeln, brüderische Halbkrüge, weißirdene Krüge, Geschirrstellen, Schüsselkorbstellen, Steingutgeschirr (1824).

Aus Kupfer: Flaschen, Pfannen, Töpfe, Zimenter, Kuchlwandeln, Kaffeekandeln (1743 in Reinthal), Geschirr, Schalenwaage (1743 in Reinthal), Kastrol, Häfen, Kessel, Hängkessel, Teller (1766 in Alt Lichtenwarth), Fleischhäfen und Sturz; irdener und blecherner Sturz, Brot- und Löffelrechen, Brotdösen, Löffelblech, Fleischrechen, Brottruchen, Almer, Almerl, Speistrucherl, Winkelalmer; Zug-, Schalen-, Schlüssel- und Schnellwaage, Messinggewichte in Schrattenberg 1740, Krenstöbl, -säge und -schalen; Butter- und Rührfaß, Rührkübel, Butterfaß von  $\frac{1}{2}$  Eimer, Teigwalker, großes und kleines Nudelbrett, Nudelreiter, schwarzirdenes Nudelreiterl, Nudelschäufel, Nudelschere, Sieb, Haarsieb, Ringelwalker, Ringelkrapfenmodell, Ringelkrapfenholz, Kas-, Topfen- und Wachspressen, Topfensackl, Kasdosen.

Mehlkasten, -zuber, -truchen, -trücherl, -sieb, -butten in Themenau, -faß, -bodingl, -trog, -stiebig in Walterskirchen 1760, -stüber in Reinthal 1794, -sack, -stander, -löffel, Verschlagl; Backmölterl, -trog, -dösen, -simperln u. zw. lange und runde, Fleischmölterl, Schlachttrug, Santrog, Schmalzdösen mit Eisenreifen, Schmalzstanderl, Heiden-, Brein- und steinerne Salzmühle, Mohnstößel, Mohnstampfen; Gugelhupfscherm, Guglhupftopf in Herrnbaumgarten, Guglhupfbock in Unter Themenau 1812, irdener Guglhupf, Talkenblech, eisernes Herdfleckenblech, Tortenblattl (1815), Krautständer mit Eisenreifen, Krautstutzen, -schaffel, -standerl, -zober in Waltersdorf, -hobel, -messer, -hobel mit 5 Messern, Gurkenfaß, Rüben- und Sauerkraut, Rübenhobel, Rübengeschirr, Wasch-, Heiz-, Koch-, Ofenkessel aus Kupfer und Eisen, Kessel mit Dreifuß, Häng- und Stehkessel, Abwaschschaffel, Waschwanne und -wandel, Abspülschaff, Badewanne in Katzelsdorf 1753, Wasserständer, -grand, -büttel, -kandl, -lagl, Schaffeln, Wäschewalker, Leindln, Wäscherohle, Rollbrett mit Walken, Mangelrolle mit Steinen, Mangelbrett, Bügeleisen, Wäschekorb, Blechtrichter (Trachter), Quirl, Fleischgabel, -stock und -zeker, ein Standl Schweinefett, ein beschlagener Schmalztopf, Hack- und Holzmesser, Gewürzbüchse, Gewürzbüchse aus Blech, Pfefferschachtel, Stock- und Kufensalz, blecherne Salzdösen, Salzfaß aus Blech und Zinn, silberne Gewürzbüchse, Kaffeekanne, -löffel, -kandln (1745), Handkorb, Handzekerl, Handkörbl, hölzerner Korb, Fleischkorb, Bürste, Reibeisen, Bartwisch, Beißzange, Werksmodell, Hand-spritze, Würstdruck, blechene Wurstspritze, eine Füllung zum Wurstmachen, Rind- und Sechfleisch, geräucherte und gesalzene Fische 1778, Vorschuß-, Pohl-, Fuß-, Semmel-, Mund-, Back- und Türkenweizenmehl 1770, Hirse, Heidenmehl und -grieß, Breinmehl, ein Schaffel mit Grieb in Herrnbaumgarten 1816, ein Sack Dörrobst und in Unterthemenau eine Truhe Dörrobst 1765.

In der Kammer: Wald-, Hand-, Zug-, Holz- und Plochsäge, Sagel, Pelzsagel in Reinthal 1740 Abinger, Kugel-, Zapfen-, Triebel- und Schretelbohrer, Stemmeisen, Hobel, Schnitzmesser, Wurmschere in Herrnbaum-

garten 1795. Baumschaber, Gärtnerhejndl, Schaufel, Zange, Raspel, Eisenklammer, Feile, Zeiseleisen, Marderfalle, Mausfalle, Zirkel, Winkeleisen, Krampen, Spitzkrampen, Schraubstock, Grab- und Stoßeisen, Wasser- und Kalkbüttern, Grabscheit und Grabschaufel, Schrotmesser, Kette und Strick für den Ziehbrunnen, Vogelhaus, Maßkette, Ausmaßschuh, Maurerhammer, Kelle, Brechstange, Trägerkraksen, Buttenbänder; Spinnrad, Hanfrädl, Mödl für Hanf und Werg, Hanikratzel, Hanihachel, Werghachel, Garnhaspel, Haarbachel und -brechl, Wollkrampel, Strumpfwalkbrett, Wollradl, Hanigarn, flachsenes Garn in Reinthal 1768, Spinnhanf, Ölpresse in Waltersdorf 1768, Wachs- und Apfelpreß, eiserner Fleischkranz, Bienenträgerl, solche mit Aufsatz, Honigfaßl, Rauchmaschine, Bienenmesser, Brunnensucher in Großkrut 1773.

Flinte, Pistole, Stutzen, Karabiner in Katzelsdorf 1753 und in Hausbrunn 1762, Pirsch- und Scheibenrohr, Schrotbüchse in Ringelsdorf 1812, Schrotstutzen, Terzerol in Bernhardsthal 1760, Degen, Hirschfänger, Palasch, Hellebarde, Pallasch mit Kuppel.

In der Stube: Bretterfußboden, Kachelofen in Palterndorf 1767 auf 3 fl geschätzt, Ofenbank, Ofenbracker Bettstatt, Spannbett, Himmelbett (1772), Schubbett, Bettstattl, ein spanniges Bett 1781, ein Dienstbotenbett, ein „Pulpett“ in Reinthal 1764, ein Kanapee, ein Magdbett, eine blaue und eine weiße Bettstatt, große und kleine Federpolster, ein „happen Polster“ in Katzelsdorf 1760, blaue und rote Bettdecken, Hirschdecken, Strohsack, Lagerpritschen, Ober- und Untertuchent, eine Pflaumtuchent, rote und blaue gestreifte Tuchent, Kölnische Tuchentzichen 1750, Kotzen, Kopfkissen, Kopfmatratzl, gefärbte Leintücher, feine und raisterne Lailacher, besseres Unterbett, Unterbettzichen, Kopfkissen mit gutem Überzug, Matratzen, blaue Polsterziehen rot ausgenähte Bettücher in Hohenau 1772, klare, grobe und hanfene Bettücher, ein gedrucktes Bettuch; Führgängtücher, Bleichtücher in Ringelsdorf 1793, ein Himmelbett mit grünen Vorhängen, Wiege in Hausbrunn 1824, Kinderbett, Kinderbehäng mit silbernen Anhängen in Hauskirchen 1796, Kinderhutschen in Falkenstein 1818, eiserne Fensterstangen, grüne Fenstervorhänge 1759, Vorhänge aus Garn, Fliegengarn, eiserne Fenstergater, klare, grobe genähte, gedruckte und raisterne Vorhängtücher.

Tische aus Eichen-, Eschen-, Nußbaum-, Birnbaum- und Kirschenholz, Oval-, Auszug- und Nähtische, Tischteppiche in Wetzelsdorf 1820, hanfene Hand- und Tischtücher, zwilchene Handtücher, Tische mit grüner Wichsleinwand und einfacher Leinwand überzogen, gezogene Tischtücher, Kaffeetücher, Vortücher; Lahnstuhl, Lahnbank, einfache Bänke ohne Lehne, Leibstuhl, Kinderstuhl, Fuß- und Betschemel; Sessel, schwarze und rote Ledersessel, Sessel mit Stroh geflochten, solche mit rotem Tuch überzogen, Roßhaar-, Rohr- und Feldsessel, Gewandtruhen, Krügel- und Kleiderstellen, Kleiderrechen, Almer, angestrichene Schriftenruhe in Themenau 1740, Koffer, Gewandträgerl, Wandrechen, Wandalmer, Gewandrolle, Vorhäng- und Truchenschlösser, Billard mit Zugehör in Themenau 1764; Wand-, Hänge-, Kleider-, Gläser-, Wäsche-, Bilder-, Steh- und Pultkasten, Schreibpult, Eck- und Schreibkastel, schwarzer und furnierter Schubladkasten in Palterndorf 1796, gläserner Aufsatzkasten, weicher Aufwarter, mit Messing beschlagener Schubladkasten, Aufsatzkastel aus Glas, Spiegel, Hängespiegel, Barometer in Rabensburg 1796, in Hohenau 1810 und in Palterndorf 1824, silberne Türschnallen in Rabensburg 1762, Weihkandln, irdene Weihbrunnkessel, zimmerne Weihkessel, Rosenkranz, Spielkarten, Maßstab, Schreibtafel, Dukatenwaage in Rabensburg 1796, Nähkissen, Aderlaßbindl, Abstauber in Herrnbaumgarten 1819, Hölzerne und eiserne Wanduhren, Hänguhren aus Holz, Eisen, Stahl und Messing, Stockuhr, Schlaguhr mit Viertelschlag, Uhren mit Holzwerk, Hänguhren in Bischofwarth um 1780

selten, Sackuhr aus Messing in Herrnbaumgarten 1795, eine Ganguhr 1784, eine hölzerne Stunduhr auf 30 kr. geschätzt 1793, Bilder aus Papier und auf Glas gemalt (Anna, Barbara, Wendelin, Joachim, Katharina, Johann v. Nepomuk), ein Ecce homo-Bild, ein Schoßberger Muttergottesbild, ein Kästchen mit dem Jesukind, Silberkreuz, ein Muttergottesbild im Kastel, ein Freundschaft-Christbild, Statuen, verschiedene „histori Stück“, Geldtrucken; in Katzelsdorf hatte 1740 ein Bauer 66 Silberknöpfe und 31 Kremnitzer Dukaten aufbewahrt, in Herrenbaumgarten 25 Pfund Kupferkreuzer 1817.

In der Scheune: Urbarstadel, Kasten für die Körner, Grummetkasten, Schüttkasten aus Gerten geflochten (1790), Flegl, Drischl, Dreschzeug, Dreschschwingel, Sichel, Gras- und Getreidesense (1813), Hafersense 1815, Kornsichel 1748, Rohrreißer, Rohrsichel, Dangelzeug, Dangelstöckl, Dangelhammer, Heu-, Eisen-, Reich-, Drescher- und Rechgabel, Holz- und Eisenrechen, Plödemühle, Windschaukel, Getreideroll in Großkrut 1768, Schaufel, Rühr-, Schupf-, Roll-, Korn-, Staub-, Futter-, Ofen-, Hand- und Schubreiter, Draht- und Eisenreiter, Simperl, Futterschwinge, Getreideviertel, Viertelschaff, Maßmetzen mit Eisen beschlagen und mit Holzreifen, Viertelmetzen, Maßviertel mit Eisen beschlagen und unbeschlagen, hölzerner Handhabe, geflochtener Schüttkorb in Themenau 1743, Säcke aus Leinen und Zwillich, Mühl-, Getreide- und Fischesäcke, Bandsäcke, Getreidefässer in Bischofwarth 1786, Schüttfässer; Stroh-, Sand-, Schütt-, Schotter-, Gehack- und Markttruhren, Gehackmaschine in Waltersdorf 1812, beschlagene Markttruhren, ein geflochtener Getreidekasten in Themenau 1743, Gehäckbank in Bischofwarth, Schleifstein mit Grand, Plachen „zum Weitzwaschen“ 1758; Halb-, mittlere-, ordinari-, Leiter-, Fuhr-, Wein-, Acker- und Plochwagen, ein ganzer, ein beschlagener und ein unbeschlagener Wagen, große und kleine Leiterwagen, Plochwägerl, beschlagene und unbeschlagene Wagenräder, Fischwagen und Fischload in Bernhardsthal, beschlagene Wagenwinde mit Löffeln, Wagenwinde, -heber, -trittel, -leiter und -plachen aus Leinwand, Weizenplache, Wagenflechte, -achsen, -seil, -baum, -waage und -kette, Wiesbaum, Handwägerl, Schubkarren, Radscheibe, Scheibtruhren, Heuleiter, Leiterbaum, Postkalesche mit Leder 1797, eine Chaise, eine grün gefütterte Kalesche, eiserne Räder, Sperr- und Radketten, Radstrick, Wagenschmierfaß; Renn-, Post-, Ploch-, Bauern-, Fuhr-, Kot- und Handschlitten Schlittenflechte; Holzpflug, Eisenpflug (in Reinthal 1740, in Waltersdorf 1756, in Hohenau 1759 und in Nieder-Abdorf 1780), großer eiserner Sturzpflug, Wagenpflug 1743, Pflugwaage, Holzegge, Eisenegge, in Hohenau 1763, Walze, Holz- und Eisennägel, Eggengatter, Steig- und Halbleiter, Schnitt-, Hansel-, Heintzl-, Hobel- und Drechselbank.

Winter- und Sommerfrucht, schwere Fechsung, Winter- und Sommeranbau, Korn, deutscher Weizen, Sommer- und Winterweizen, Mitterweizen, Gerste sehr wenig (in Reinthal um 1760), kornschüssiger Weizen (1 Metzen kostete 1 fl 15 kr 1772), „Feld mit Ringen angebaut“ (= Hafer), Linsen, Kicherln, Fisolen, Lein, Hanf, Kolbenhanf, Bieslinghanf, gebrochener und ungebrochener Hanf, Mutterhanf, Hanfwerg, gemessen nach Strähn und Spulen, Türkenweizen, wenig Safran, Erdäpfel in Neusiedl a. d. Z. 1806 von einem Häusler nur 1 Metzen angebaut in Palterndorf 1807, Mohn in Ringelsdorf, wenig und Wicken (in Themenau 1832), Heiden in Katzelsdorf und Reinthal 1760, Gersten-, Hafer- und Kornschrot, roher und ungemachter Brein, Hirschbrein, Korn- und Weizenausreiter, Stroh in Mandeln, Fuhren und Schock angegeben, eine Tristen Kornstroh, Futter-, Streu-, Band-, Schab-, Hanf-, Kicherl- und Rittstroh, Prossestroh in Themenau in Bünkeln gezählt, Rohrschabel, 20 Garben Rohr in Hauskirchen, Teichrohr in Großkrut 1752, Deckenrohr in Schrattenberg 1741,

Grünrohr in Schobern und Garben, Brennrohr in Katzelsdorf 1744, 14 Mandeln Hanf bei einem Hauer in Ober Themenau 1770 ein Faß Eicheln = 20 kr in Unter Themenau 1826, vier Stangen Türkenweizen in Herrnbäumgarten 1795; in den Marchgemeinden: Fischzillen, Kähne, Netze, Fischer, Schinakeln, Schiffeln, Fischgarn, Fischhackeln und Fischotter-eisen.

Im Stall: Borstenviehstall (nicht Saustall), ein Stall in Rabensburg mit Spalten 1779 zusammengesetzt, ein anderer mit Pfosten 1790, Rechen, Eesen, Mistkral, Mist- und Dunggabel, Dungkral, Rübenhacke, -hachel, -hobel und -stößel, Gehacktmesser, -truchen, -bodung und -trücherl, Schneidmesser, Milchschaffel und -butten (in Themenau 1750), Milch-wankerl, Trankschaffel, Wasserkrad, Kuhkrippe, Futterbandl, Ohmkorb, Waschmolter, großer Molter, Futter-, Wasser-, Sau- und Kalkgrand, Mölterl, Stroh- und Stallkrippe, einfache, doppelte und dreifache Maststeigen, Ochsenjoch, Brandeisen, Jochstange, Pferdegeschirr mit Messing, Kummel, Halfter, Leitseil, Reitzaun, Reitsattel, Bauchgurt, Seitenblätter, Robbarrn, Wagen- und Postkummeter, Pferdefliegengarn; 30 Vihschellen in Bernhardsthal, Schafiglocken, Kuhschellen, Kuppelstöck, Karabatsch, hanfener Fürstrick, Stein- und Lecksalz, Pferde, Kuh, Kalbin, Tutenkalb, ein abgespantes Kalb, ein fertiges Kalb in Schrattenburg 1740, eine „prälegierte“ Kalbin in Themenau 1812, Junzen, Zugjunzen, Zug- und Mastochsen, Mutterpferd, Fohlen, Tutenfüllen, Zucht-, Mast- und Spänsau, Spanfahrl, Abspänfahrl, ein „Mötschweinl“, ein Schwein in der Maststeigen, Schaf, Lamm, Brackschaf, Tutenlampl, wenig Ziegen, Gänse, Hühner, Enten, Indian in Rabensburg 1740 und in Hausbrunn 1750, Tauben, Taubenverschlag.

Im Keller: Urbar-, Überland-, Milch- und Krautkeller; 1785 besaß die Habanergemeinde von Groß Schützen in Sierndorf a. d. March einen Keller; gewölbte Keller — „wölbte“ — werden in Hausbrunn 1750 erwähnt; Steinpresse in Alt Lichtenwarth 1799, rustene Weinpresse in Loidesthal, Nabinger, ordinari Nabinger, Tauchpresse in Poysbrunn 1799, Spindel- presse in Alt Lichtenwarth 1773, in Großkrut schon 1742, Spindel auf einer Presse in Palterndorf 1810, Preßwinde mit Seil, Preßholz, Preßkorb in Palterndorf 1772, Grießkorb in Reinthal 1740, Preßseil, -baum, -säule und -stutl, Weinbaum, Bürste, Gießkandl, Weinbock, -leiter, -gritz, -schopfer, -visier, -korb, -viertel, -schlauch, -heber, -mühle in Dobermannsdorf 1785, -bock und -seil mit Eisenhaken, Schrotleiter, Windmühle 1775, Schüttgattern in Schrattenberg 1740, Schußgattern in Walterskirchen 1760, Geißschuß in Poysdorf 1797, Fuß-, Gieß- und Setzkorb, Bodung von 15 Eimern mit Holz- und Eisenreifen, Bödingl, große, mittlere und kleine Bodung, Schütt-, Maisch- und Überwerfbodung, Überwerfleiter, Birgbodung in Katzelsdorf und Themenau, Mostsieb, Most-, Kamp-, Maisch- und Durchlaßreiter, große und kleine Reiter, Mostschopfer in Katzelsdorf 1750, Halb- und Vierteleimer.

Schaffl, Butten, Wankerl, Mostl-, Viertel-, Kamp-, Spül-, Lager-, Preß-, Sechtel- und Tretschaff, Büttel, Sechterl, Sechtelfaß, Maßl, Unter- und Hintersatzl, Spritz- und Gießamper, Wasser- und Weinkrüge, Gieß- kanne, Maßkrügel, Glaskrügel mit Zinndeckel; Fässer zu 12, 6, 4, 2 und 1 Eimer mit Holzreifen, in Alt Lichtenwarth Eisenreifen 1770, Viertel-, Essig- und Schüttfaß, Schraubfaß, Faßbodngl, Zapfen, Beil, Fässer für Getreide und Linsen, Schüttkasten, Stübich, ein Buschen Holzreifen, Schraubreifen, solche mit Schlüssel, eiserne Blattreifen, ordinari Eisen- reifen, Reif- oder Rätzzieher in Reinthal 1739, Rafmesser, Vorhängschloß, Schlauchpipen, Holzpipen, Messingpipen mit einem Hundskopf in Palterndorf beim Müller Lattenmayer 1754, Weinschlauch von 12 Klafter Länge, hölzerner Schlauch, Mostrinnen, Kanter, Mostgrand von Nußbaumholz.

Geitzgrand in Krut 1770, Maischgeitz, Weineinschlag, Kupferne Brantweinkessel mit Hut, Ständer, Brantweinflaschen, kupferner Maischkessel in Alt Lichtenwarth 1766, Kupferflaschen 1772, Glasflaschen, Trinkgläser, Halbkrügel und -glas, Biergläser, Glas- und Blechheber, Halbe aus Blech, Maßflaschen, irdene und blecherne Krügel, Zinnkandln und -seideln, Handzeiger, lange Zeiger; Reit- und Breithaue, Scheren, Wein-, Bind- und Reißmesser, Bindschamel; Schlegel-, Stock-, Bind-, Zwerch-, Spitz-, Band-, Stoß- und Holzhacke, Reit-, Fleisch-, Hand-, Brat-, Bind-, Span- und Anhänghackel, Hohlhackel = Texel, Bindhackel mit zwei Buiszangen, Zimmermannshacke, Holzschlägel, Steckenhackel in Reinthal 1740, Das Faßgeschirr wurde nach Eimern berechnet und bezahlt.

Die Gemeinden Herrnbaumgarten und Schratzenberg erzeugten bis zum Jahre 1880 einen guten Süßmost, „Vornatz“ genannt; da sah man noch in den Kellern: Vornatzrinnen mit Stampen und Sackeln, 15 und 16 Eimer Vornatzgeschirr, Rechentafeln, Vornatzkrüge, Sattelholz, Kräfteschnur, Vornatzschießkorb; 1820 kostete ein Eimer Vornatz mit dem Geschirr 20 fl.

Holz: Binder-, Bau-, Riegel-, Zeug-, Brunnen-, Kanter-, Brenn-, Lang-, Scheiter-, Ploch-, Bürtel-, Säulen-, Wurz-, Schlitten-, Gerüst-, Klaub-, Wagner- und ausgehacktes Zimmerholz, Holzkrammeln, Spanholz in Ringelsdorf und Waltersdorf 1798, ein Steigel Bauholz in Feldsberg 1774, Tram, Durchzug, Schlittenkufen, Zauspelten, Türpfosten, Stadel säule, Firstplatten, Bretter aus Nußbaum-, Ulmen- und Rustenholz, Körb- und Holzbürteln, Klaubbürtelholz; das Holz wurde nach Klaftern gemessen, das Bürtelholz nach Schilling oder Schock, in Themenau nach Mandeln; eine kleine Fuhr Föhrenzapfen kostete 1764 in Reinthal 24 kr; Steine, rohe und gebrannte Ziegel, Ziegelmodell, Ziegelform; in Rabensburg besaß 1806 ein Ganzlehner 232 Metzen Knopper à 1 fl 45 kr, Feuerhaken, Feuereimer sowie Musikinstrumente werden gar nicht erwähnt; in Herrnbaumgarten gab es 1817 eine Feuerspritze, in Feldsberg kannte man schon hohle Dachziegel.

Bücher: Gebetbücher, Schreibkalender, Hauspostille in Ringelsdorf, ein Buch vom Leben Christi in Ringelsdorf 1795, ein Buch vom Leiden Christi in Feldsberg 1794, ein medizinisches Buch in Herrnbaumgarten 1816.

Männerkleidung: Unterhose, Gattien, grobe Unterziehhose; kurze, klare und grobe „Hemeter“, Brusthemd, klare und grobe sowie hanfene Halbhemden, solche aus Flachs und feiner Leinwand in Ringelsdorf 1770, Silber- und Messinghemdknöpfe, blaue Tuchhosen, veigelblaue, schwarzlederne und hirschlederne Hosen, Leinen-, Manchester- und Reithose, Unterkleider aus Hirschhaut, Hosenträger und -riemen, Bauchgürtel, lederner Leibgurt, roter Männergurt in Themenau 1770, Fürstrick in Alt-Lichtenwarth, böhmische Hosen in Hohenau 1771, blauslowakische Hose in Waltersdorf 1819, böhmische Unterkleider; Pantoffeln, Bundschuh, Zischmen, Halblederstiefel, Bauernstiefel, kalbslederne Stiefel 1815, Juchentstiefel, „condotonerne“, gewichste, böhmische und hirschlederne Stiefel, silberne Schuhschnallen in Alt Lichtenwarth 1766, Stiefelhölzer, Stiefeletten in Katzelsdorf 1753, Manchesterschuhe, Niederschuhe mit silbernen, mit zinnernen und gelbmetallenen Schnallen, Schuhbürsten; Pelzgamaschen 1880, Wollstrümpfe, blaue, schwarze, weißseidene und silberfarbene Strümpfe, Zwirnstrümpfe.

Tuch-, Ärmel-, Manchester-, Pelz-, Zeug- und Wolltuchleibl, solche von Kammertuch, Janker, Ansteckärmel, blaues Tuchjackl, weißes Ärmelleibl, Westen aus grünem Tuch, aus rotem Zeug, aus gelbem Kattun, aus Manchester- und Kammertuch, Brustfleck, Rock aus Tuch, Seidenzeug, Wolle, Kammertuch, gedruckter Leinwand, weißer Wolle und Flanell; ein böhmischer, ein ungarischer, weißer, gelber, blauer, stahlgrüner, hecht-

grauer, rotbrauner, meergrüner, hanakischer, „gespunnener“ gemeiner, dunkelblauer und hellblauer Kaputrock, ein Kepernik, ein Wamsrock, ein Gehrock aus grünem Tuch, ein rötlicher Tuchrock mit weißen Gürtlerknöpfen, ein grauer Stutzrock, ein Jagdröckl, ein blauer Tuchfrack, ein Mannsbilderrock, ein Kellerkittel; in Falkenstein trugen um 1800 die Hauer und Kleinhäusler grüne, rote und blaue Röcke. Pelze: zugebene, weiße, nackte, ungarische, kahle, aus grünem, weißem und blauem Tuch; Pelzleibl, Feiertagspelz, Ordinaripelz, eine Hallina, ein Stutzpelz, ein stahlgrüner Mantel mit massiven Silberknöpfen 1760, ein solcher mit Zinnknöpfen, ein grüner Rockpelz, ein kurzer Pelz, ein Kamisol bei einem Knecht, ein Mantlik, ein Schaf- und Lamplpelz sowie ein „raucher“ Pelz in Themenau 1743.

Tuchmütze, Kappel, slowakischer Hut in Waltersdorf 1819, Strohhut, kroatischer Mannshut, Mannsbilder-, Marder-, pohlische-, rauhe-, Schlaf- und grüne Mannshaube, samtenes Häubl, samtene Pudelhaube, feiner Hut bei dem Gastwirt in Rabensburg 1760; Halstücher aus Leinen, Seide, rotem Kammertuch und rotem Garn, Samtstützeln, Pelzhandschuhe, Fäustlinge, Handschuhe, Gehstock, Kompaß, „Kampl“, Sieglwachs, Papierschere 1798, Balbiermesser, Taschenmesser, Kardatsch (= Bürste), Tabakbeutel, ein schwarzer Sackflor; eine Baßgeige in Katzelsdorf 1750.

Frauenkleider: Unter- und Oberhemd aus Flachs- und Hanfleinen, ein Ordinarihemd, ein ausgenähtes Oberhemd, ein feines Halbhemd, ein Ärmelhemd in Themenau, ein Brusthemd, ein Oberstock- und Unterstockhemd, in Reinthal 1764. Leibn: blaues, grünes, rot- und blaumastenes, weiß piketenes, von Atlas, von Seide, von grünem Pariserzeug, von Flanell, Barchent, Kattun, von blauem Taffet, aus Brüsseler Zeug in Schratzenberg bei einem Kleinhäusler 1760, ein grünes mit Gold portiert, ein dunkelrotes kreditorenes mit grünen Bändern eingefaßt, ein ähnliches mit gelben Bändern, ein abgenähtes, ein Schnürleibl, ein Brustleibl in Themenau 1834, ein katunenes Ärmelleibl, ein Janker, ein Spenser von Kammertuch, von Kattun, ein gelber, ein blauleinerner und ein kreditorener, ein weißes Jankerl, ein weißer Kittel, Mieder: ein proschirtes in Hohenau 1764, eines von Spitzen, von blauem und grünem Damast, von rotem Tuch, ein rot kreditorenes, ein silberfarbenes, ein grünes, braunes, ein halbkaradanenes, ein Tuchmieder mit grünem Samt besetzt, ein Korsettenmieder, ein Korsettl.

Röcke: aus Zeug, Kattun, roter Wolle, ein Brüsseler in Hauskirchen 1795, von weißem Musselin, von rotem Flanell, von Kammertuch von Damast, ein blaugeblumter, ein grün gestreifter, ein Walliser, ein rosafarbener, halbgarnener, roter, schwarzer, gefütteter, gelbraschener, konsenszeugener, gelber, grünzeugener, ein persianerzeugener in Hohenau 1800, von englischer Leinwand in Rabensburg bei der Gasthausköchin, ein Frauenrock mit lichtblauen Bändern, ein hanfener Weiberrock, ein Weibsbilderrock, ein harrasener Rock in Bischofswarth 1786; blaue, gelbe, grüne, braune und kamerlottene Unterröcke, ein Überrock; ein persianerzeugenes, kreditorenes, kattunenes und weißpiketenes Röckl.

Pelze: aus Seidenzeug, Wolle, Tuch, Damast, ein weißer, ein veigelblauer, ein olivenfarbener, ein kreditorener ein kurzer, aus Brüsseler Zeug, ein gelbkreditorener ohne Rock, ein Pelz mit blauem Tuch überzogen, ein mit Fuchs ausgeschlagener Pelz bei einer Dienstmagd in Bischofswarth 1812, ein Weibsbilderpelz, ein Tuchmantel, ein Stutzpelz, ein kreditorenes und zugebener Pelz, ein Brautpelz für die Standesveränderung in Ober-Themenau bestimmt; ein pergallenes, ein Atlas- und ein Schakelkleid. Fürtücher: weiße, schwarze, blaue, tafetene, kattunene, musselinene und leinene; ein himmelblaues Kuchelfürtuch, rote und gelbe Tücher, Kopf-, Einbind-, Vor-, Tisch-, Tafel-, Stroh-, Gras- und Vorhangtuch, ein flam-

mentücherner Einbund in Ringelsdorf, ein schleierner und ein leinerner Einbund, ein muhlinernes weißes Vortuch, ein Halskragen 1826, ein weißes Halshangerl in Bischofwarth 1812; ein schwarzseidenes, ein watonnes und krisettseidenes Halstuch; blaue, rotgedruckte und rotgestreifte Tücheln, roteidene, feine und baumwollene Kopftücheln, ein Mailänder Tüchl in Katzelsdorf 1776, ein kattunener Maulbund in Alt Lichtenwarth, zwei „Schlarin“ in Hohenau 1810, Halb-, Criset-, Flor-, Tauf- und Einbundtücheln; Socken, Fußsockeln, schwarze, blaue, seidene Strümpfe, Winter- und Sommerstrümpfe, ein Paar Trübengstützeln.

Handschuhe: weiße, gestrickte (1757), fuchsene, juchtene und schwarz-samtene. Schwarze, gelbe und rotausgenähte Schleier, eine lange weiße Kopfbinde, ein Einbundschleier, ein Musselin- und Kopfschleier, ein alter Flor, ein weißer Leinenschleier mit weißen und einer mit schwarzen Spitzen, Hausschuhe, Pantoffeln: blaue, schwarzlederne und staublederne Schuhe, 1766 besaß eine Bäuerin in Reimthal 34 Handtücher, 20 grobe Tischtücher und 51 Ellen Leinwand, eine Gstettenhäuslerin in Schratzenberg 3 Ellen gute Spitzen, Servietten, grobe Spitzen und ein „Krall“ Zwirn (1754).

Hauben: schwarze mit goldenen Blumen, ordinari, klare, grobe, blaue, gelbe, schwarze, gelbgestickte, slowakische, grüne, rotausgenähte, geblumte, weiß- und rotsamtene, rotzeugene, silbergestickte, schwarz-samtene, nagelbraune, schwarz-samtene mit goldenen Spitzen, eine von schwarzem Crepin, eine Pelz- und Barchenhaube, eine mit goldenen Borten und eine mit Spitzen, eine Kattunhaube mit roten Blumen, eine weiße Haube mit „petire“ Spitzen, eine goldreiche mährische, eine Goldröselhaube bei einem Kleinhäusler 1795, silberzeugene, reiche, halbreiche, blau schaufelta, rauche, eine braun und eine rot piketene, eine „Cardanene“ mit großen Spitzen, eine mit Silber ausgenähte, ein damastenes Kinderhäublein, eine Kinderhaube mit Bändern, eine braune Haube mit Gold, eine weiße Brudhaube einer Dienstmagd in Bischofwarth, Haubenstock, Maubenschachtel. Bei einem Großbauer = Ganzlehner in Rabensburg 1805: Spiegel mit vergoldeten Rahmen, Tafelbrett, Tabakspfeife und -beutel, 12 Servietten, 26 Bilder aus dem alten Testament, Landkarten, geistliche Bücher und solche über Tierarzneikunde sowie über Gesetze, eine Sackuhr, silberne Hemdknöpfe, Hosenschnallen und Kaffeelöffel, ein Pelz mit Moskowiterfellen ausgeschlagen, ein stahlgrüner Jagdrock, kreditorene- und Kaschmirwesten, blaue Tuchhosen, brauner Tuchmantel, ein Hut mit Wichsleinwand überzogen, baumwollene und silberfarbene Strümpfe, Filzstiefel aus Hirschhaut.

1758 besaß ein Hofstatthaus in Katzelsdorf Silber-, Kupfer- und Zinngeschirr; ein Bauer derselben Gemeinde verfügte über 16 silberne kamisolknöpfe und Tischteppiche, während ein Hauer eine silberne Tabakbüchse, Kette, Ringel, Nadel und 8 Knöpfe hatte. Dies zeigt von einer gewissen Wohlhabenheit unserer Ahnen.

Bei einem Krämer in Hauskirchen 1808: eine Stockuhr, mit vergoldetem Postament und Glaskasten, ein eichener Schreibkasten mit Aufsatz, ein Glaskasten, eine silberfarbene Bettstatt, eine Bücherstellen, ein großer Spiegel mit Goldrahmen, eine Nachthängelampe, Barometer, Rohrsessel, eine Porzellan-Zuckerbüchse, silberne Hosenschnallen, Sackuhr, Löffel und Schuhschnallen, eine Golduhr, damastene Servietten, Wollmatratzen, ein gelbzeugener Männerrock, ein lichtscharfer, ein aschenfarbener und blauer Kaputrock, ein Frack und ein Koffertuch.

Im Pfarrhof von Nieder-Abdorf 1789: Feuerzeug, Papierschere, Schreibkasten, lederne Unterkleider, Samt- und weiße Pudelhäube, Kastorhut, Strohhut Mantel, Rock, Beinkleider, Manchesterweste, Ledersessel, Zischmen, Haarpuderbüchse, Messingleuchter, 6 Hemden, 4 Tisch-

tücher, 14 Servietten, 11 Schneuztüchern, 7 Paar Strümpfe, 3 Paar weiße Handschuhe, 4 Handtücher, ein Schlafrock, 2 Schlafhauben, silberne Messer und Löffel, Kaffeemühle, Kaffee- und Teegeschirr aus Porzellan, Trink- und Wermutgläser, Gewürzwaage und -schachtel, Maßkrügel, Zuckerlöffel; viele Bilder von Heiligen, vom Papst, Kaiser Karl und Kupferstiche; die hl. Schrift, ein marianisches Psalter, ein Predigtbuch, eine geistliche Sittenlehre, ein marianisches Alphabet, das eingefleischte Wort Gottes, Historie universale, auserlesene Sonntagspredigten, Epistel Pauli an die Römer, Himmelbrot, evangelischer Weltspiegel, erbauliche Lobrede, Christliches Jahr und Leiden Christi, Seidenwürmer, ein Gatterschlitten und eine halbgedeckte Kalesche sowie 14 Simperln mit der Brotrehm.

Die Pfarrerköchin in Ringelsdorf besaß 1798: eine Haube von Goldstoff und eine von grüner Seide, einen Pelz von grünem Damast, einen Rock von rotem Piket, ein grünseidenes Niederleibl, Schuhe aus grüner und blauer Seide, staublederne Schuhe.

Im Pfarrhof von Herrnbaumgarten 1788: aus Silber: ein Salzfaß, Tabakdose, Uhrkette, Vorlegelöffel, Messer, Opfertaler und Löffel; 20 Paar ordinari vergoldete Partikeln, ein Tabatier mit Perlmutter, seidene Schlafhaube, schwarzes Sammetkappel, ein ausgelegter Spieltisch, ein „domo Brett“, ein Tisch mit Marmorstein, ein Tafeltisch mit gewichster Leinwand, Kaffee- und Teekandeln, Chokoladebecher, Rosoglio Stempelgläser und Krügeln, Gläser mit vergoldetem Rand, geschliffene Extragläser, Hollitscher weiße Teller und Suppenschalen, Kuchelwandl, blechene „Tatzen“, Tafelbrett, eine Stockuhr mit Reiter, 37 Bilder, gipserne Bilder, ein Pariser Kastorhut, ein Paraplui, eine Serviettenpresse, ein mit Eisen beschlagener Rübenstößl, 27 Fässer Wein im Keller.

Pfarrerköchin in Rabensburg: ein gelblewantiner Überrock, ein weißes Seidenkleid von Liwinzer Zeug, ein Muschelinkleid mit kurzen Ärmeln, ein Muschelinrock, ein „perkalenes“ Kleid und ein solcher Überrock, ein „perkalener“ Rock mit Portur.

Beim Wundarzt in Hauskirchen 1810: Zinnschüsseln, -teller, -kandin und -schalen ein silberfarbener Pelz, eine schwarze Tuchweste mit Blümeln verziert, eine gedruckte, eine kammertuchene, eine samtene und gelbseidene Weste, ein dreieckiger, ein runder und ein lederner Hut, Schmißeln, rotseidenes Parisol, Rohrsopha und -sesseln, Bettmatratzen, Strohsessel, ein Kastbild, ein Porträt, 40 Bücher über Chirurgie, 60 Gläser, 17 Tegel, 2 Abziehsteine, Brennkessel, Barbierbecken und -messer, zinnerne Klistierspritze, Mundspritzeln, Schröpfköppl, Aderlaßzeug, Apothekeerwaage, ein Elektrisierkastel, ein eiserner Ofen, Reisekoffer, Reiseträgerl, Tintenkrug und Reittafel.

Beim Dr. med. Michael Ducka in Poysdorf 1817: weiße Muschelin Fenstervorhänge, ein Messingkreuz, ein Toilettekastel, goldene Frauenuhr, silberne Frauendose, Goldringe und -ohrgehänge, 5 Schnur weiße Knopferln mit gelben Schließen, 6 Schnur Granaten, Stiefelhaken, Reitpeitsche, Stahlsporen, ein Reitpferd um 80 fl, ein weißer „Ridikill“, ein blautuchener Schabrack, ein Schlafrock, „weißpergalline“ Frauenhandschuhe, ein schwarzer Sametfrauenhut mit Federn, ein grüntaffetes Paraplui, 4 Frauennachthemden und Bäckereigeschirr.

Im Schulhaus von Nieder-Absdorf und Bernhardtshthal 1738: ein kleiner Spiegel, furnierter Wäschekasten mit 3 Schubladen, ein furnierter Kleiderkasten Bettstatt, Schreibkasten, Gläserkasten, Kanapee, Ovaleisch, Auszugtisch mit grüner Wichsleinwand überzogen, ein Beschemel, eine spanische Wand, ein eiserner Fleckenherd, 4 harteschene abgenützte Polstersessel, Leder- und Schlafessel, Stockuhr vom Meister Egidius Rauch verfertigt, hölzerne Standuhr, silberne Sackuhr, Zinnteller und -schüsseln, Majolika Geschirr, eine Badewanne, ein Standerl saure

Rüben, 7 Männerhemden, ein schwarzseidenes Halstuch, blaugestreifte Schnupftücher, „Gardy“ Hosen, stahlgrüne, kastanienbraune und „kasiminer“ Beinkleider, eine weißgetupfte zickerne Weste, ein dunkelbrauner Tuchfrack, ein stahlgrüner schon umgedrehter Tuchfrack, ein franzblau-zeugener Sommerfrack, ein tuchener Kaputfrack von gleicher Farbe, ein Schlafrock „von falber Kronrasch“, ein Reispelz mit grünem Zeug überzogen, ein Hut, eine grüne Haube, 2 Paar Stiefeln, Rupfenstecken, Bürste, 6 große Bilder mit Rahmen. Klavier, Geige, Atlasleibl, Schleier, Crisetttüchel, schwarze und weiße Halsketten, Handschuhe, goldreiche Haube. Das Brautkleid der Reinthaler Schulmeisterin schätzte man 1772 auf 14 fl 12 kr = der Wert von 5 Bienenstöcken; hier sah man als Andenken einen Wolfszahn in einem Silbergefäß.

Der Bestandwirt in Unter Themenau besaß 1833 zwei goldene Sackuhren und Silberlöffel. Der Ledermeister Franz Lackner in Poysdorf hatte Pretiosen im Werte von 310 fl (1816), einen Nußbaumkasten mit Bronzearbeit, 2 Nußbaumbettstatten 6 Sessel, Sopha, Tafeltisch, ein Kreuz im Glassutrz, 1 Aufwarter, 12 Hemden, 12 Paar Strümpfe, 6 Schuhe, 3 Tafeltücher, 12 Servietten, 8 Handtücher.

Zum Schluß einige sonderbare Dinge: 1765 in Reinthal eine „Knöth Schragen“ bei der Hanselbank, ein übertragener „Rokolohr“ in Waltersdorf, 1762 in Hohenau bei einem Maler ein „alter Winter Patzen“, „ein triebener Winter Stutzen“. 1769 zwei Fahrtiln Anten Beyer à 45 kr, 1782 in Rabensburg ein Stück „Fleischbart“ und ein steirischer Stiebach, 1819 in Alt Lichtenwarth 2 Stück „Kober“.

## Volksbrauch und Volksglaube in Langenzersdorf und Umgebung

Von Eva Schreitter

Diese Darstellung soll nur eine Zusammenstellung der Gepflogenheiten und Volksglaubenzüge sein, die ich in meinem Heimatort Langenzersdorf und seiner Umgebung, und besonders in meinem Elternhaus selbst beobachtete.

Im Gebiet von Langenzersdorf grenzen Stadt und Land aneinander. Das drückt sich auch in den Gebräuchen der Bevölkerung aus, die zum Teil mit denen der Stadt Wien übereinstimmen, zum Teil aber vom niederösterreichischen Hinterland herkommen.

Zuerst möchte ich einiger jahreszeitlicher Bräuche gedenken. Der Neujahrstag soll alles im Haus in blendender Ordnung vorfinden. In der Nacht vom 31. Dezember zum 1. Jänner soll, wie auch in der Weihnachtsnacht, keine Wäsche zum Trocknen hängen oder gar eingeweicht sein. Es darf zu Neujahr niemand krank zu Bett liegen, denn das bedeutet, daß das ganze Jahr Krankheit im Hause herrschen würde. Ich erinnere mich, daß meine Großmutter, als sie schon schwerleidend war, unter allen Umständen und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte am 1. Jänner aufstand, damit dieser Tag niemanden im Bett vorfinde. Auch der ersten Begegnung im neuen Jahr wird eine gewisse Bedeutung zugeschrieben. Es soll Unglück bedeuten, wenn einem zuerst ein altes Weib „Prosit Neujahr“ wünscht. Es wird überhaupt das ganze Jahr hindurch nicht gerne gesehen, wenn einem eine Alte zuerst „Guten Morgen“ wünscht. — Mein Vater hält, normale Zeiten vorausgesetzt, streng darauf, daß am Neujahrstag jedes Familienmitglied zum mindesten einen Bissen von einem Schweinsrüssel ißt. Überhaupt soll das Schwein ein Glücksbringer sein, was auch in dem

bekanntem wienerischen Wort „ein Schwein haben“ zum Ausdruck kommt.

Für die Faschingszeit hat man hier keine besonderen Bräuche. Unsere Gegend hat sich hierin vollständig dem Ballgetriebe der Großstadt angeglichen. Auch die Fastenzeit geht ohne eigene Sitten vorbei. Erst in der Karwoche, nämlich am Abend des Mittwochs vor Ostern, „fliegen die Kirchenglocken nach Rom“, d. h. sie läuten nicht mehr. Ihre Stelle vertreten bis zur Auferstehung die Ratschen. Die Schulbuben des Dorfes ziehen als „Ratschenbuben“ gruppenweise teils mit Handratschen, teils mit Ratschen, die auf ein kleines Fahrgestell montiert sind, das sie vor sich herschieben, von Haus zu Haus. Vor jedem Haus bleibt die Schar stehen und singt:

Mir ratschn, mir ratschn den englischen Graaß, wo jeder fromme Christ schön beten muuß!

Wenn sie das letzte Mal ihre Runde machen, fügen sie hinzu: „Mir ratschen, mir ratschen z'letzt!“, wobei das „z'letzt!“ sehr scharf und laut gesprochen wird. Nachher sammeln die Buben Gaben und bekommen Ostereier, Backwerk oder auch Geld. Am Gründonnerstag ist es bei uns Sitte, den ersten Spinat zu essen. Der Speisezettel wird unter Bezugnahme auf die Farbe grün gestaltet.

Zur „Auferstehung“ legt jedes Wert darauf, irgend ein neues Kleidungsstück anzuhaben, sei es nun ein Hut, ein Kleid oder auch nur Handschuhe.

Am Ostermontag findet das „Emmausgehen“ statt, das heißt, die ganze Familie muß gemeinsam einen Spaziergang machen. Es ist das dem Namen nach eine Erinnerung an den Gang der Jünger nach Emmaus.

Zu allen Zeiten des Jahres versucht man durch bestimmte Handlungen das Gute wie das Böse zu bannen, oder aus gewissen Zeichen Zukünftiges vorauszusagen. Weit verbreitet und auch in der Umgangssprache festgelegt ist der Glaube, daß die Nennung des Bösen das Gute befördere und umgekehrt. Darum wünscht man seinem lieben Nächsten statt „viel Glück“ lieber „Hals- und Beinbruch“. Meint es das Schicksal mit jemandem gut, so sagt man ihm nach, er habe „in den Dreck gegriffen“. Bekannt ist auch, daß Scherben Glück bringen. Andererseits soll man über Glück oder Gesundheit nicht reden, das heißt man soll es „nicht verschreien“. Spricht man dennoch davon, so soll man dazu auf etwas Hölzernes klopfen. Hierher gehört vielleicht auch, daß man auf einen Regenbogen niemals mit dem Finger zeigen soll, weil er sonst verschwindet. Manche Leute wollen mit Hilfe des Kuckucks ihr Glück beschwören. Hören sie das erste Mal im Jahr den Kuckuck schreien so klingeln sie mit dem Geldbeutel, damit ihnen das ganze Jahr hindurch das Geld nicht ausgeht. Einen ähnlichen Zweck verfolgt man damit, daß man eine blühende Getreideähre zum Geld legt.

Will man einem Abwesenden in einer besonderen Angelegenheit behilflich sein, so „hält man ihm den Daumen“. Manche Leute behaupten, es dürfe nur der rechte sein, während der linke Unglück bringe; andere wünschen, daß man ihnen beide Daumen hält. Denkt man dagegen zu viel an den Betreffenden, so ist das auch nicht gut. Er bekommt nämlich davon den „Schnackerl“ (Schlucken), was bekanntlich sehr störend ist.

Es bedeutet Glück, wenn einem ein Rauchfangkehrer oder ein Schimmel begegnet. Dagegen bedeutet eine Nonne oder eine schwarze Katze Unglück. Auch der schon erwähnte Kuckuck hat prophetische Gaben: nach der Anzahl seiner Rufe berechnet man die Lebensjahre, die einem noch beschieden sind. Die Katze dagegen kündigt durch eifriges Putzen an, daß noch am selben Tag Besuch kommen wird. Dasselbe bedeutet es, wenn ein Messer oder eine Schere zu Boden fällt und mit der Spitze dort stecken bleibt, oder wenn man sich versehentlich neu herausnimmt, solange

man noch etwas auf dem Teller hat. Legt man ein Messer mit dem Rücken auf den Tisch, so daß die Schneide nach oben steht, so „schneidet man einer armen Seele das Heil ab“. Kommt ein Gast ins Haus, so muß er sich unbedingt mindestens für einige Minuten niedersetzen, sonst würde er den Hausbewohnern „den Schlaf austragen“.

Die Bräuche, welche sich an gewisse Speisen knüpfen, zeigen deutlich, welch tiefe Achtung man vor den Gaben Gottes empfindet. Wird das Salz verschüttet, so bedeutet das Zank in der Familie. Auf keinen Fall darf eine Speise zum Unrat geworfen werden. Verdorbenes Brot muß verbrannt werden. Sowohl Mann wie Frau bekommen am Hochzeitstag ein Stück Brot aus dem Elternhaus mit, das sie ihr ganzes Leben lang aufbewahren. Von einem Zweig unserer Familie, der aus der Batschka stammt, ist ein Brauch zu uns gekommen, der nun überall bei uns, soweit unsere Familie in Österreich verbreitet ist, gepflegt wird: Kommt eine Speise zum ersten Mal in der Saison auf den Tisch, so zupft jeder seinen Tischnachbarn beim Ohr. Es kommt dies meistens in Betracht beim ersten frischen Gemüse oder Obst, aber auch etwa beim ersten Backhuhn u. dgl. Hat man sich am Ohr gezupft, so soll die Speise besonders bekömmlich sein. Dieser Brauch soll in Ungarn auch in vornehmster Gesellschaft gepflegt werden. Hat einer die betreffende Speise schon vorher genossen, so beugt er sich zurück und entzieht sich dadurch dem Gezupftwerden.

Mancher Volksglaube verbindet sich bei uns mit gewissen körperlichen Erscheinungsformen. So begegnet man z. B. Rothhaarigen und mit „Guggerschecken“ (große Sommersprossen) behafteten Menschen in bäuerlichen Kreisen immer mit einem gewissen Mißtrauen. Stehen einem die oberen Schneidezähne weit auseinander, so bedeutet das, daß der Betreffende weit in der Welt herumkommen wird.

Den kleinen Kindern pflegt man bei uns schon im zartesten Alter irgendeine Halskette umzuhängen, und sei es nur eine (womöglich rote) Holzperlenkette. Sie soll vor Krankheit schützen. Die Ursache dieses Brauches mag darin zu suchen sein, daß nach allgemeiner Meinung echte Korallen bei gewissen Krankheiten ihres Trägers, oder auch wenn sie gar nicht getragen werden, absterben.

Viele alte Bauern unserer Gegend tragen am linken Ohrläppchen ein kleines Ohrringerl, das sogenannte „Zwinslerl“. Es soll vor Schwerhörigkeit schützen.

Wenn ich als Kind Fieber hatte, legte mein Vater immer die Katze zu mir ins Bett, weil angeblich die Katzen den Kindern das Fieber nehmen sollen.

Zum Abschluß möchte ich noch ein Rezept gegen den Leistenbruch bei Kindern erwähnen, das ich bei einer entfernten Verwandten in Hörersdorf bei Mistelbach gefunden habe. Sie hat es in ihrem Kochbuch aufgeschrieben. Der genaue Wortlaut ist mir leider entfallen, doch will ich ihn wenigstens in groben Zügen wiederzugeben trachten. Das Rezept lautet ungefähr: „Man nehme ein Ei, das in der Nacht zum Gründonnerstag gelegt worden ist. Das Ei soll der Kranke roh austrinken. In die Schale gebe man etwas vom Urin des Kranken und hänge das Ganze in den Rauchfang. So wie der Urin mit der Zeit weniger wird, wird auch der Bruch nach und nach verschwinden.“ Ob und mit welchem Erfolg das Rezept bereits angewendet wurde, konnte mir leider niemand mitteilen.

# Landegger Volksbräuche

Von Richard Fuchs

Die Frage wird wohl kaum einwandfrei geklärt werden können, wieso gerade in Landegg (Gerichtsbezirk Ebreichsdorf) Bräuche vorkommen, die sonst nirgendwo in Niederösterreich anzutreffen sind. Es handelt sich um den Schneckenkirchtag und um das Bärenreiben. Während ersterer durch einen Aufsatz A. Haberlands<sup>1)</sup> eine ausführliche Darstellung fand, scheint letzteres bisher keine Würdigung gefunden zu haben.

Heute ist die Vorstellung, was das Landegger Bärenreiben einst war, gänzlich verschwunden, ein Rest erhielt sich nur in dem Schimpf- und Spottwort „Landegger Bärenreiber“, das immer als schwere Beleidigung aufgefaßt wurde und Anlaß zu mancher Rauferei gab. Ein unbegründeter Aufsatz in der glossierenden Wochenschrift „Hansjörgl“ aus den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstellte die Sache noch mehr, weil darin behauptet wurde, die Landegger wären ausgezogen, einen Bären zu erlegen, an dessen Stelle aber einen wertvollen Hund erschlugen, welcher angeblich das Lieblingstier des Fürsten Esterhazy gewesen, für dessen Zustandebringung er einen hohen Finderlohn ausgesetzt hatte.

Anders klang die Darstellung vom Bärenreiben, die mir mein Gewährsmann Leopold Schöppel gab, der einst ein eifriger Pfleger des Brauches vom Schneckenkirchtag war und sich noch der Zeiten erinnerte, da in Landegg Schnecken gegessen wurden. Nach Schöppels Worten banden sich die einheimischen Burschen zum Schutze Pflugscharen vor die Brust und zogen aus, einen Bären zu treiben. Diese Darstellung ist leider sehr lückenhaft und die Erinnerung reichlich verblaßt, denn damals — um 1900 — war ich etwa 10 Jahre alt und auch dem Gewährsmanne wird manches Detail unbekannt gewesen sein.

Jedenfalls erinnert dies aber doch an das Brauchtum des Bärenreibens, wie es in Obersteiermark<sup>2)</sup> und in Kärnten<sup>3)</sup> noch üblich ist. Es handelt sich dabei um einen in den Alpenländern weitverbreiteten Faschingsbrauch, der sich in Mittelkärnten etwa so abspielt:

Am Faschingdienstag vormittag treibt sich ein starker Bursche, der eine Bärenmaske über den Kopf trägt, um die Dorfgehöfte, verscheucht alle Menschen oder wälzt sie, besonders die Dirndeln, in den Schnee. Nun ziehen Männer und Frauen in Narrenkleidung auf die Jagd, begleitet von der Dorjugend, die als Hunde die Verfolgung des Bären aufnimmt, welcher nach manchen Kämpfen erschöpft, seine, auf dem Dorfplatz aus Stroh errichtete Höhle, aufsucht, wo sich der Endkampf mit der Niederlage des Verfolgten abspielt. Hernach findet meist eine Tanzunterhaltung statt.

Für das vereinzelte Auftreten dieses alpenländischen Faschingsbrauches im Wiener Becken stelle ich folgende Behauptung auf. Der Familienname Schöppel begegnet uns erstmalig im Jahre 1699 in den (Pottendorfer) Pfarrbüchern. Es handelt sich hier um eine Familie, die erst nach dem Türkeneinfall von 1683 in das, durch die Kriegseinflüsse ziemlich entvölkerte, Steinfeld einwanderte, und zwar der Familientradition nach, aus Steiermark.

Wäre es nicht naheliegend anzunehmen, daß durch diese Familie, deren Mitglieder frohe und aufgeweckte Menschen waren, der Brauch des Bärenreibens nach Niederösterreich verpflanzt und durch Jahre gepflegt

<sup>1)</sup> Wr. Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 33, S. 81 ff.

<sup>2)</sup> Wolfraam, R., Bärenjagen und Faschingslauf im oberen Murtal. Wr. Z. f. Volksk., Jg. 37, S. 59 ff.

<sup>3)</sup> Graber, G., Volksleben in Kärnten, 2. Aufl. Graz 1942, S. 199.

wurde, bis er schließlich als etwas nicht Bodenständiges abstarb oder verboten wurde und heute nur noch in dem Spottwort „Landegger Bären-treiber“ fortlebt.

Wir hätten hier ein Beispiel für das Wandern eines Brauchtums, wie es bei Sagen anzutreffen ist.

Wie weit die Richtigkeit und Möglichkeit dieser Behauptung zutrifft, wird die Volkstumsforschung zu entscheiden haben.

## Hochzeitsbrauch in Eibesthal bei Mistelbach

Von Leopoldine Matzenauer

Ich wurde vor einigen Jahren (1947) zur Hochzeit meiner Base eingeladen und hatte dabei Gelegenheit, zwei Bräuche mitzuerleben. Sonst sind sie meines Wissens in dieser Gegend nicht zu finden, sondern eher etwas nördlicher, bei den Mödritzern in Südmähren.

Die kirchlichen Zeremonien waren vorüber, und der Wagen mit dem jungen Paar näherte sich dem Hause. Als sie aber vor das Tor kamen, das in den Hof führt, in den sie ihren feierlichen Einzug halten wollten, war ihnen das unmöglich gemacht worden durch eine Wäscheleine, die vor das geöffnete Tor gespannt worden war und auf der Kinderwäsche hing. Davor standen eine Frau und ein Mann (es waren in Wirklichkeit zwei Mädchen, die sich verkleidet hatten). Die „Frau“ hielt eine Puppe in einem Steckkissen am Arm. Sie schluchzte und weinte bitterlich und tat so, als wolle sie das Kind beruhigen und einschlafern. Als der Wagen ganz nah vorgefahren war, kam sie auf diesen zu, hielt ihn an, und nun gings los. Sie jammerte und wehklagte, daß der ungetreue Bräutigam sie sitzengelassen habe mit dem Kind und eine andere nehme, und sie sei jetzt ganz verlassen. „Er soll sich den Gschrappen nur behalten und selbst aufziehen“ waren ihre Worte, als sie dem jungen Bräutigam das Kind gab. Darauf aber sprang ihr „Mann“ herzu und erklärte, das ginge nicht so einfach, denn er habe die ganze Zeit für das Kind gesorgt und die Frau samt dem Kind erhalten und keinen Groschen dafür verlangt. Diese Sorge um das Kind müsse nun der richtige Vater, nämlich der Bräutigam, bezahlen, da er sich eine andere Frau genommen habe. Der Bräutigam mußte also Geld hergeben, die Leine wurde weggenommen, den zweien wurde das „Kind“ wieder zur weiteren Obhut überlassen, und der Wagen fuhr durch das Tor in den Hof vor die Tür des Hauses.

Als die Braut das Haus betreten wollte, fiel jedoch ein Blumentopf gerade vor ihre Füße auf die Schwelle und zerbrach in viele Scherben. Dies war natürlich mit Absicht geschehen, da gleich einer der Anwesenden herbeieilte und der Braut einen Besen in die Hand gab, mit der Aufforderung, sie solle zeigen, was sie könne. Der Armen in ihrer weißen Pracht blieb nichts anderes übrig, als die Scherben wegzukehren. Alles blickte gespannt auf sie, wie sie sich dazu stellen werde. Ganz unbedacht kehrte sie die Scherben in das Haus hinein, worauf lautes Geschrei unter den Umstehenden ausbrach: „Ah, die ist gscheit, die kehrt das Glück ins Haus!“

Danach wurde das junge Paar herzlich willkommen geheißen, und so auch die Gäste. Man setzte sich an die festliche Tafel und feierte den freudigen Anlaß in der üblichen Art und Weise.

# Das „Burscheneinkaufen“ in Tattendorf

Von Helene Notthafft

Am Faschingmontag wird in Tattendorf in Niederösterreich ein altergebrachter Volksbrauch, das „Burscheneinkaufen“ geübt. Trägerin des Brauches ist die sogenannte Burschenschaft, der alle Burschen ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Religion angehören. Das Einkaufen findet dreimal im Leben statt: wenn der Bursche 18 Jahre alt geworden ist, wenn er heiratet und wenn er den Hof übernimmt.

Am Vormittag des Tages holt eine Abordnung der Burschenschaft den Mann, der einzukaufen ist, aus seiner Wohnung ab. Hiefür werden ein Ochsenstrick mitgebracht, woran der Bursch gebunden wird, sowie ein Ochsenziemer. Der Bursch wird von einem Ochsentreiber durch den ganzen Ort getrieben und dabei mehr oder weniger kräftig geschlagen, bis der Zug den Sitz des Gerichtshofes, das Gemeindegasthaus, erreicht hat. Da viele „Angeklagte“ dem Gerichtshof vorgeführt werden sollen, werden sie so lange eingesperrt, bis sie durch einen „Gerichtsdienner“ aufgerufen und dem versammelten „Gericht“, das aus „Richter“ „Geschworenen“, „Ankläger“, „Verteidiger“ und „Schreibern“ besteht, vorgeführt werden. Die Burschen sind sehr beeindruckt durch den feierlichen Ernst der Zeremonie und der Aufmachung, andererseits fühlen sie Angst vor der zu erwartenden „Strafe“. Der „Gerichtssaal“ ist schwarz ausgeschlagen und zwei Kerzen brennen auf dem Tische. Die Burschen müssen ihre Personalakten zu Protokoll geben, worauf die Anklageschrift verlesen wird. Es kommt zu lebhaften Verhandlungen, bei denen der Angeklagte nicht selten angebrüllt, geschlagen oder schwarz angeschmiert wird (hiebei muß bemerkt werden, daß die Phantasie der Bevölkerung immer wieder Gründe zu einer Anklage findet). Nach der Verlesung des Urteils, in welchem die Strafe festgelegt wurde, wird das Protokoll unterschrieben. Das Strafmaß wird nach dem Vermögen und nach der Art des Vergehens festgesetzt. Ein Arbeiter zahlt durchschnittlich zehn Liter Wein als Pflichtsumme. Rauchmaterial und „Russen“ (saure Fische) als freiwillige Leistung. Ein „Halblechner“ (ein Besitzer von ungefähr 40 Joch Grund) bezahlt einen halben Eimer Wein, ein „Ganzlechner“ zahlt einen Eimer Wein. Je nach Schwere der „Schuld“ des Betreffenden wird der Bursch, nachdem er mit allen Anwesenden „Bruderschaft“ getrunken hat, abgeführt und bis abends eingesperrt. Während seiner Haft bekommt er nichts zu essen, doch trinken kann er, soviel er will. Leichte Fälle bleiben im Saal als „Geschworene“ zurück. Sind alle abgeurteilt, so findet sich abends die gesamte Dorfbevölkerung im Gemeindegasthaus zu einem gemütlichen Abend zusammen. Es werden Gstanzen gesungen und Musik wird gespielt.

In früheren Zeiten soll der Brauch in noch derberen Formen begangen worden sein.

Der Gewährsmann für meine 1949 durchgeführte Aufzeichnung, der Ausnehmer Ruppert Kohlhofer, geboren am 29. August 1869 in Tattendorf Nr. 15, wurde 1887 erstmalig in die Burschenschaft eingekauft. Bemerkenswert erscheint, daß auch der Dorfpfarrer als Bursche eingekauft wurde.

## Weinspende auf das Grab in Mödling

Meine Eltern, Franz Xaver Fuchs, geboren 1827, gestorben als kaiserlicher Rat und k. k. Hofzahlamts-Kontrollor i. P. 1897, und Frau Wilhelmine Fuchs, verwitwete Methes und Fuchs, geborene Benedict 1828—1900, wohnten durch Jahrzehnte zum Sommeraufenthalt in Mödling in verschiedenen Häusern. Vor 1880 wohnten die Eltern in Mödling, Wasser-

gasse Nr. 5, im Hause eines Weinbauers namens Manninger, wo ich am 30. Juli 1873 geboren wurde.

Ich erinnere mich, daß meine Eltern in späteren Jahren noch von nachstehend angeführtem Brauch erzählten:

Nachdem Vater und Sohn (Hansl) Manninger gestorben waren, ging die Witwe, bzw. Mutter nach der Tagesarbeit von Zeit zu Zeit auf den Friedhof zum Grab ihrer Angehörigen. Unter dem Umhängtuch trug sie eine mit Wein eigener Fechsung gefüllte Flasche mit auf den Friedhof, wo sie beim Grabe betete. Nach dem Gebet entkorkte sie die Flasche und goß mit den Worten: „So, Alter, da hast du a Schlüpferl“, und „So Hansl, da hast halt du a a Schlüpferl“, Wein auf den Grabhügel. Dann setzte sie, meinend: „No, halt für mi a a Schlüpferl“ — das meistens größer als für die Verstorbenen ausgefallen sein soll — die Flasche zum Trunk an den Mund.

Dieser Brauch mit Gebet und Schlüpferl wiederholte sich so lange, bis die Flasche leer war, worauf Frau Manninger heimkehrte.

Johann Fuchs.

## Zur Jagdklapper in Niederösterreich

Vor fast zwanzig Jahren hat Richard Fuchs in der zweiten Serie dieser Zeitschrift (Bd. XXXVI, 1931, S. 99 f.) auf den Fund einer Jagdklapper aus der Zeit vor 1848 in Landegg bei Pottendorf aufmerksam gemacht. Die von ihm damals gezogenen Folgerungen haben eine lebhaft diskussion zwischen Ernst Hamza<sup>1)</sup> und Arthur Haberlandt<sup>2)</sup> zur Folge gehabt, jedoch nicht zu weiteren Erhebungen über die Jagdklapper und ihre ehemalige Verwendung im Lande selbst geführt.

Nun war ja längst auch in der volkskundlichen Literatur geläufig, daß Treiberklappern bei der Jagd in den verschiedensten Gegenden verwendet worden waren. Richard Andree hat in seiner grundlegenden Zusammenstellung der Klapper- und Ratschenformen mit der kurzen Bemerkung „Heute noch ist die Treiberklapper bei Jagden ein Gerät“<sup>3)</sup> darauf hingewiesen. In der Jagdliteratur ist die Bezeugung noch bedeutend älter, denn Heinrich Wilhelm Döberl erwähnt bereits 1754 das Treiben mit Klappern bei der Schnepfenjagd<sup>4)</sup>. Dennoch dürfte eine örtliche Verdichtung der Belege nicht unerwünscht sein, schon um den Fund von Landegg auch in den richtigen landschaftlichen Zusammenhang zu rücken. Nicht in den heutigen Verhältnissen sondern, wie ja auch schon Fuchs bemerkte, in den Verhältnissen vor 1848 muß man diesbezüglich die Spuren und Zusammenhänge suchen. Es waren die Treibjagden der adeligen Grundherrschaften, bei welchen die bäuerlichen Treiber das Gerät verwendeten. Und gerade dafür, für diesen Zug des feudal-bäuerlichen Jagdbrauchtums haben wir auch aus dem vormärzlichen Niederösterreich einen Beleg.

Joseph Freiherr von Eichendorff, der während seiner Wiener

<sup>1)</sup> Ernst Hamza, Die Brandwirtschaft im niederösterreichischen Wechselgebiet (Unsere Heimat N.-Ö., N.F. Bd. V, Wien 1932, S. 327 f.).

<sup>2)</sup> Arthur Haberlandt, Erwiderung (ebendort, Bd. V, Wien 1932, S. 372 f.).

<sup>3)</sup> Richard Andree, Ratschen, Klappern und das Verstummen der Karfreitagsglocken (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XX, Berlin 1910, S. 263).

<sup>4)</sup> H. W. Döberl, Neueröffnete Jäger-Practica etc. Leipzig 1754; zitiert nach Reinhard Baron Bachofen von Echt und Wilhelm Hofer, Jagdgeschichte Steiermarks, Bd. IV, Graz 1931, S. 326.

Studentenzeit beim Grafen Wilczek wohnte und mit ihm und seiner Familie auch zu Erholungs- und Jagdaufenthalten auf die Wilczek'schen Besitzungen im Viertel unter dem Manhartsberg fuhr, berichtet in seinen Tagebüchern 1811 folgendes über eine derartige Jagd in der Umgebung von Niederfellabrunn bei Stockerau:

„29. (Oktober). Nach der Meße u. großem dejeuner fuhren wir in vielen Wagen, Wilhelm Reitend, ich mit Baron Risenfels, der mir sehr einfältiges Zeug erzählt, in den Wald hinaus. Heute wurden wir alle einzeln in den vielfachen Alleen des Waldes, der einem englischen Garten gleich, angestellt, und die Bauern trieben mit Klappern<sup>5)</sup>.“

Es war, wie man ergänzend hinzufügen muß, eine Treibjagd auf verschiedenes Wild, Hasen ebenso wie Fasanen und Schnepfen. Die Klappern wurden also offenbar nicht etwa nur der Schnepfen wegen angewendet. Sie waren aber, wie der Beleg zeigt, im Weinviertel ebenso bekannt wie im Viertel unter dem Wienerwald. Eine ethnographische Zuordnung, wie sie Richard Fuchs von seinem Fund ausgehend versucht hat, erscheint unter diesen Umständen nicht tunlich. Eine weitere Verdichtung des Belegnetzes wäre dagegen nach wie vor von Nutzen. Leopold Schmidt.

### Strichverse.

Bei diesen Strichversen macht bei jedem Wort einen Strich. Die Summe, die der Vers zum Schluß angibt, stimmt mit den Strichen überein:

1. Schuasta — Hansl — moch — ma — Schuach — gib — da — s — Leder — a — dazua —  
Is — koa — Schuasta — in — da — Stodt — der — a — solches — Leder — hat — 's — Nochbarn — Mensch — is — schriftgelehrt — sie — woäß — nit — wem — dös — Leder — g'hört — 's — g'hört — nit — mei — und — 's — g'hört — nit — dei —, dreiavierzig müaß'n 's sein.
2. Fili — fili — fo —, fili — fili — fili — fili — fili — fili — fo —, der — bis — zwanzig — mit — zähl'n — kann —, stengans — io — scho — do —.

Diese Strichverse wurden von mir im Jahre 1907 nach dem Vortragen des Josef Happenhofer, Zimmermann in Pernitz, aufgezeichnet.

Sepp Hartberger.

### Wetterregeln aus dem Schneeberggebiet.

Der Gutensteintaler sagt:

Valiert da Schneeberg vor neuni sei Wolk'nhaub'n,  
regn't's naumittog, dös kannst ma glaub'n,  
Steigt vor neuni da Talnebi hoch,  
giaßt's naumittog wia aus an Loch.

Der Bergbauer in dieser Gegend sagt:

Schwitz'n d' Stoa ba da scheinat'n Sunna (Sonne),  
hörst sicha recht bold brunma in Dunna (Donner).

Der Specht, der auch „Gießvogel“ genannt wird, als Wetterprophet:

Lacht da Gießvogel untern Fliag'n,  
kannst rechna, daß ma a schlecht's Wetta krieg'n.

<sup>5)</sup> Tagebücher des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Hg. Wilhelm Kosch (= Eichendorff, Sämtliche Werke, Hg. Wilhelm Kosch und August Sauer, Bd. 11), Regensburg 1908, S. 297.

Der Feichtenbacher, der den Specht auch Hohlkrah nennt, sagt:  
Juchazt da Hohlkrah untern Fliag'n,  
muab't wiss'n, daß ma a schlecht's Wetta kriag'n.  
Trummit (trommelt) er oba auf an dürr'n Sponn,  
halt sicha 's schöne Wetta on.

Der Pernitzer sagt:  
So viel Schnee vor Liachtmeß'n,  
so viel Schnee nach Lichtmeß'n,  
und um ka Pudlhaub'n voll mehr  
und um ka Pudlhaub'n voll weniger.

Sepp Hartberger.

### Die „Paschaller“

Niederösterreich wird infolge seiner reichen Vielgestaltigkeit volkstümlich nur selten als Einheit empfunden. Ein seltenes, aber bezeichnendes Zeugnis des alten Volksspottes hat aber doch einst allen Niederösterreichern gegolten, die Bezeichnung als „Paschaller“. Der Kardinal Melchior Klesel nennt sich 1590 in einem Brief an den Freiherrn von Trautson einen „ungewanderten Paschaller“, was Wiedemann als Spottnamen für die Niederösterreicher erklärt, weil sie gern wohl leben und die österlichen Speisen mehr als die der Fastenzeit in Ehren haben<sup>1)</sup>. Diese Ableitung von „Passah“ sei dahingestellt. Jedenfalls hat schon Jahrzehnte früher, nämlich 1552, der Egerländer Kaspar Bruschius behauptet, alle Österreicher verdienten den baurischen Namen „Paschaler“, da sie stets Ostern feierten, niemals Fasten, und immer dem Bacchus und der Ceres huldigten<sup>2)</sup>. Zweihundert Jahre später hat Schiller das Wort von den Phäaken an der Donau geprägt!

Leopold Schmidt.

---

<sup>1)</sup> Th. Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. Prag 1879. Bd. I, S. 480.

<sup>2)</sup> Adalbert Horowitz, Caspar Bruschius, Prag und Wien 1874. S. 133.

# Chronik der Volkskunde

## Der Verein für Volkskunde in den Jahren 1949/50.

Die Jahreshauptversammlung am 18. April 1950 brachte die eindrucksvollen Berichte über die Arbeit, die im Verein und vor allem in dessen Hauptschöpfung, dem Museum für Volkskunde geleistet wurde. Das Museum hat mit den gleichen personellen und finanziellen Mitteln wie im Vorjahr den Ausbau des größten Teiles der Schauräume geleistet, vor allem die Aufstellung der Vergleichsräume Hochalpenländer-Frankreich-Bretagne-Schweiz-Spanien-Italien, die anlässlich der 1. Österreichischen Archiv- und Historiker-Tagung am 23. Sept. 1949 eröffnet wurden. Anlässlich der Feier des sechzigjährigen Bestandes des Volksgesangvereines in Wien veranstaltete das Museum eine Ausstellung „Volksliedforschung und Volksliedpflege in Österreich“, die am 19. November 1949 durch Herrn Bürgermeister Dr. h. c. Theodor Körner in Anwesenheit zahlreicher Vertreter der Behörden, Ämter und benachbarter Institute und Vereinigungen eröffnet wurde. Die Ausstellung, die reichlich mit Leihgaben des Volksgesangvereines und der Herren Prof. Kotek, Zoder und Klier beschiekt war, wurde im Laufe von 6 Monaten durch viele Sonntagsführungen belebt, die gleichfalls zum größten Teil von den genannten Herren gehalten wurden. Für die Leihgaben aus dem Besitz der Familie Spaun sind Verein und Museum Frl. Emma Spaun zu besonderem Dank verpflichtet. Im übrigen hat das Museum im Berichtsjahr wieder einen stattlichen Zuwachs an Objekten durch Ankauf wie auch durch Widmungen erfahren. Die Sammlungen selbst gewannen 165 neue Objekte, die Bibliothek 255 Bände, 116 Graphiken, 249 Lichtbild-Positive, 449 Negative, 49 Diapositive. Das Museum wurde 1949 von 3654 Besuchern, darunter 1302 Schülern besichtigt, Führungen, auf die besonderer Wert gelegt wurde, konnten 64 stattfinden. Wesentlich erscheint bei dieser ganzen musealen Arbeit, daß in immer steigendem Ausmaß moderne Aufstellungsmethoden, besonders Verwendung deutlicher Zusammenhangs-Beschriftungen und kartographischer Darstellungen, eingesetzt werden. Derartige Beschriftungen, Karten usw. sind selbstverständlich nur als Ergebnisse der intensiven wissenschaftlichen Innenarbeit im Museum möglich, durch die Weiterführung des Ortskatalogs, Anlage einer Sammler-Kartothek usw. Zum Teil beginnt sich hier auch bereits die Mitarbeit der Volkskundehörer auszuwirken, welche im Seminarbetrieb die Unterlagen beispielsweise für museal verwertbare kartographische Darstellungen schaffen, deren Ausführung in künstlerisch hervorragender Art Prof. Jörg Reitter, Steyr, leistet. Sonst tritt die wissenschaftliche Tätigkeit des Vereines vor allem in Vorträgen hervor, von welchen besonders die Referate von Univ. Doz. Dr. Hanns Koren „Die Stellung der Vätergemeinschaften im Volksleben“ und von Univ. Doz. Dr. Leopold Schmidt „Probleme der frühgeschichtlichen Volkskunde in den Alpenländern“ in der Sektion 5, Volkskunde, der 1. Österreichischen Archiv- und Historiker-Tagung am 22. September 1949 genannt seien. Andere Vorträge wurden in der Anthropologischen Gesellschaft und im Rahmen der Vortragsreihe „Kultur“ gehalten, die vom Generaldirektor der Kulturhistorischen Sammlungen im Herbst 1949 veranstaltet wurde. Besonders bemerkenswert war der Festvortrag in der diesjährigen Jahreshauptversammlung von Kustos Dr. Franz Lipp

„Die oberösterreichischen Bauernmöbel nach dem derzeitigen Stand ihrer Erforschung“.

Die Jahreshauptversammlung sprach allen Behörden usw. die Verein und Museum im abgelaufenen Jahr gefördert haben, den Dank aus, insbesondere dem Bundesministerium für Unterricht für die Jahressubvention, ferner dem Magistrat der Stadt Wien, den Landesregierungen von Niederösterreich und dem Burgenland, die gleichfalls durch Subventionen die weitere Arbeit ermöglichten. Selbst die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, welche der Österreichische Bundesverlag im vergangenen Jahr wieder mit zwei Doppelheften verlegen konnte, wofür ihm besonderer Dank gebührt, wird in Zukunft nicht ohne derartige Subventionen weiterarbeiten können. Ihr Widerhall im Inland ist eben zu schwach; die wissenschaftliche Geltung im Ausland entschädigt die Redaktion freilich dafür, weil sie darin die Anerkennung der von ihr geleisteten wissenschaftlichen Arbeit sieht. Der materielle Niederschlag dieser Anerkennung besteht in den wertvollen Tauschzeitschriften, insgesamt heute schon über hundert, welche unsere Bibliothek immer deutlicher als die zentrale Arbeitsstätte der Volkskunde in Österreich hervortreten lassen.

Die Jahreshauptversammlung hat ferner die Ehrung zweier betagter und hochverdienter Mitglieder beschlossen. Herr Gustav Gugitz wurde anlässlich des Erscheinens seines wichtigen Werkes „Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs“ zum Ehrenmitglied gewählt, und Herr Prof. Dr. Karl Spieß anlässlich seines 70. Geburtstages auf das herzlichste beglückwünscht. Schließlich wurde die bisherige Vereinsleitung auf weitere drei Jahre wieder gewählt.

### Karl Adrian †

#### Nachruf von Friederike Prodingler

Alle Freunde der Volkskundeforschung trauern um den am 14. Oktober 1949 nunmehr heimgegangenen, verehrten Nestor, Schuirat Karl Adrian. Wenn ihm auch fast 90 volle Lebensjahre zu wirken vergönnt waren, schien Freunden und Schülern der Abschied dennoch unerwartet, da Adrian mit so viel geistiger Frische Anteil am wissenschaftl. Leben genommen hatte. Hohes Alter und körperliche Rücksichten konnten ebensowenig wie politische Trübungen und Enttäuschungen jemals diesen unversiegbaren Quell ewiger Jugend in seiner Brust, seine tiefe Heimatliebe, beirren. Durch sie und durch seine Werke, die in ihrem Namen entstanden, wurde er selbst allmählich zu einer liebenswerten Verkörperung Alt-Salzburgs, dem verehrten Vorbild für Generationen.

Geboren am 17. Februar 1861, war Adrian mit Leib und Seele Lehrer und als Herausgeber von Schulwandkarten und Atlanten erfolgreich gewesen. Was er an volkskundlichen Erscheinungen in dieser Zeit auf dem Land und in der Stadt Salzburg emsig gesammelt hatte, gab er zunächst in einer enormen Fülle von über 200 Vorträgen, Aufsätzen und Zeitungsartikeln in bestem volksbildnerischen Sinne wieder weiter. Die im folgenden angeführten Veröffentlichungsorte geben annähernd einen Eindruck von dem Fleiß und der Arbeitsfreudigkeit dieses Heimatforschers. Seine Artikel sind in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde ebenso zu finden, wie in der Zeitschrift des Vereines für österreichische Volkskunde, bzw. der Wiener Zeitschrift für Volkskunde; in der Berliner Zeitschrift für Volkskunde, der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft Wien und den Mitteilungen des Instituts für religiöse Volkskunde Salzburg. Verschiedenen Festschriften fachlicher und gewerblicher Art widmete Adrian Studien, die „Schönere Heimat“ die Salzburger Landtagsberichte, Nachrichten

des Vereins für Heimatschutz in Salzburg, in der Zeitschrift des Landeslehrervereines ebenso. Der Heimat, dem Wochenblatt der Salzburger Chronik, in dem Bergland, einer langjährigen Monatsschrift des Verlages Kiesel in Salzburg, der Österr. Gebirgs- und Volkstrachtenzeitung, den Wüstenroter Eigenheimheften Salzburg, den verschiedenen Salzburger Tageszeitungen, wie Salzburger Chronik, Salzburger Volksblatt, den zahlreichen Kalendern, wie Bauernbund-, Ruperti- und Heimatkalendern sind seine Beiträge gewidmet.

In der 1922 angetretenen Pensionszeit klärte sich das Sammelgut, dem sich schon einzelne größere monographische Studien angeschlossen hatten, zu den Werken, die auch die weitere Heimat Österreich und das übrige deutsche Sprachgebiet aufhorchen ließen. So erschien das Hauptwerk, „Von Salzburgs Sitt' und Brauch“ als eine im Kreislauf des Jahres geordnete Reihe von Einzelaufsätzen im Jahre 1924. Für die lokalen Bedürfnisse der Heimatpflege erwies sich diese erstmalige geschlossene Übersicht über den Brauchreichtum des Landes gleich wertvoll wie für den volkskundlich interessierten Forscher. Noch einmal, mit 80 Jahren, versammelte Adrian die Erfahrungen seiner 60jährigen Forschertätigkeit zu einer erweiterten Neuauflage, die zum Jahres- auch noch den Lebenskreis fügte, unter Heranziehung der Mitarbeit von Friederike Prodingner. Leider sollte er die durch widrige Umstände verzögerte Drucklegung nicht mehr erleben. — Ein weiteres verdienstvolles Sammelwerk war das 1936 mit Leopold Schmidt herausgegebene Buch „Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg“.

Wie schon erwähnt, befaßte sich Adrian mit größeren Einzelstudien. Auf dem Gebiet des Zunftwesens waren es Arbeiten wie „Der Laufener Schiffer“, 1910 in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, „Das Sattlerhandwerk im Lande Salzburg“, am gleichen Ort 1941/42, und „Das Bäckerhandwerk in Salzburg“, das für eine gewerbliche Festschrift bestimmt, aus Kriegsgründen über den Umbruch nicht hinauskam. Die Volksglaubenssphäre berührten die Arbeiten „Gegen Trud, Tod und Teufel“ im Kieselverlag 1924, und „Wind und Wetter im Glauben und Brauch unseres Volkes“ in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 1944/45. Mit all diesen Forschungsergebnissen hat Adrian einen ganz entscheidenden Beitrag zur volkskundlichen Deskription des Landes Salzburg geliefert.

Am Salzburger Museum Carolino-Augusteum übernahm Adrian sehr bald die bis dahin noch stiefmütterlich behandelten volkskundlichen Sachgüter in liebevolle Pflege. Er stellte aus ihnen um 1904 die volkskundliche Abteilung zusammen und errichtete unter Direktor Julius Leisching 1924 das angesehene Salzburger Volkskundemuseum im Monatsschlößchen von Hellbrunn bei Salzburg. Er schrieb einen Führer für diese Sammlungen und betreute seine Schöpfung die nächsten zwanzig Jahre als Ehrenkustos. Als Mitarbeiter am Atlas der deutschen Volkskunde verwaltete er auch am Museum die Fragebogen-Sammelstelle des Landes.

Praktische und beratende Tätigkeit in den Heimatvereinen zog selbstverständlich zahlreiche Ehrenmitgliedschaften nach sich, zunächst lokaler Natur. Weitere Ehrungen, wie 1928 die Ernennung zum Ehrenmitglied der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, zum Korrespondierenden Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft, als Korrespondent des Bundesdenkmalamtes seit 1925 und die Ernennung zum Konservator für Volkskunde im Lande Salzburg des Bundesdenkmalamtes im Jahr 1937 schlossen sich an. Bei seinen Auszeichnungen war das Silberne Ehrenzeichen der Republik Österreich für Verdienste auf dem Gebiete der Heimat und Volkskunde neben dem Bayerischen König-Ludwig-Kreuz für Heimatverdienste und der Medaille für deutsche Volkstumspflege versammelt. Schließlich

mußte dem so verdienstvollen Heimatforscher jede Regierung früher oder später ihre Anerkennung aussprechen, die ihm die öffentliche Meinung und die Wissenschaft stets dankbar zollten.

### Adrian-Bibliographie

Von Friederike Proding er und Leopold Schmidt

Der Überblick über die Veröffentlichungen Karl Adrians kann der großen Fülle kleinerer und kleinster Veröffentlichungen halber, die mehr zeitbedingtes Interesse besaßen, nur eine Auswahl bieten, die allerdings alle wesentlichen Arbeiten, die den Namen des Salzburger Volkskundlers im Gedächtnis der dankbaren Fachwelt erhalten werden, umfassen soll. Zeitungsartikel und Buchbesprechungen mußten dabei ausgeschlossen bleiben. Im Übrigen sei auf den „Schweinbach-Katalog“ des Salzburger Museum Carolino-Augusteum verwiesen, der alle Veröffentlichungen Adrians möglichst vollständig verzeichnet.

#### Abkürzungen:

- MAG = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien  
Mitt = Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde  
ÖVZ = Österreichische Alpine Gebirgs- und Volkstrachten-Zeitung  
ZöVk = Zeitschrift für österreichische Volkskunde, bzw. später  
WZVk = Wiener Zeitschrift für Volkskunde  
ZVk = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin.

Die Bibliographie ist nach Erscheinungsjahren geordnet; selbständig erschienene Bücher sind durch **S p e r r d r u c k** des Titels kenntlichgemacht.

1. Ein Abtenauer Hirtenlied (Mitt XL, 1900, 281—284)
2. Alperer und Kasmandln. Ein Beitrag zur Volkskunde (Mitt XLI, 1901, 223—230)
3. Das Halleiner Hirtenspiel. Ein Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg (ZöVk IX, 1903, 89—107, 142—150)
4. Zwei Frauenlieder aus der Rauris. (ZVk, Bln. XIII, 1903, 430—431)
5. Klappergeräte I. In Tirol (ZVk, Bln. XIII, 1903, 436 f.)
6. Haussprüche und Haussegen im salzburgischen Flachgau. (ZöVk X, 1904, 81—89)
7. Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. (Mitt XLV, 1905, II, 1—160)
8. Volksbräuche aus dem Chiemgau. Das Brecheln. (ZVk, Bln. XVI, 1906, 322 f.)
9. Pfannbrett und Pfanneisen. Aus der volkskundlichen Abteilung des Museums (Jahresbericht des Städtischen Museum Carolino-Augusteum in Salzburg, 1906, 89—94)
10. Volksbräuche aus dem Chiemgau. Die Rockenfahrt, der Hoarer, Flodererfahren und Kroisfangen. (ZVk, Bln. XVII, 1907, 321—325)
11. Eine Variante der „Pinzgauer Wallfahrt“ (in: E. K. Blümm l. Beiträge zur deutschen Volksdichtung. = Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, Bd. VI, Wien 1908, 79—83)
12. Der Laufener Schiffer. Eine monographische Studie. (Mitt L, 1910, 391—478)
13. Drischleg- und Holzknechtspiele im Salzburgerischen. (ZöVk XVI, 1910, 129—144)
14. Die Salzachtschiffahrt der Laufener Schiffer. (Mitt LI, 1911, 135—183)
15. Bericht des Landesausschusses des Herzogtumes Salzburg betreffend die Förderung und Hebung der Salzburger Eigenart in Sitten und Gebräuchen. Salzburg, 4. Jänner 1913, 16 S. (Darin Beilage A = Denkschrift von Adrian)

16. Bericht des Landesausschusses des Herzogthumes Salzburg über den Antrag der Abg. Dr. Hölzel, Scheibl, Hueber, Anton und Genossen, betreffend die Förderung und Hebung der Salzburger Eigenart in Tracht, Sitten und Gebräuchen. Salzburg, 11. Jänner 1913, 24 S. (Darin Beilage A = Denkschrift, Beilage C = Unsere Volkstracht, Beilage F = Zur Frage der Volkstracht, von Adrian)
17. Zur Frage der Volkstracht, Sep. ohne Ort und Jahr, mit 2 Farbbildern „Die männliche Tracht des Pongaues“. 3 S. (Textlich identisch mit Beilage F von Bericht 1913)
18. Das Leiden-Christi-Singen in Großarl. (Mitt. LIII, 1913, 363—370)
19. Unser Salzburg 1816—1916. Ein Heimatbuch für die Jugend und das Volk. 1. Auflage Wien 1916, 303 S., 2. Auflage Wien 1924.
20. Der Salzburger Bote. Eine Gestalt aus unserem Volke. (Mitt. LVIII, 1918, 1—22)
21. Fensterstreit und Gasselreime. (ÖVZ VI, 1923, Nr. 4, 4—6)
22. Zur Frage der Salzburger Tracht. (ÖVZ VI, 1923, Nr. 7, 1)
23. Von Salzburger Sitt' und Brauch (= Deutsche Hausbücherei, Bd. 135—138), Wien 1924, 375 S.
24. Zur Frage der Volkstracht. (ÖVZ VII, 1924, Nr. 1, 1—3)
25. Volkstümliche Rügegerichte im Salzburgischen. (MAG Wien LVI, 1926, 282—293)
26. Das Großarlher Herodesspiel. (Mitt. LXVI, 1926, 81—98)
27. Die Salzburger Dult. Aus der Geschichte und dem Leben eines tausendjährigen Jahrmarkts. Salzburg 1927. VII und 268 S.
28. Zur Salzburger Volkskunde (in: Michael Haberlandt, Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur, Wien und Weimar 1927, 298 bis 331)
29. Über Rügegerichte mit besonderer Beziehung auf Salzburg. (ÖVZ VI, 1927, Nr. 16, 125 f.)
30. Bäuerliche Liebesgaben. (Bergland, Salzburg, IX, 1927, H. 10, 28—30)
31. Die Bauernleier im Pinzgau. (WZVk XXXIV, 1929, 124—126)
32. Von Glocken, Ratschen und Klappern. (ÖVZ XII, 1930, Nr. 2, 9—12)
33. Das Fahنشwingen der Metzger. Ein alter salzburgischer Zunftbrauch (ÖVZ XII, 1930, Nr. 5, 36—37)
34. Das Museum der Stadt Hallein. (Salzburger Museumsblätter, IX, 1930, Nr. 6, 3—5)
35. Alte Haussprüche in Hallein. (Mitteilungen des Instituts für religiöse Volkskunde, Salzburg, 1933, Nr. 3, 1 f.)
36. Gegen Trud Tod und Teufel. Schätze des Naturglaubens unseres Alpenvolkes. Salzburg 1934, 86 S.
37. Das Wappen Christi. (Mitteilungen des Instituts für religiöse Volkskunde, Salzburg, 1934, Nr. 4, 4 f.)
38. Ein Herbergspiel aus dem Pinzgau. (Mitt LXXIV, 1934, 125—128)
39. Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg (Texte und Arbeiten zur religiösen Volkskunde, Bd. 2), Zusammen mit Leopold Schmidt, Salzburg 1936, 344 S.
40. Biedermeier wandert. (ÖVZ XVIII, 1936, 46)
41. Der Nikolausgarten. (Heimatland, Wien, V, 1936, 89 f.)
42. Liebes- und Hochzeitsdichtung im Salzburgischen. (Mitt LXXVII, 1937, 81—112)
43. Was einer Pinzgauerin einst eine Hochzeitstracht kostete. (Heimatland, Wien, VI, 1937, 30 f.)
44. Der Geisterkürbis. (Heimatland, Wien, VI, 1937, 62 f.)
45. Die Pinzgauer Tracht im 18. Jahrhundert. (ÖVZ, XX, 1938, Nr. 3, 18—20)
46. Das Sattlerhandwerk in Salzburg. (Mitt. LXXX, 1940, 33—84)

47. Das Sattlerhandwerk in Salzburg. Nachtrag. (Mitt LXXXI, 1941, 115 bis 121)
48. Sprüche und Inschriften auf Kleingerät aus den Sammlungen des Salzburger Museums. (Salzburger Museumsblätter, XII, 1943, Nr. 1—3, 21 f.)
49. Wind und Wetter im Glauben und Brauchtum unseres Volkes. (Mitt LXXXIV/LXXXV, 1944/1945, 1—48)
50. Vorwort zu: Alte Sagen aus dem Salzburger Land, Salzburg 1947, 11 f.
51. Schnalzbräuche im Salzburgischen. (Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb, hg. Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher. Graz 1949, 245—249)
52. Das Fahنشwingen der Metzger in Salzburg. (Österreichischer Heimatkalender, Salzburg 1950, S. 34 f.).

### **Volkskunde an den österreichischen Hochschulen**

#### 1. Universität Wien

Lehrberechtigung

Pd. (a. P.) Dr. Arthur Haberlandt hat die Lehrberechtigung für Volkskunde wieder erhalten.

Dissertation

Hans Huemer, Untersuchungen zur Volksbuchliteratur Oberösterreichs im neunzehnten Jahrhundert, 545 Seiten, Maschinschrift.

#### 2. Universität Graz

Lehrberechtigung

Pd. Dr. Leopold Kretzenbacher hat die Lehrberechtigung für Volkskunde wieder erhalten.

### **Volkskundliche Ausstellungen 1950**

Während das Museum für Volkskunde in Wien seine Ausstellung „Volksliedforschung und Volksliedpflege in Österreich“ zeigte, trat gleichzeitig eine volkskundliche Sammlung nach der anderen in den Bundesländern ebenfalls mit Sonderausstellungen auf den Plan. Den Reigen eröffnete das Oberösterreichische Landesmuseum in Linz am 11. März mit der Schau über das Werk des heimischen Künstlers Max Kislinger „Von alter oberösterreichischer Bauernherrlichkeit. Zeichnungen, Aquarelle und Graphiken.“ Ihm folgte am 31. März das Steirische Volkskundemuseum in Graz mit „Maria in Steiermark. Brauchtum, Volkskunst und -dichtung an steirischen Wallfahrtsorten“. Diese Schau wurde durch eine Vortragsreihe besonders belebt, bei der folgende Themen behandelt wurden: 31. III.: Hanns Koren, Die volkskundliche Bedeutung der steirischen Marienwallfahrten; 19. IV.: Leopold Kretzenbacher, Das verletzte Kultbild, Legenden und Darstellungen; 22. IV.: Leopold Schmidt, Das deutsche Votivbild, Erscheinung und Geschichte eines Volkskunstwerkes; 26. IV.: Julius F. Schütz, Maria in der Dichtung der Steiermark; 3. V.: Viktor Geramb, Das Gnadenbild von Straßengel. — Am 18. März eröffnete das Landesmuseum für Kärnten in Klagenfurt die Sonderausstellung „Kärntner Bauernmöbel und Bauernmalerei“. (Vgl. dazu den gleichbetitelten Artikel von Oskar Moser in der „Klagenfurter Zeitung“ vom 18. III., S. 6.) Am 25. VI. eröffnete schließlich das Städtische Museum, vormals Carolino-Augusteum in Salzburg seine Sonderausstellung „Salzburger Kleid und Tracht“. 1950 ist mit diesen durchwegs sehr wertvollen Veranstaltungen zweifellos das seit langem arbeitsreichste Jahr unserer volkskundlichen Museen geworden. Die Mannigfaltigkeit der in den Ausstellungen behandelten Themen zeigt deutlich die große Regsamkeit der in allen Instituten wirkenden jungen Kräfte.

Leopold Schmidt.

## Literatur der Volkskunde

Richard Weiß. **Volkskunde der Schweiz, Grundriß**, XXIV u. 435 S., 10 Tafeln, 8 Pläne und 314 Abbildungen. Erlenbach-Zürich 1946/47, Eugen Rentschverlag.

Weil dieses kostbare Buch heute doch schon in etlichen Stücken auch in Österreich verbreitet ist, scheint es uns an der Zeit zu sein, darauf aufmerksam zu machen. Es ist unseres Erachtens besonders geeignet, den so viel genannten und wenig gekannten Begriff der Volkskunde als Geisteswissenschaft zu klären und in neue Sicht zu stellen. Handelt es sich ja dem Verfasser, der das Fach an der Züricher Universität vertritt, „kurz gesagt darum, vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt der Volkskunde aus alle die verschiedenen Gegenstände der materiellen und der geistigen Volkskunde auf den Menschen, und zwar nicht auf eine bestimmte Klasse, sondern auf das Volkstümliche in jedem Menschen zu beziehen“.

Volkskunde wird weitgehend als „Bauernkunde“ mißverstanden, was sie nur sehr teilweise ist. Wie sie denn überhaupt der Gefahr der Mißverständnisse in besonders hohem Maße ausgesetzt ist. Sosehr es verständlich und ja auch in gewissem Sinne zu begrüßen ist<sup>1)</sup>, daß sie im Volk großes Interesse findet, so sehr führt das andererseits doch sehr oft zu üblem Dilettantismus, der auch daran schuld ist, daß man sie wiederholt zu einer „Konjunkturwissenschaft“ mißbraucht hat. Das wissenschaftliche Erkenntnisziel geht dabei verloren. Volkskunde als Wissenschaft darf sich von alledem nicht beirren lassen, wie sie sich auch davor hüten muß, sich von der „Patina des Altherwürdigen, vom Zaubergranz der Tradition“ blenden zu lassen. Gerade sie muß erkennen, daß die Traditionswirkung nicht an den alten Dingen und am ewig Gestrigen haftet, sondern daß sie vom Menschen ausgeht und mit ihm jung bleibt. Auch das Neue und selbst das Revolutionäre im Volksleben gehört in den Kreis ihrer Betrachtungen, der schon dadurch allein „nie gegenstandslos werden“ kann. Lebt doch „das Volkstümliche“ auch in jedem Gegenwartsmenschen, weshalb ja auch die revolutionären Erscheinungen alsbald in den „verklärenden Strahlenkranz des Traditionsglaubens“ geraten und schließlich selber wieder volkstümliche Gemeinschaft werden.

Diese volkstümliche Gemeinschaft, dieses „ungezeichnete Stammholz im Waldesdickicht der Nation“ (Gottfried Keller) ist durch eine traditionsgebundene Geisteshaltung gekennzeichnet. Sie bedeutet weder die Gesamtnation, wohl aber deren „Mutterboden“ (vulgos in populo), noch eine bestimmte soziale Schicht, sondern einen Bereich geistigen Verhaltens, nicht also einen Stand, sondern vielmehr einen Zustand<sup>2)</sup>. Soweit dieser Zustand, d. h. soweit die Wirkung von Gemeinschafts- und Traditionsgebundenheit reicht, so weit hat auch jeder Mensch Anteil am Volkstümlichen, soweit erstreckt sich das Arbeitszentrum der Volkskunde

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Geramb, „Zur Frage nach den Grenzen u. Aufgaben d. VK“, ZfVk., Berlin 1928, S. 170.

<sup>2)</sup> Vgl. Geramb, Um Österreichs Volkskultur, Salzburg 1946, S. 14 u. S. 20 mit dem auch von Weiß (S. 4f.) angeführten Zitat aus Hugo v. Hofmannsthal u. Geramb, Zu den volkskundl. Grundfragen, niederd. Zi. f. Vk., 14, Bremen 1936, S. 160.

als Wissenschaft. Weiß definiert (S. 11)<sup>3)</sup>: „Volkskunde ist die Wissenschaft vom Volksleben. Dieses bilden die zwischen Mensch und Ding, zwischen Volk und Volkskultur wirkenden Wechselbeziehungen, soweit sie durch Gemeinschaft und Tradition bestimmt sind.“

Der erste Hauptteil des Werkes, mit dem wir uns eingehender befassen wollen, sucht die Einzelheiten der eben angeführten Definition zu klären. So ist schon der Begriff *Gemeinschaft* sowohl gegen „Gleichschaltung“ wie auch gegen verschiedene soziologische Auffassungen abzugrenzen.

Die Gemeinschaftsbindungen, mit denen es die Volkskunde zu tun hat, „stehen zwar in fruchtbarer und ständiger Spannung zur individuellen Geistesfreiheit der Persönlichkeit, doch schließen sie die Persönlichkeit nicht aus. Eine Walliserbäurin hat in ihrer traditions- und gemeinschaftsgebundenen Tracht mehr Persönlichkeit als eine nach internationaler Mode gekleidete Stadtdame.“ Damit allein schon stehen die volkstümlichen Gemeinschaftsbindungen „in unvereinbarem Gegensatz zur *Masse*“, ja sie sind „der beste Schutz gegen den gefährlichen Massenrausch und gegen die vielberufene Vermassung“.

Wohl haben Massenleben und volkstümliches Gemeinschaftsleben das Kollektive gemeinsam. In beiden denkt, fühlt und handelt der einzelne nicht aus eigenem Antrieb, sondern er richtet sich „unter Verzicht auf individuelle Autonomie nach den andern“. Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied: es ist die Beständigkeit, die dem Massenmäßigen fehlt! „Die Masse ist eine Augenblickerscheinung, welche im Moment, da sie sich bildet, auch schon wieder zerfällt.“ Massenerscheinungen sind der Schlager (im Gegensatz zum Volkslied), das Gerücht (im Gegensatz zur Sage), die Mode (im Gegensatz zur Tracht) usw. In der volkstümlichen Gemeinschaft bleibt der Mensch in ganz anderer Weise er selber als in der Masse. Denn „die andern“, welche die Gemeinschaftsautorität verkörpern, sind keine Fremden, sondern Familien-, Lebens- und Berufsgenossen, die durch dauernde Gebundenheit (wie die „Gruppe“ der Primitiven) jedem ihrer Mitglieder erst volle Daseinsicherheit verleihen. Handelt es sich hier um gewachsenen Organismus, so ist es im Massenleben immer eine — im wesentlichen doch wieder individualistisch geschaffene — *Organisation*, die in der beziehungslosen Masse die Persönlichkeit bedroht. „Im volkstümlich bestimmten Dorf findet man eher Charakterköpfe als in der massenmäßig bestimmten Großstadt.“

Kurz, es ist die organisch gewachsene, zäh und beständig wirkende und langsam sich erneuernde und entwickelnde Tradition, die das Volksleben vom Massenleben wesentlich unterscheidet.

Hier besteht nun da und dort eine Einstellung, die solche Traditionsgebundenheit samt der Riehlichen Auffassung vom Organischen, sehr zu Unrecht als „Pseudo“- oder „Neoromantik“ bespöttelt. Bezeichnenderweise hat das ein modernes, linksgerichtetes Wiener Organ kürzlich zu der höhnischen Überschrift „Brauchtum—Siechtum“ veranlaßt. In allen solchen Fällen handelt es sich immer wieder um eine bewußte oder unbewußte Verwechslung, die Tradition mit Altertümlichkeit und musealer Verstaubtheit gleichsetzt. Das aber ist grundfalsch. Wie schon gesagt, hängt die Tradition nicht an den alten Dingen, sondern an der Traditionsgläubigkeit, die eine „unausrottbare seelische Eigenschaft des Menschen ist“<sup>4)</sup> und sich daher immer wieder neue Traditionen schafft.

<sup>3)</sup> Nach K. Stavenhagen, Kritische Gänge der Volkstheorie, Riga 1936.

<sup>4)</sup> Psychologisch vergleiche man dazu z. B. C. G. Jungs Lehren von den Archetypen und vom kollektiven Unbewußten.

„Als Traditionsgläubigkeit und Traditionsgebundenheit“ bezeichnet Weiß daher jene geistig-seelische Haltung des Menschen, welche eine Äußerung, eine Handlung, eine Sache („Traditionsgut“) einfach deshalb für wertvoll, richtig oder gut hält, weil sie in einem bestimmten Kreis („Traditionskreis“) herkömmlich und überliefert ist.

Ihr steht die wissenschaftliche Geisteshaltung gegenüber mit ihrem faustischen Trieb rastlosen Fortschrittes, der seit der Aufklärung herrschende Glaube an eine „unendliche Perfectibilität“. Doch wird auch dieser „Glaube“ zu Zeiten — besonders in unserer — erschüttert durch ein geheimes Grauen vor der unaufhaltsam wachsenden „Zivilisationsapparatur“, die als Ganzes selber immer mehr einen irrationalen, nämlich einen „dämonischen Aspekt“ bekommt. Man kann diesen rationalistisch erstandenen und doch wieder ins Irrationale mündenden Fortschrittsglauben, der nun seinerseits traditionell wird, mit Fug als eine „Pervertierung der Traditionsgläubigkeit“ bezeichnen.

Gegen haltlos blinden Fortschrittsglauben ist das volkstümliche Verharren als Schutz, mindestens als Bremse nötig, was übrigens W. H. Riehl schon vor hundert Jahren erkannt hatte, wenn er seine „Mächte des Beharrens“ denen der „Bewegung“ als naturnotwendige Hemmung des sonst durch Zentrifugalkraft zersplitternden Kulturrades entgegengestellt hatte. Es ist also abwegig, den volkstümlichen Traditionsglauben als schädliche Trägheit oder Dummheit zu bezeichnen. Traditionelle Bindung und fortschrittliches Wagen müssen sich vielmehr ergänzen, um den Rhythmus der Kulturentwicklung zu sichern . . .“

So viel über Gemeinschaftsgebundenheit und Traditionsgläubigkeit. Wie verhalten sich nun die verschiedenen volkstümlichen Gemeinschaften zu den ebenfalls sehr zahlreichen Traditionskreisen? Hier liegen die Dinge keineswegs einfach. Denn Traditionskreise (z. B. die Art des Grußes, des Liedersingens, des Siedelns und Wohnens, der Tracht usw.) können sich wohl mit Gemeinschaften der Lebens- und Berufsgenossenschaft decken, müssen es aber nicht. Sie tun es z. B. bei einem gemeinsamen Heimatlied, aber auch bei einer Berufstracht oder bei den Farben einer studentischen, beim Ordenskleid einer klösterlichen Gemeinschaft. Doch gibt es andererseits zahllose Traditionskreise, die gerade bei volkskundlich wichtigen Traditionsgütern wahrhaft weltumspannend sein können, man denke an gewisse primitive Glaubensvorstellungen (Fruchtbarkeitsriten, Lebensbaummythen, Lärmabwehrbräuche usw.), an Märchenmotive, an Totenkulte u. ä., wie es gegenteils auch sehr kleine, lokale oder familienhafte Traditionskreise gibt. Das alles zusammen ergibt in Wirklichkeit viele und komplizierte Überschichtungen und Umfassungen mit den auch recht zahlreichen volkstümlichen Lebensgemeinschaften, so daß eine wissenschaftliche Entwirrung sehr oft keine leichte Sache ist. Freilich ist all das nicht starr, sondern lebendig im Flusse, wobei sich bestimmte Gruppen von Traditionskreisen mehr oder minder in den Bereich von volkstümlichen Gemeinschaften ein- oder sich ihnen doch anpassen. Das trifft besonders für die Dorfgemeinschaften zu. In diesem Ein- und Anpassungsprozeß, etwa in der zweckmäßigen Auswahl von Traditionsgütern (Geräten, Trachten, Bauarten usw.) werden solche von den Gemeinschaften mehr und mehr als „eigen“ empfunden und gestalten ihrerseits wieder die Gemeinschaften, mit denen es die Volkskunde zu tun hat. Die dörfliche ebenso wie die städtische, oft auch nur auf Stadtteile beschränkte Gemeinschaft wird gerade dadurch zur „Heimat, die dem volkstümlichen Menschen seine Welt bedeutet. Sie bestimmt auch seinen Standpunkt zu allen von außen hereingebrachten Dingen (etwa den staatlichen). Der einzelne fühlt sich in seiner Gemeinschaft mit ihren Traditionsgütern geborgen und daheim. Wird er aus ihnen herausgerissen, so dünkt er sich „elend“ (fremd) und fühlt sich als ein

„unbrauchbarer Rest“. Er wird vom „Heimweh“ (das Wort stammt aus dem Schweizerdeutsch) befallen, das der deutlichste Ausdruck für solche Gemeinschafts- und Traditionsbindungen ist. Auch diese Erscheinung trifft nicht nur für Bergbauern und Hirten, sondern mehr oder minder für jeden Menschen, besonders für alle Kinder zu. Gewiß haben große schöpferische Leistungen ihren Ursprung sehr oft im Kampfe des einzelnen mit dem Gemeinschaftswillen, „andrerseits aber sind alle großen Kulturwerke undenkbar ohne ein wenigstens teilweises Einssein mit der Gemeinschaft“.

„Volkskultur“ vollends wird überhaupt erst aus den Wirkungen der Gemeinschaft und der Tradition erfaßbar, so „wie das Licht, das auch erst in Erscheinung tritt, wenn es auf Körper auffällt“.

Es ergibt sich daraus der Schluß, daß die Volkskunde wissenschaftlich alle Wirkungen der Gemeinschaft und der Tradition, alle dinglichen, handelnden und geistigen Traditionsgüter, Mensch und Ding, kurz die ganze Volkskultur in allen ihren Erscheinungsformen gemeinsam im Auge behalten muß, und zwar in strenger Beobachtung auf ihre Funktion im Volksleben und am volkstümlichen Menschen. Das heißt: der Volkskunde ist nicht „die Tracht“, sondern „das Tragen“, der Gebrauch, die Funktion der Tracht in der betreffenden Gemeinschaft und am betreffenden Menschen die Hauptsache. Ebenso, um andere Beispiele zu nennen: nicht das Lied, sondern das Singen, nicht die Glaubensform, sondern das Glauben.

Nicht als Schöpfer, wohl aber als Träger der volkstümlichen Kulturgüter, der Volkskultur kommt „das Volk“ in Frage. Schöpfer kann auch in der Volkskultur immer nur der einzelne sein, aber er kann es nur als Glied seiner Gemeinschaft. Ebenso ist die Gestaltung der volkstümlichen Kulturgüter (das „Zersingen“, „Zersagen“, „Zertragen“, aber auch das „Umsingen“ eines Individualliedes zu einem Gemeinschaftslied) ohne die volkstümliche Gemeinschaft undenkbar, mögen bei der Übertragung von Mensch zu Mensch auch — übrigens höchst komplizierte — psychologische Vorgänge vor sich gehen. Oft ist eine Vermittlerpersönlichkeit maßgebend, in der sich individuelle Antriebe und Gemeinschaftsgebundenheit die Waage halten. Aber es darf bei aller Wichtigkeit solcher individueller Einflüsse nie übersehen werden, daß nicht nur das destruktive „Zersingen, Zersagen“ usw., sondern ebenso auch das konstruktive Selbstberichtigen, die Rezeption und Anpassung, nicht zuletzt auch die Auswahl durch die Gemeinschaft erfolgt.

Meiner Meinung nach wäre der ganze hundertjährige Streit darüber, ob das Volk selber schafft (Produktionstheorie) oder ob es lediglich aufnimmt (Rezeptionstheorie) überflüssig gewesen, wenn man die sehr kluge und völlig zutreffende Darstellung die W. H. Riehl schon vor beinahe hundert Jahren dazu gegeben hat<sup>5)</sup>, nicht vergessen hätte. Riehl schrieb:

„Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten, nennbaren Verfasser. Solange man einen solchen noch nennen kann, ist es gar kein richtiges Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. — Allein, ein einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß! Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Generationen modelten es aufs neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes blieben, aber auch so viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Würde man aber auch den Namen des Autors, so täte das doch gar nichts zur Sache. Dies Lied ist sein Lied nicht mehr. Es sind hundert neue Lieder

<sup>5)</sup> W. H. Riehl, Naturgeschichte des Volkes, 3. Band, Die Familie. Stuttgart (Cotta) 1855, S. 119.

daraus hervorgewachsen, an welche hundert weitere Sänger Anspruch haben, und als die Quintessenz dieser hundert Lieder erscheint zuletzt die eben geltende neueste Fassung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch diese wieder in eine andere umgebildet worden sein. So entsteht und wächst das Volkslied und ganze Generationen sind sein Dichter und Komponist gewesen.“

„Volkskultur ist also die vom Volke aufgenommene, angeeignete und getragene Kultur.“ Sie steht zwar im Gegensatz zur Individualkultur, ist aber ein Teil, ja der Grundteil, der „Mutterboden“ der Gesamtkultur.

Sehr schön zeigt Weiß das Verhältnis von Volks- und allgemeiner Kultur (S. 42) an folgendem Bilde:

„Nun kann wohl die Volkskultur als ein Sammelbecken, als ein Meer aufgefaßt werden, in dem sich die Quellen Bäche und Flüsse des schöpferischen Kulturprozesses von Jahrtausenden sammeln und zum Teil erhalten. Doch ist dieses Meer trotz der durch die Tradition gesicherten Beständigkeit kein stagnierender Sumpf. Vielmehr werden die Einflüsse bei der Rezeption verändert und vermischt, und wie aus dem Meer das Wasser von neuem aufsteigt zu den Wolken, so speist auch das Meer der Volkskultur wiederum seine eigenen Quellen. Dem ewigen Kreislauf des Wassers gleich vollzieht sich im Geben und Nehmen von Kulturgütern ein ständiger Austausch zwischen den beiden Schichten der Kultur.“

Es geht also nicht an, lediglich das „gesunkene Kulturgut“ als Volkskultur anzusehen. Vielmehr: „wenn wir ein richtiges Bild der volkstümlichen Kulturgüter im Bereich der Gesamtkultur entwerfen wollen, so muß neben die Beobachtung des sinkenden auch die des aufsteigenden Kulturgutes treten, neben das „gesunkene Kulturgut“ das „gehobene Primitivgut“, vor allem aber die Einsicht in die „Mehrgesetzlichkeit“ der Volkskultur, die sich aus dem ständigen Austausch zwischen den historisch-psychologisch-soziologischen Kulturschichten und zwischen den geographischen Kulturräumen erklärt.“

Die Vielgestaltigkeit des volkstümlichen Kulturgutes, seine „Mehrgesetzlichkeit“<sup>6)</sup>, das „Wechselspiel der Kräfte“<sup>7)</sup>, das Hin- und Herwogen verschiedenster Güter aus der Individual- in die Volkskultur und umgekehrt, die verschieden weite Verbreitung und die Überschneidungen der zahllosen Traditionskreise und das Fortwirken alter, oft uralter Kulturen verleiht der Volkskultur den ungeheuren Reichtum ihrer Erscheinungen, die Farbigkeit und Lebenstiefe.

Sie verleiht ihr aber auch eine anziehende ja werbende Kraft, eben jene mütterliche, aus der „Heimat“ erwachsende Allgewalt, die „das Volkstümliche in jedem Menschen“ prägt, bis in die höchsten Persönlichkeiten hinauf. Goethe ist nicht denkbar ohne seine Frankfurter Patrizierheimat, Gottfried Keller nicht ohne seine Züricher Bürgerlichkeit, Rubens verkörpert den katholischen Vlamen, Rembrandt den protestantischen Holländer und Anton Bruckner den kirchen-, land- und volkverbundenen Oesterreicher. Die Reihe ließe sich unbegrenzt fortsetzen.

Aber nicht nur für die Individual- und Hochkultur sind die „uberlieferten Ordnungen“<sup>8)</sup> der Volkskultur von höchster Bedeutung, sondern auch das Umgekehrte, die Wirkung von oben nach unten, von der Hoch- auf die Volkskultur zeitigt einen der wichtigsten Fragen- und Aufgabenbereiche für die Volkskunde. Nicht nur für die forschende, sondern auch

<sup>6)</sup> M. I t t e n b a c h, Mehrgesetzlichkeit, Studien am deutschen Volkslied, Frankfurt a. M., 1932.

<sup>7)</sup> G e r a m b, a. a. O., ZfVk, Berlin 1928, S. 169.

<sup>8)</sup> Leop. S c h m i d t, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft, Handb. d. Geisteswissenschaften, Wien 1948.

für die „angewandte“ Volkskunde. Solange aus der hohen Individualkultur wirklich „Kultur“güter in die Volkskultur einsickerten oder doch ihren Einfluß ausübten, war diese Wirkung von oben nach unten durchaus erfreulich, fruchtbar und aufbauend. Man kann sagen, daß das im ganzen bis ins 18. Jahrhundert der Fall gewesen ist. Dann aber wurde es in zunehmendem Maße anders, je brüchiger die Hochkultur wurde. „Alle Sünden der Individualkultur aber rächen sich an der Volkskultur bis ins dritte und vierte Glied . . .“ Der historische Materialismus wirkt nun im Volke als „gesunkenes Kulturgut“ verheerend weiter bis heute, die künstlerische Richtungslosigkeit und Unwahrhaftigkeit — der „Verlust der Mitte“<sup>9)</sup> — vergiftet den volkstümlichen Geschmack auf allen Linien, wozu noch die mißverständlichen „volkstümlichen“ Revuen der „Volksbühnen“ samt Film- und Rundfunk-„Reportagen“ treten, die den „Schlager“ und all das, was man im bayrisch-österreichischen Volksdeutsch als „Gschnas“ bezeichnet, bis in die letzten Siedlungen volkstümlicher Gemeinschaften verbreiten. Den armen Romantikern aber, die nun einmal nicht aussterben wollen, bleibt nur noch „das Phantom eines durch survivals aufgeputzten Kostümfestbauern“, dessen Aufgabe es ist, dem Fremdenverkehr als „heimatliche“ Plakatfigur zu dienen<sup>10)</sup>.

In allem Ernst! Eine schwere Verantwortung ist hier der Volkskunde auferlegt, die auf solche Schäden ungeschminkt und mit allem Nachdruck hinweisen muß, eine schwere Verantwortung ergibt sich daraus aber auch für die Schöpfer und Träger der Hochkultur, ganz besonders auch — so fügen wir hinzu — für die staatlichen Unterrichts- und Volksbildungsbehörden. Sie müßten die Bedeutung dieser Wissenschaft viel ernster nehmen, als es geschieht, und ihr eine weitaus kräftigere Förderung zuteil werden lassen. Sonst verkümmern die Grundlagen für alle Volkskenntnis und damit für alle Volksbildung, sonst bleibt die Volkskultur — einer unserer allergrößten Schätze! — ungeschützt den erwähnten Gefahren ausgeliefert, W. H. Riehls weises Wort: „Die Volkskenntnis sollte aller Staatsweisheit Anfang sein“ darf — gerade heute — nicht vergessen werden.

Der dritte Abschnitt des Buches (S. 45—67) behandelt die Abgrenzung der Volkskunde gegen ihre Nachbarwissenschaften, die Methoden, wie die geschichtliche Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde und den gegenwärtigen Stand der schweizerischen Volksforschung.

Zum Unterschied von den Kulturwissenschaften, Geschichte, Kunst-, Literaturgeschichte usw. umfaßt die Volkskunde ihre Kulturschichte als untrennbaren Organismus. Gewiß gibts dabei viele Überschneidungen — wie übrigens bei jeder anderen Wissenschaft auch. „Wie z. B. Kunstlieder in den Volksmund eingehen, so stammen umgekehrt viele der besten Stoffe der Kunstdichtung aus der Volksliteratur“ und die Geschichte der Architektur „bedarf der Ergänzung durch die Erforschung des volkstümlichen Bauens und Siedelns“.

Von der Völkerkunde (Ethnologie), die sich besonders mit exotischen Fremdvölkern befaßt, unterscheidet sich die Volkskunde nicht nur dadurch, daß sie sozusagen „eine Ethnologie des Volkes ist“, sondern auch dadurch, daß sie die Volkskultur immer in Beziehung mit der Individualkultur sieht, die bei der Völkerkunde nicht vorhanden ist.

Von der Soziologie, die es mit den menschlichen Gruppierungen

<sup>9)</sup> Hans Sedlmayr, Verlust der Mitte, Salzburg (O. Müller) 1948.

<sup>10)</sup> Geramb, a. a. O., ZfVk, Berlin, 1928, u. J. Schwietering, Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde, Deutsche Vierteljahrschr. 27, 764.

und ihren Organisationen, auch mit den massenmäßigen zu tun hat, unterscheidet die Volkskunde der Traditionsfaktor.

Mit der Urgeschichte und mit der Geographie hat die Volkskunde manche Berührungspunkte. Während es aber dem Prähistoriker um die vorgeschichtlichen Kulturen als solche geht, handelt es sich der Volkskunde nur um deren Relikte im heutigen Volksleben. Von der Geographie als Naturwissenschaft trennt die Volkskunde ihre Beziehung auf den Menschen. Doch ergeben sich bei der Kulturgeographie und ebenso bei der Volkssoziologie Überschneidungen, die jedoch nur zu begrüßen sind.

Jedenfalls berechtigt die Abgrenzung gegen die Nachbarwissenschaften und der wichtige Beitrag, den die Volkskunde der Kenntnis des Menschen und seiner Kultur in der Kette der Geisteswissenschaften bringt, zum Anspruch einer selbständigen Wissenschaft.

Eine volkskundliche Universalmethode gibt es ebensowenig wie bei anderen Wissenschaften. Weder die geographische, noch die soziologische, noch die historische oder die psychologische Methode kann allein in der Volkskunde angewendet werden. Aber alle vier zusammen ergeben die für die Volkskunde zutreffende. Weiß erläutert das (S. 53) an dem Beispiel der Grußsitten:

„Die Brauchelemente (Grußgebärde und Grußformel) sind zunächst historisch auf ihre Entstehung (vorchristliche oder christliche Zeit, ritterliches Mittelalter, Reformationszeit, spätere Anregungen) und ihren ursprünglichen Sinn (Friedensgebärde, religiöser Segenswunsch usw.) zu untersuchen. Im Zusammenhang damit wird vom kartographischen Gegenwartsbild ausgehend die Verbreitung der einzelnen Brauchelemente festzustellen sein, um sie nach ihrem Traditionskreis einem historischen Volkskreis einordnen zu können. Sodann wird sich die soziologische Frage der Gemeinschaftsbezogenheiten stellen (ritterliche Grußsitten reformierte Grußformel, Gruß einer Sekte, einer Partei, einer Verbindung, landschaftlicher Grußbrauch, in Schüler- oder Arbeiterkreisen aufgekommener Gruß). Die psychologische Frage nach der Einstellung zum Gruß und zum Grüßen, nach den Wertungen und Empfindungen, die sich darin äußern, muß vom volkskundlichen Standpunkt aus bis zu der Grenze reichen, an welcher das individualpsychologische Gebiet beginnt.“

Es folgt dann ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung und die nationalen Besonderheiten der Volkskunde. Er zeigt, daß immer wieder aus Kulturkrisen das Heimweh nach Ursprünglichkeit und einfachem Leben erwuchs und damit die Hinwendung zum „einfachen Volk“. Das ist bei Ovids „aurea aetas“ ebenso der Fall wie bei der Horazischen Selbpreisung des Hirten- und Bauerndaseins, welches „procul negotiis paterna rura bobus exercet suis“, und das liegt letzten Endes auch der Germania des Tacitus zugrunde, wenn er das Naturvolk der Germanen seinen überzivilisierten Römern als Sittenspiegel vor die Augen hält. Während dann die einheitlich kirchliche Kultur des Mittelalters eine solche „Kulturzwiespältigkeit“ nicht kennt, setzt sie mit Humanismus und Reformation neuerdings ein, findet sich 1725 bei Giovanni Battista Vico<sup>11)</sup>, der die Natur des Volkes der individualistischen Gemeinschaftszersetzung gegenüberstellt, um dann mit Rousseau, Herder und in der Romantik in der mystischen Tiefenschau der Volksseele eine besondere Hochblüte zu erreichen. Aus ihr ist mit den Brüdern Grimm, mit W. H. Riehl und W. Mannhardt auch die moderne Wissenschaft der Volkskunde erwachsen.

Mit einer Darstellung der schweizerischen volkskundlichen Einrichtungen (S. 61—67) schließt der allgemeine Teil des Werkes.

<sup>11)</sup> Den Benedetto Croce einen „um hundert Jahre zu früh geborenen deutschen Romantiker“ genannt hat.

Auf den sehr reichen, mit prächtigen Bildern und Karten ausgestatteten „speziellen Teil“ (S. 71—366) können wir hier leider nicht eingehen, obwohl er bei der Durchführung der hier dargelegten Auffassung für die einzelnen Teilgebiete (Siedlung, Gebäude und Wohnungen, Wirtschaft und Sachkultur, Nahrung, Kleidung, Brauch und Fest, Spiel und Sport, Schauspiel und Tanz, Musik und Gesang, Sprache und Sprachtgut, Glauben und Wissen, Staat und Recht und Volkscharakter) äußerst wertvolle, über die rein schweizerischen Angelegenheiten weit hinausgreifenden Erkenntnisse enthält, ganz besonders in den Kapiteln über Sprachgut, Glaube und Wissen, in welchem dem „Aberglauben“ sehr eindrucksvoll ein „Aberwissen“ entgegengestellt wird, und im Schlußkapitel über Staat, Recht und Wirtschaft. Vielleicht ist es an anderer Stelle möglich, auf etliche dieser wertvollen Einzeluntersuchungen einzugehen. Hier kam es uns nur darauf an, die Gesamtideen zur Volkskunde als Geisteswissenschaft darzustellen.

Viktor Geramb.

**Franz Hurdes. Die niederösterreichische Bauernhochzeit**, in Vierzeilern, Liedern und Sprüchen gesammelt und mit einer Einleitung in die niederösterreichischen Hochzeitsbräuche, einem vollständigen Literaturverzeichnis, Orts- und Namensverzeichnis, zahlreichen Notenbeispielen sowie einer vollständigen „Blasmusik für Gstanzlmelodien“ herausgegeben. Mit 15 farbigen Vollbildern von Barbara Laaber, Wien 1949, Carl Gerolds Sohn. 200 Seiten, S 25,—.

Während andere österreichische Länder umfangreiche Darstellungen ihres Hochzeitsbrauchtums besitzen, waren die niederösterreichischen Aufzeichnungen bisher teils unvollständig, teils sehr verstreut. — Diese offensichtliche Lücke schließt nun das lang erwartete Buch von Hurdes. Es gibt die Ernte seiner Sammelarbeit von fast zwei Jahrzehnten, wobei man freilich die langen Jahre der Behinderung von 1938 bis 1945 nicht mitzählen darf. Um so erfreulicher ist es, daß man dem Buch des nunmehrigen Volksbildungsreferenten von Niederösterreich keinerlei Behinderung oder Ermüdung anmerkt, sondern im Gegenteil stets die innere Anteilnahme an der bäuerlichen Festkultur, aus der seine Sammeltätigkeit eben ursprünglich hervorgegangen ist. Hatten vorher Sammler wie Ernst Hamza besonders das Hochzeitsbrauchtum des Gebirgsanteiles des Landes, vor allem des Wechselgebietes, aufgezeichnet, so wandte sich Hurdes von Hubertendorf aus insbesondere der großen bäuerlichen Landschaft des Mostviertels zu und erzielte in Gegenden, in denen die Fragebogenmethode kaum zu Auskünften vorgedrungen war, persönlich reiche sammlerische Aufschlüsse. Etwa 900 Vierzeiler und Lieder stammen aus dieser intimen sammlerischen Tätigkeit, wobei man freilich bedenken muß, daß ein einziger wohlbeschlagener Gewährsmann, ein alter Brautführer aus Neumarkt an der Ybbs, allein nicht weniger als 120 Vierzeiler kannte.

Das Buch bringt nun hauptsächlich diese Aufzeichnungen. Zur Einführung dient eine erstmalige, klare Übersicht über das gesamte bäuerliche Hochzeitsbrauchtum des Landes, wie es heute Zug um Zug vor sich geht. Nur wenige Interpretationen im Sinn der magistischen Theorien sind eingestreut, aus der älteren Literatur übernommen, und hätten in einer derartigen reinen Deskription wohl wegbleiben können. An eine durchlaufende Erläuterung ist ja sowieso nicht gedacht gewesen, werden doch nicht einmal zu den Liedern, Vierzeilern und Sprüchen etwa Herkunfts- und Verbreitungsnachweise gegeben. Das bleibt alles weiteren Interpretationsarbeiten aufgespart, die sich besonders mit der Verbindung zum älteren bürgerlichen Brauchtum, zum Sprachtgut der biedermeierlichen Sammlungen usw. werden beschäftigen müssen. Sie werden aber andererseits auch die jeweilige örtliche Bezogenheit der scheinbar improvisierten Vierzeiler feststellen müssen, und die guten Traditionen, aus denen die Mostviertler

Brautführer vor allem geschöpft haben. Daraus erst werden sich die einzelnen Volkslied-Teillandschaften Niederösterreichs ablesen lassen, zu deren stofflicher Kenntnis ja dieses Buch in ganz besonderem Ausmaß beiträgt.

In einem „Volkskundlichen Anhang“ hat Hurdes die wichtigsten Angaben zum Hochzeitsbrauchtum aus den beiden Fragebogenunternehmungen (Heimatkundliche Fragebogen 1926 und Atlas der deutschen Volkskunde 1930 ff.) nach Landesvierteln veröffentlicht. Eine tabellarische Vergleichszusammenstellung, wie sie anschließend geboten wird, dürfte die weitere Forschung jedenfalls erleichtern, da sowohl die allgemein geläufigen Züge wie die verschiedenen Sonderprägungen, z. B. das Auswerfen eines kranzförmigen Hochzeitsgebäckes im Weinviertel, dabei deutlich hervortreten. Solche Züge hätten eventuell auch im Bilde dargestellt werden sollen. Wichtig ist vom Standpunkt der Überlieferungstreue aus die Liste der Gewährsleute, dankenswert das Ortsverzeichnis. Alles in allem die bedeutendste Leistung deskriptiver Volkskunde im Lande Niederösterreich seit vielen Jahren.  
Leopold Schmidt.

Walter Hirschberg, **Das Agnesbrünnl.** Volkskundliches um eine Quelle im Wienerwald. Mit 12 Bildtafeln und 1 Planskizze. Verlag Natur und Technik, Wien 1949. S. 8.50.

Am Rande der Stadt Wien, im Wienerwald oberhalb Sieverings liegt das den älteren Wienern wohlbekannte „Agnesbrünnl“; der zeitweise sehr starke Zulauf zu dieser Örtlichkeit hat seine Grundlage in alter Baum- und Quellenverehrung. Doch werden „Marienbuche“ und Jungfernbrünnl erst am Ausgang des 18. Jhs nachweisbar genannt; die zugehörige Sage von Karl und Agnes ist ein typisches Erzeugnis der romantischen Zeit, in der alle Almanache, Kalender, Journale mit gereimten und ungereimten Sagen der „Vorzeit“ aufwarteten. — Hirschberg gibt aus eigenem interessante Beobachtungen über die letzten „Brünnl-Gläubigen“ unserer Zeit und hält sich im übrigen an bewährte Lokalforscher, wie Adolf Schmiedl, Th. Vernaleken und Viktor Bibl. Die ältere Lokalpresse hätte allerdings noch manche Ergänzung geliefert. So erzählen die Eipeldauer-Briefe, daß im Sommer 1817 die Wiener „den Schuß g'habt hab'n, außer Sifring draußen nach'n Tausend'n in a Waldl z'lauff'n“, wo das gemeine Volk an einen alten, halbverfaulten Baum allerhand Figuren und Gestalten sah — ähnlich wie beim Wachs-, Blei- oder Kaffeesudgießen, und mit dem Jungfernwasser des Brünnls sich die Augen wusch, die wehen Füße badete und dazwischen aus der „Kotlacke“ das heilkräftige Wasser trank; sozusagen mit Rücksicht auf die Volksgesundheit beseitigte die Obrigkeit den Baum und ließ die Quelle verstopfen (1817, 12, S. 39—42). Noch 1819 erinnert sich der Eipeldauer an diese Geschehnisse, als auf dem Glacis vor der Seilerstätte eine Wasserkuranstalt eröffnet wurde (1819, 5, S. 14). — Erst 1834 berichtet dann der „Hans-Jörgl von Gumpoldskirchen“, daß auf einmal in Sievering ein „Lotterie-Brünnl“ entstanden sei, wo man im Wasser die richtigen Nummern sehen könne, und das von den Wienern scharenweise aufgesucht werde (Briefe 1834, 26, S. 44—46). Auch die Volksbühne bemächtigte sich der neuen Sache und 1836 erschien im Leopoldstädter Theater ein Stück „Die Brünnl-Nixe bei Sievering“. 1845 wird der Hans-Jörgl deutlicher: wenn man — nach der Volksmeinung — recht scharf ins Wasser schaut, sieht man Steine, auf denen drei Nummern stehen, die in der nächsten Ziehung herauskommen; dazu gibt er eine spaßhafte Anekdote und ein Bild (Briefe 1845, 9, S. 32 f. — 1847, 18, S. 30). Auch Friedrich Schlögl schildert das Brauchtum um 1876 (Aus meinem Felleisen, Wien 1893, S. 52—62) und die Lokalpresse berichtet darüber des öfteren in Wort

und Bild, wie 1887 das Ill. Wiener Extrablatt (1. Sept.). Heute ist es ohne Zutun der Behörden um die alte Kulstätte still geworden; um so dankenswerter ist Hirschbergs kleine, sauber ausgestattete Monographie, die man sich als Anfang einer Reihe ähnlicher lokalvolkskundlicher Darstellungen denken könnte (Brigitten-Kirchtag, Faschingszüge u. ä.). Karl M. Klier.

Lois Schiferl. **A schöni Köllastund.** Wien-Atzgersdorf 1949. Verlag Stehlicek und Pühringer. 42 Seiten. S 4,80.

Lois Schiferl. **Federnschleißer.** Weinland ernst und lustig. Geschichten und Bräuche. Wien-Atzgersdorf 1950. Verlag Stehlicek und Pühringer. 182 Seiten. S 12.—

Das niederösterreichische Weinviertel besitzt, wie sich erst seit wenigen Jahren erweist, in dem Hadreser Oberlehrer Schiferl einen Schriftsteller, mitunter möchte man geradezu sagen: Dichter, von beachtlichem Format. Er ist ein leidenschaftlicher Sohn und Vertreter seines Viertels und seiner ui-Mundart, und versucht seine Liebe seinen Landsleuten und womöglich auch den anderen Niederösterreichern zu verdeutlichen. Kein Wunder, daß er dabei zuerst und zunächst zu Stoffen greift, die der Volkskunde angehören, daß er gleichzeitig Aufzeichner und Wiedererzähler heimischen Erzähl- und Brauchtumes geworden ist. Freilich ist dies, soweit man es schon als Volkskunde bezeichnen kann, eine deskriptive Volkskunde, wie sie anderswo seit Jahrzehnten überwunden ist. Allein, Schiferl schöpft ja aus der Sammlung und Deskription nur seine Anhaltswerte für eine volkskalendarhafte Gestaltung, bei der man sich an Auerbach und den jungen Rosegger erinnert fühlt. Vielleicht nicht sehr zeitgemäß, und sicher immer an der Grenze, die den ernst zu nehmenden, künstlerisch formenden Schriftsteller vom Kalendergeschichtenerzähler scheidet.

Dies ist aber hier nicht zu beurteilen. Auch Schiferls Anteil an der Mundartdichtung nicht, soviel ihm daran liegen mag. Hier handelt es sich nur darum, darauf hinzuweisen, daß in diesen Geschichtenbüchern, deren Erzählungen im Weinkeller oder beim Federnschleiß entstanden sind und erzählt werden sollen, daß in diesen eigenwilligen Sammelbänden eine große Zahl guter volkskundlicher Beobachtungen, richtiger Aufzeichnungen enthalten ist, daß die Geschichten selbst, und noch mehr die eigens als Aufzeichnungen bezeichneten Stücke also als Quellen zur Weinviertler Volkskunde betrachtet werden dürfen. Im ersten Bändchen sind Sagen, Schwänke, Vierzeiler und Rätsel enthalten, im zweiten Brauchtumsschilderungen, von denen vier, nämlich „Dö Grean“, „Kiritag“, „Der Temmeister, der Schwerknecht und die Ohmsau“ und „Von Lesern und Hütern“ besonders hervorgehoben werden müssen. Ein eigenes „Volkskundliches Beiblatt zur Hochzeit, Kiritag, Federhahn und Weinbergeiß“ ergänzt die in den Erzählungen verstreuten Aufzeichnungen durch nähere Hinweise, sogar durch die Nennung von Gewährsleuten. Um die Menschen des oberen Weinviertels näher kennenzulernen, wird man sich aber gern nicht nur diese quellenartigen Teile des Buches, sondern alle seine Geschichten lesen. Vom Standpunkt einer ernsthaften Erforschung der niederösterreichischen Volkskunde aus wird man sich freilich bei der gleichen Gelegenheit vor die Frage gestellt finden, ob ein so guter Kenner einer Landschaft und ihres Volkes nicht doch auch dazu berufen wäre, volkskundliche Sammlung, Aufzeichnung und, nach gehöriger Klärung, auch Darstellung ganz ohne erzählerische Zutaten zu leisten. Leopold Schmidt.

Hans Plöckinger, **Die Wachau und ihr Wein.** 96 Seiten. Krems. Verlag Schmidl, 1949.

Der unermüdete Kremser Forscher legt hier aus seinem Hauptarbeitsgebiet eine allgemein verständliche Darstellung vor, welche sämt-

liche Weintraditionen der Wachau zu umfassen sucht. Volkskundlich bedeutsam sind besonders die Abschnitte „Die Wachau in Geschichte und Sage“, „Eine Wanderung durch die Weinorte der Wachau“ mit Angabe der Sprache der Wachauer Glocken, „Die Winzerverbände“, dann das Hauptthema des Verfassers: „Das Weimuseum zu Krems“ und schließlich vor allem S. 55 ff. „Das Volksleben“, Hauswesen, Tracht, Brauchtum im Jahreslauf sind hier knapp, aber zutreffend dargestellt. Eine Reihe wertvoller Bilder auf 8 Tafeln und zahlreiche Strichzeichnungen von Walter Plöckinger unterstützen die liebenswürdige Darstellung. Einige harmlose Lokalhistorien, zum Teil von Schwankcharakter, runden das Büchlein freundlich ab.

Leopold Schmidt.

**Zur Volksbildungsarbeit in Niederösterreich.** Eine Zusammenfassung der Referate und Berichte von der Ersten niederösterreichischen Volksbildnertagung nebst einem Verzeichnis „Das niederösterreichische Schrifttum“ von Franz Hurdcs (= Schriften zur Volksbildung H. 3). 160 Seiten. Wien 1950. Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht. S. 9.—

Der Band unterrichtet in sehr aufschlußreicher Weise über die Fülle der Probleme, die sich die Volksbildung heute stellt, und bewährte Fachleute, wie A. Bruck, M. Pfliegler, K. Lugmayer, W. Waldstein und viele andere, sprechen sich darin über Grundfragen des Gebietes aus. Für die Volkskunde ist der Beitrag von Karl Lechner „Heimatkunde als Grundlage der Volksbildung“ besonders wichtig, ferner die konfessionell gebundene Darstellung „Zur geistigen Situation des heutigen Bauerntums in Dorf und Markt“ von Martin Stur, und vor allem die gründliche Problemschau „Erkenntnisse und Tatsachen aus der Volkskunde für die Volksbildung“ von Heinrich Jungwirth. Die nachdrückliche Betonung: „Für die Volkstumspflege muß die Feststellung gelten, daß sie vielfach noch dem Fortschritt der volkskundlichen Forschung nicht voll Rechnung trägt“ (S. 102) sei hier besonders hervorgehoben, da sie auch für manche Beiträge des Buches selbst gilt. Wenn die Theoretiker der Volksbildung mehr auf den dauernden Fortschritt der wissenschaftlichen Volkskunde achten und nicht, wie es häufig genug der Fall ist, bei eingewurzelten, aber nicht mehr allgemein anerkannten Lehrmeinungen stehenbleiben würden, könnte die Volkskunde vermutlich auch in ihren modernsten Strömungen für die Leitung der allgemeinen Bildungsarbeit mehr bedeuten, als dies heute der Fall ist. — Für Niederösterreich ist dieses Buch jedenfalls von großer Bedeutung. Auch sein kleines Literaturverzeichnis wird sich hoffentlich anregend auswirken.

Leopold Schmidt.

**Josef Weiland, Herbst in meinem Weinberg.** Ausgewählte Gedichte in der niederösterreichischen Uimundart. 125 Seiten. Wien 1949, Wiener Dom-Verlag. S. 11,50.

Der Innentitel sagt mehr als der äußere: „Hirigst i mein'n Weinbiri. Ausle(g)weinbar und Leskern“ heißt der heute wohl bedeutendste Dichter, nicht nur Mundartdichter, des Weinviertels diesen schönen Auswahlband aus seinen sonst kaum greifbaren vier Gedichtbändchen. In seinen volkssprachlich hervorragenden Gedichten liegt der ganze Zauber unseres Weinlandes, Landschaft und Menschen dieser vor den Toren der Großstadt liegenden und deshalb fast unbekanntlichen kleinen bäuerlichen Welt für sich ist in diesem Lebenswerk eingefangen. Wer uns kennenlernen will, der tut gut daran, diese nicht leicht zu lesende Mundart einmal vorzunehmen; so manches Gedicht steht für eine ganze Volkscharakterkunde: „Ausghalten, dö Paaschdorfer tanzn!“

Leopold Schmidt.

Leopoldine Springschitz, **Wiener Mode im Wandel der Zeit**, Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Alt-Wiens. Wien 1949, Wiener Verlag. 256 Seiten, 32 farbige und 32 schwarze Kunstdruckbeilagen, S 75.—.

Kostümkunde ist die notwendige Ergänzung zur Trachtenkunde. Museal ist bei uns die Trachtenkunde voraus; unsere Volkskundemuseen haben durchwegs reiche, zum Teil auch sehr systematische Trachtensammlungen, unsere kulturhistorischen Museen dagegen besitzen meist nur Ansätze zu Kostümsammlungen. Selbst das reichste von ihnen, das Museum der Stadt Wien, besitzt keine Galerie der Wiener Kostümgeschichte, so notwendig, ja selbstverständlich dies auch erscheint. Literarisch ist die Kostümkunde besser gestellt. Sind auch ihre Veröffentlichungen fast nie von der methodischen Qualität der Trachtenarbeiten, so bieten sie durch Materialfülle und guten, ja oft vorzüglichen Abbildungsstoff der eigenen Disziplin und ihren nächsten Nachbarn, insbesondere also der Trachtenforschung reiche Anregung. Das gilt auch für das vorliegende, sehr schön ausgestattete Buch über die Wiener Mode der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In 25 lebendig geschriebenen Abschnitten werden die Strömungen vor allem der Frauenmode vom ausgehenden Rokoko bis ins verklingende Biedermeier hinein verfolgt. Sowohl die formenden Elemente wie die kostümlichen Typen selbst werden dabei gut charakterisiert, und die Reaktion im Publikum, all das Beiwerk an Modezeitungen, Kritikerstimmen usw. auf Grund der viel ausgeschriebenen kultur- und sitzungsgeschichtlichen Literatur des alten Wien glücklich mitherangezogen. Weniger Forschung als Darstellung, bildet das Buch in seiner Vielseitigkeit und nicht zuletzt mit den sehr gut wiedergegebenen Kostümblättern eine durchaus begrüßenswerte Erscheinung.

Leopold Schmidt.

**Jahrbuch der Stadt Linz, 1949**. Herausgegeben von der Stadt Linz, Städtische Sammlungen. Linz 1950. 364 Seiten, 32 Abbildungen.

Nach einer längeren Pause hat die Stadt Linz ihr stattliches kulturelles Veröffentlichungsorgan wiedererscheinen lassen. Der schöne Band enthält eine Reihe wichtiger Arbeiten, die den gesamten Umkreis städtischer Kultur- und Kunstgeschichte und der verwandten Gebiete berühren. Für die Volkskunde im engeren Sinn kommen vor allem die wertvollen Abhandlungen von Ernst Neweklo wsky „Die Linzer Schiffsmeisterzunft“, von Alfred Marks „Das Handwerk der Linzer Leinenweber im 16. Jahrhundert und seine Stellung im Landesverband“ in Betracht, ferner die frühgeschichtlichen Arbeiten von Franz Juraschek „Linz im 8. Jahrhundert“ und Hertha Ladenbauer-Orel „Ein bairisches Gräberfeld in Linz-Zizlau“. Aus der Erinnerung an das ländliche Linz stammt die Arbeit von Franz Brosch „Flurnamen sprechen“, und die ausgezeichnete Sammlung von Hans Com m e n d a „Das Spielgut der Linzer Kinder“ zeigt die eigentliche Linzer Stadt-Volkskunde an der Arbeit. Persönliche Kindheitserinnerungen und jahrzehntelanges Befragen der Schüler haben Com m e n d a ein sehr aufschlußreiches, vielschichtiges Material zur Hand gegeben, das bis zu den Aufschreibungen der modernsten Neckreime auf Autotypen — Com m e n d a prägt dafür den Ausdruck „Kraftwagenspott“ — reicht. Man kann nur wünschen, daß dieses schöne Linzer Jahrbuch auch weiterhin der Volkskunde so entgegenkommt wie in diesem Band.

Leopold Schmidt.

**Das Steyrer Kripperl**, Scherenschnitte von Dorothea Holzleitner, Enns. Worte und Liedertexte sind Auszüge aus den Originaltexten und vorgeführten Liedern, zusammengestellt von Studienrat Prof. Gregor Goldbacher, Steyr. 56 Blatt, Steyr, 1948, K. Lintl (W. Ennsthaler).

Vor 30 Jahren ist das Steyrer Krippenspiel in dieser Zeitschrift von Viktor Geramb und Viktor Zack veröffentlicht worden. Die altbewährte biedermeierliche Kinderfreude der Stadt Steyr hat im Zeitraum dieses Menschenalters fröhlich weitergelebt und immer wieder erneute Aufmerksamkeit erweckt. Ein ganz besonderes Zeichen dafür ist die bibliophile Gabe, welche das ganze Geschehen auf der Krippenspielbühne in zügige, humorvolle Scherenschnitte umgesetzt zeigt. Der Einfall ist hübsch, und die Ausföhrung wirkt durchaus erfreulich. Besonders auf allen jenen Blättern, die nur jeweils eine Szene dargestellt zeigen, ist der Eindruck einheitlich. Wo zwei nebeneinander gestellt werden mußten, womöglich noch zwei von ungleicher Größe, beeinträchtigen sie einander natürlich, wie auch gerahmte und ungerahmte Szenen nebeneinander etwas gedrückt wirken. Wenn man sich jedoch in die flotte Einzelbehandlung der jeweiligen Figuren versenkt, und dazu die wohlbekanntten alten Texte der Liedchen und Scherze liest, wird man sich der gelungenen Gabe sehr freuen.

Leopold Schmidt.

Franz Martin, **Kleine Landesgeschichte von Salzburg**, 2. erweiterte Auflage. Salzburg, 1949. Salzburger Druckerei und Verlag, 104 Seiten.

Ein in seiner Art ganz vorzügliches Büchlein, das man nicht nur mit Gewinn neben den großen Geschichtsdarstellungen benützen wird, sondern das durch seine Vielseitigkeit auch durchaus eigenen Wert besitzt. Volkskundlich ist das Eingehen auf die sachkundlichen Zeugnisse der urgeschichtlichen Perioden sowie auf die verschiedenen Epochen und Wandlungen des Volksglaubens (Zauberei, Barockfrömmigkeit, Aufklärung usw.) von besonderer Bedeutung.

Leopold Schmidt.

Otto D e n g g, **Leutln, hiaz sing mar oans!** Sammlung der beliebtesten Volkslieder aus den österreichischen Alpenländern. Salzburg, Mayrische Buchhandlung, 1949. 152 Seiten, S 8,80.

Adolf D e n g g, **Mein Liederbüchl**, Noten zu den schönsten Liedern des Textliederbuches „Leutln, hiaz sing mar oans!“ von Otto Dengg, sowie viele weitere Volkslieder, Gstanzln und Jodler in ein-, zwei- und dreistimmigem Volkstanz. Salzburg, Mayrische Buchhandlung 1949, 142 Seiten, S 16,80.

Diese beiden Kleinoktavbändchen darf man nicht mit dem Maßstab der Volksliedforschung messen. Es handelt sich um ausgesprochene Gebrauchsliederbücher, auf deren Titelblatt das Wort „Volkslied“ nur ungefähr „vielgesungenes Lied“ bedeuten soll. Es sind also eigentlich Volksbüchlein, im Sinn der Hegenauerschen Vierzeilersammlungen etwa. Dem entsprechend stehen Volkslieder im eigentlichen Sinn neben den verschiedensten volkstümlichen und volksläufigen Liedern älterer und jüngerer Epochen nebeneinander drin, vom sentimentalen Biedermeierlied bis zum Wandervogellied aus dem Anfang unseres Jahrhunderts. Auf Herkunftsangaben ist keinerlei Gewicht gelegt, Autoren sind mitunter angegeben, mitunter auch nicht, manchmal ist dasselbe Lied sogar zweimal vorhanden (z. B. Nr. 103 = 111). Das Melodienbüchlein scheint etwas sorgfältiger überwacht worden zu sein. Hier tritt auch das alpenländische, besonders salzburgische Element stärker in den Vordergrund; von den Jodlern sind zwei Neuaufzeichnungen aus dem Lungau (Nr. 127 und 131) beachtenswert.

Leopold Schmidt.

Ferdinand T r e m e l, **Steiermark, Eine Landeskunde**. Graz-Wien, Styria, Steirische Verlagsanstalt 1949, 199 Seiten, 53 Bilder.

F. Tremel, der Herausgeber der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark“, ist seit langem erfolgreich um die Erforschung von Sied-

lung und Soziologie, Wirtschafts-, Verkehrs- und Handwerksgeschichte der Steiermark, besonders ihres Fernhandels im 15. und 16. Jahrhundert bemüht. Mit dem betonten Schwerpunkt auf diese Gebiete (Verkehrslage, naturgegebene Wirtschaftsfaktoren und ihre historische Entwicklung) legt der Verfasser, gestützt auf seine Erfahrungen als Schulmann (T. ist Direktor des Akad. Gymnasiums in Graz), vor allem der Lehrerschaft eine „Landeskunde“ in die Hand, die, beginnend mit der Darlegung der geologischen Verhältnisse der Steiermark über die Anfänge des menschlichen Lebens in diesem Raume seine Geschichte bis zur unmittelbaren Gegenwart nach dem Ende des zweiten Weltkrieges bietet. Neben den ständig einbezogenen Leistungen der Steiermark auf dem Gebiete der Hochkultur (Musik, bildende Kunst, Literatur) verzichtet der Verfasser auf ein Eingehen auf allgemein volkscundliche Verhältnisse hinsichtlich Sitte und Brauch, musische Erscheinungsformen des Volkslebens usw. Hingegen fallen gerade für Fragestellungen der modernen Volkskunde, z. B. für die Kunde der Volksnahrung und des Wanderns derartiger Konsumgüter außerordentlich wichtige Einzelheiten ab. Tremel konnte eben jetzt (November 1949) diese Art volkswirtschaftsgeschichtlicher Schau in einer Karte „Der Handel der Steiermark im 16. Jahrhundert“ im „Heimatatlas der Steiermark“ (hg. v. Histor. Ver. f. Stmk.) sehr klar und übersichtlich nach den wichtigsten Handelsgütern und -wegen darstellen und in den „Erläuterungen zum Heimatatlas der Stmk.“, Lieferung IX/X (Graz, Selbstverlag des Histor. Ver., 1949), knapp und anregend einbegleiten. Hier wäre eine Fülle von notwendigen Arbeiten anzuschließen, zumal mit den Frachtgütern auf den verschiedenen Fernhandelswegen auch geistige Güter mitvermittelt wurden, und zwar nicht nur die protestantische Literatur während der Reformationszeit oder Stoffe, Schnitte und Schmuckmotive der Volkstracht. So besehen gibt T.s Landeskunde der Steiermark auch ohne betont volkscundliche Grundhaltung der wissenschaftlichen Volkskunde manche willkommene Daten und Anregungen und läßt das Werk besonders jenen von Nutzen sein, die im Überbetonen der musischen und festlichen Seiten der Volkskultur ihre historischen und wirtschaftlichen Bedingungen vielfach übersehen. Sorgfältig gearbeitete Register nach Namen und Sachen, ein Verzeichnis steirischer landeskundlicher Literatur und ein sehr guter Bilderteil runden das Werk ab.

Leopold Kretzenbacher.

**Otto Stolz, Rechtsgeschichte des Bauernstandes und der Landwirtschaft in Tirol und Vorarlberg.** Bozen 1949, Verlag Ferrari-Auer AG., Gr.-8<sup>2</sup>, 527 Seiten, broschiert S 85.—

Die hervorstechende Lebensstellung und die sich daraus ergebende politische Berücksichtigung des Bauernstandes in den westlichen Ländern Österreichs führten dazu, daß nicht bloß die allgemeine Geschichte und Volkskunde dieser Gebiete rege wissenschaftliche Beachtung fanden, sondern allmählich auch die Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gebührend berücksichtigt werden. Nach Hermann Wopfner, der von diesen Disziplinen ausging, ist es vornehmlich sein Innsbrucker Berufskollege im Staatsarchiv und an der Universität, Hoirat Dr. Otto Stolz, der sich deren Fragen mehr und mehr zuwandte und in den letzten 30 Jahren einige große Arbeiten herausbrachte. Im vorliegenden Werke faßt St. seine rechtsgeschichtlichen Archivforschungen in einer großlinigen Gesamtdarstellung zusammen, wie sie kein anderes österreichisches Land besitzt. Als beherrschender Gesichtspunkt steht ihm die Gestaltung und Ordnung der bäuerlichen Lebensverhältnisse durch die Landes- und Staatsgewalt und durch ihre Gesetzgebung und die Beziehung zu dieser vor Augen. Auf diesem Wege erschließt St. wertvolle Unterlagen und Einblicke zur Arbeitskunde, zum Hauswesen, zu Tracht und Kost und mittelbar selbst zu Sitte und

Brauch, die aus solchen rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Bauernländer hervorgegangen sind. Insofern ist dieses weit ausgreifende Werk selbst für die Volkskunde bedeutsam und unentbehrlich, auch wenn es dessen geistesgeschichtlichen Probleme und Darstellungen nur gelegentlich nebenher miteinbezieht. Literaturdenkmäler wie „Der Seelenrat“ des Heinrich von Burgeis, dem Bozner Verhältnisse um 1300 zugrunde liegen (s. Archiv für das Studium neuerer Sprachen, Br. 167, 1935, S. 177 bis 192), oder „Die Blumen der Tugend“ des Hans v. Vintler, deren Volksglaubenliste nur zu einem geringen Teil speziell tirolische Anschauungen des 15. Jahrhunderts wiedergibt (s. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 23, 1913, S. 1—18, 113—136); stehen als Zeugnisse nicht mehr allein. Die Übersicht der Archivalien und der Literatur zur Rechtsgeschichte des Bauernstandes läßt sich von volkskundlicher Seite noch ergänzen. Auch die Entstehungsgeschichte und das Verhältnis von Gemeinde zu Pfarre und Wirtschaft, die St. übrigens schon selber gegenüber seinen früheren Darstellungen genauer modifiziert hat, greift entscheidend in die volkskundliche Betrachtung ein. Bei den erhaltenen wenigen Groß- und Talgemeinden des 19. und 20. Jahrhunderts auf rätoromanisch verbliebenen Gebieten rücken verschiedene Faktoren ins Gesichtsfeld; denn darin wirken noch heute Burschenschaften ähnlich den bündnerischen Knabenschaften in Vorfrühlingsbräuchen fort, wie in meinem Tiroler Fasnetbuch ausgeführt ist. Die Volkskunde kann daher auch mit eigenen Ergebnissen zur Rechtsgeschichtsforschung des Bauernstandes beitragen. Auf Wopfners einschlägige Arbeiten, besonders zum Alpenvereinswerk „Tirol“ (1933), verweist St. wiederholt nachdrücklich.

Als Werk eines einzelnen Gelehrten ist diese bäuerliche Rechtsgeschichte, deren verschiedenartige Teile O. Stolz begreiflicherweise nicht alle gleichmäßig und erschöpfend belegen und ausführen konnte, eine außerordentliche Leistung und eine vielseitige Grundlage, von der nun die weiteren Detailforschungen der einzelnen Disziplinen ausgehen können.

Die Drucklegung des neuen, umfangreichen Geschichtswerkes wurde in einer Epoche niederdrückender Verlagskrisen durch eine für Südtirol ansehnliche Zahl von Subskribenten einer Bozner Firma möglich gemacht. Der Satz weist mit seinen Einschüben und Nachträgen kleine Mängel auf. Solche durch die besonderen Verhältnisse bedingte Schönheitsfehler beeinträchtigen jedoch die große Freude und die Genugtuung nicht, die das Herausbringen dieses grundlegenden Werkes in Fachkreisen und in der Reihe der Südtiroler Heimatfreunde ausgelöst hat. Anton D ö r r e r.

**Richard Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur.** VI + 368 Seiten, mit 141 Abbildungen im Text. Wien 1949, Verlag Franz Deuticke, S 60.—

Der Prähistoriker der Wiener Universität legt hier ein zusammenfassendes Werk über die europäische Urgeschichte vor, das der aufmerksamen Beachtung auch durch die Vertreter der Volkskunde sicher sein darf. Es ist aus dem ersten Teil des bisher bekanntesten Werkes Pittionis, *Urgeschichte, Allgemeine Urgeschichte und Urgeschichte Österreichs*; (= Handbuch für den Geschichtslehrer, Ergänzungsband 1, Wien 1937) hervorgegangen und zeigt schon allein durch seinen die Selbständigkeit mehr als rechtfertigenden Umfang, wie sehr inzwischen die Forschung fortgeschritten ist, und wieviel Pittioni davon in knappster Stoffdarbietung und mit der ihm meisterhaft eigenen Systematik und Gliederung darzustellen verstanden hat. Das Buch ist seinem Wesen nach ein Lehrbuch, das soviel wie nur möglich an positiv gesichertem Stoff zu bringen trachtet, ohne deshalb aber die der Forschungsrichtung Pittionis eigenen Problemstellungen zu vernachlässigen. Das zeigt sich in ganz besonderem Aus-

maß bei den systematisch für alle Kapitel eingehaltenen Schlußabschnitten über das jeweilige „Volkstum“ der betreffenden Kulturen, ein Abschnitt, der noch nach der jeweiligen Zusammenfassung „Materielle und geistige Kultur“ folgt, und mit diesem zusammen wohl für den volkscundlich eingestellten Leser am wichtigsten und gleichzeitig auch lesbarsten sein dürfte. Die ungeheure Arbeit, die in der jeweiligen Überschau und Zusammenfassung der chronologischen und typologischen Probleme enthalten ist, läßt sich nur von den engsten urgeschichtlichen Fachkollegen beurteilen. Dennoch dürfte sich jeder, dem besonders die völkercundliche Methodik der Wiener Schule nicht fremd ist, auch in diese Abschnitte einlesen können.

Eine gewisse Schwierigkeit für die Benützung durch den nicht voll im urgeschichtlichen Fachbetriebe stehenden Nachbarwissenschaftler stellt zweifellos die Beschränkung auf Europa im heutigen Sinn dar. So wertvoll es auf der einen Seite ist, gerade die lokal kontinuierlichen Fäden hier stärker als gewöhnlich durchgezogen zu sehen, so einschränkend wirkt doch diese Begrenzung bei der Verfolgung aller jener vielen Probleme, die nun eben einmal aus Europa heraus oder, besser gesagt, von anderswo nach Europa hineinführen. Sie sind in vielen urgeschichtlichen Perioden so wesentlich, daß man sie mit kurzen Hinweisen allein doch nicht ganz klar machen kann. Dies gilt vor allem für den Alten Orient, den man in seinen Auswirkungen von Alteuropa eben nicht trennen kann. Hier wäre wenigstens ein breitangelegtes Ausblickskapitel als dringende Ergänzung angebracht gewesen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil das Werk, das sonst sehr sorgfältig gearbeitet ist, nur eine ganz kurze Literaturangabe über die letzten Neuerscheinungen besitzt, ganze 24 Nummern, wodurch aber die eigentlichen wissenschaftlichen Nachweise doch nicht ersetzt sind. Das gilt gerade vom Standpunkt einer eng angrenzenden Nachbardisziplin ganz besonders, da der eigentliche urgeschichtliche Fachmann sich doch zweifellos leichter zurechtfindet. Diesem Mangel steht freilich der große Vorzug eines recht ausführlichen Schlagwortregisters gegenüber, worauf ebenso wie auf die einprägsame Bebilderung eigens hingewiesen sei.

Leopold Schmidt.

Alois Mitterwieser †. **Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern**. Durchgesehen und ergänzt von Torsten Gebhard. 167 Seiten, 39 Abbildungen. München 1949, Verlag Konrad Weinmayer.

Vor nunmehr schon 18 Jahren konnte ich in dieser Zeitschrift (II. Folge, Bd. XXXVII, S. 51) die erste Auflage dieses schönen Buches begrüßen. Seine Bedeutung wird nach so vielen Jahren besonders erkennbar, wenn man die Tatsache einer Neuauflage nach dem Tode des Verfassers, und noch dazu unter den heutigen Umständen, erwägt und mit Freude zur Kenntnis nimmt. Der Haupttext des Buches ist, bis auf wenige Besserungen nach den leider für die Drucklegung etwas zu spät aufgefundenen Nachlaßnotizen Mitterwiesers, unverändert geblieben. Der Herausgeber hat seine Ansichten zu den Erscheinungen im wesentlichen in einem ausführlichen Vorwort dargetan, welches die etwas einseitig historisch eingestellte Darstellung Mitterwiesers nach der volkscundlichen Seite hin ergänzt. Besonders die hier vorliegenden Volkskunstprobleme kommen dabei zur Geltung. Für das Gebiet des kultischen Volksglaubens, wie es mit Umzugsform, Prozessionswegen usw. doch stark beteiligt erscheint, dürfte aber aus Mitterwiesers Material noch manches herauszulesen sein. Viele Einzelhinweise und die ganze neuere Literatur sind von Gebhard in die sehr beachtenswerten Anmerkungen hineingearbeitet worden. Auf österreichischer Seite wäre hier die Schaffung eines Gegenstückes notwendig. Anton Dörrer hat im I. Band seiner „Bozner Bürgerspiele“ 1941 viel Hierhergehöriges gegeben, und Leopold Kretzenbacher in seinen „Barocken

Spielprozessionen in Steiermark" (Aus Archiv und Chronik, Bd. II, Graz 1949, S. 13 ff., 43 ff.). Gesamtüberblick und allseitige Auswertung stehen aber noch aus. Sie werden wie alle hier anschließenden Einzelarbeiten in Gebhards feinfühligere Neuausgabe von Mitterwiesers Werk Anregungen und Parallelen in Fülle finden. Leopold Schmidt.

Willibald Kirfel, **Die dreiköpfige Gottheit**, Archäologisch-ethnologischer Streifzug durch die Ikonographie der Religionen. Mit 213 Abbildungen. 210 Seiten, Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn 1948, RM 24.80.

Der Verfasser gliedert seinen Stoff in folgender Weise: Die dreiköpfigen Gottheiten in Indien (Hinduismus, Buddhismus, Jainismus), in Iran, bei den Slawen, der dreiköpfige Reiterheros in Thrakien, die dreiköpfigen Gestalten im Mittelmeerraum (Hellas, Altitalien, Spätantike), im gallo-keltischen Bereiche, die dreiköpfigen und dreigesichtigen Gestalten des christlichen Mittelalters; als Anhang die dreiköpfigen Gottheiten in Afrika. Wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet für die umfassende und gründliche Zusammenstellung eines bedeutsamen Stoffes, besonders für die erstmalige eingehende Darbietung der dreiköpfigen Gestalten auf indischem Boden, die in dieser ausführlichen und übersichtlichen Zusammenfassung bisher nicht zugänglich waren. Die angeführten Denkmäler werden fast durchwegs im Bilde wiedergegeben, was besonders wertvoll ist, mag auch die Wiedergabe infolge des hierfür nicht geeigneten Papiers — das bringen die Zeitumstände mit sich — leiden.

Aus den vorgelegten Denkmälern scheint mir doch hervorzugehen, daß der Dreikopf meist am Ende religiöser Bindungen erscheint und somit eine Endform darstellt. Für Indien, Iran und Griechenland sind noch mythische Voraussetzungen da und in Hellas gewissermaßen ein ganzer Werdegang von den drei Gestalten der Hekate zur dreiköpfigen und dreigesichtigen Kurzform. Hier liegt auch neben der mythischen Überlieferung die Verbundenheit mit Brauchtum und Teilung der Zeiteinheit klar zu Tage, die Voraussetzungen für eine „Leitgestalt“, ganz abgesehen von dem Bedeutungswandel, den diese im Laufe der Zeit durchmacht. Wie zäh die Bindung mit dem Brauchtum ist, beweist ein männlicher Dreikopf als Weihnachtsgebäck in Hirschhorn am Neckar (Tf. 67, Nr. 203). Wir brauchen nur die „heiligen drei Madln“, Erinnerungen an die keltisch-germanischen „Mütter“, die gleichfalls zu Weihnachten, an der Zeitwende, als Gebäubrot erscheinen (Jahrb. f. histor. Volksk., III./IV, Bd., Tf. 64, Abb. 52, 53), darüber zu stellen, um die Anordnung der Reliefs von Metz und Trier (Tf. 49, Abb. 142, 141) zu erhalten; die drei Frauen („Spinnerinnen“) und unter den Füßen der mittleren den Dreikopf. Nachklingende Verbundenheit mit der sagtümlichen Überlieferung bietet die Sage Nr. 9 bei Grimm, Deutsche Heldensagen. Ein Schäfer, der im Besitze der Springwurzeln ist, wird von einem „prächtigen Königsfraulein“ in eine Höhle im Berge geführt. Als sie in die Mitte des Berges gekommen sind, sitzen da noch zwei Jungfrauen und spinnen emsig. Der Böse war auch da, aber ohne Macht und unter dem Tisch, vor dem die beiden saßen, festgebunden. (Der Hirte vergißt über dem eiligen „Füllen“ seiner Taschen mit Gold und Edelsteinen das Wichtigste, die Springwurzeln in der Höhle.) Das Bild, das die Sage gibt, stimmt mit dem der zwei Denkmäler auffallend überein. Vom Kopf des „Bösen“ wird nichts berichtet, aber wir kennen zahlreiche mittelalterliche Darstellungen des dreiköpfigen, bzw. dreigesichtigen Teufels. Schon bei Eusebios von Alexandrien, einem Kirchenschriftsteller des 6. Jahrhunderts, wird der Teufel „dreiköpfiger Beelzebub“ genannt, was sichtlich auf iranischen Einfluß zurückgeht. Auf jeden Fall gehört der Dreikopf der nichtgeschichtlichen Überlieferungswelt an und diese Leitgestalt taucht plötzlich, unbekümmert um das historische Geschehen, nachdem sie lange im

Verborgenen geruht, neuen Verhältnissen angepaßt, immer wieder von neuem auf<sup>1)</sup>).

Karl Spieß.

C. W. v. Sydow, *Selected papers on folklore*. Published on the occasion of his 70th birthday. Kopenhagen 1948. Rosenkilde and Bagger. 258 Seiten.

Eine stattliche Reihe von europäischen und amerikanischen, vor allem aber selbstverständlich von skandinavischen Volkskundlern hat sich zusammengefunden, um dem siebzigjährigen Meister der nordischen Volkskunde in der Tabula gratulatoria ihre Verehrung zu erweisen. Uns hat man nicht eingeladen; das ist unwichtig, dem Jubilar werden unsere Namen in der Liste nicht fehlen. Viel wichtiger ist, daß uns sein Buch erreicht hat. Denn eine derartige Festschrift haben wir schon längst sehnsüchtig erwartet. Es sind die wichtigsten kleineren Schriften des Jubilars selbst, nicht Zufallsbeiträge von Schülern und Freunden, die hier zusammengefaßt wurden, und diese Sammlung ermöglicht nunmehr allen, die es nicht oder noch zu wenig vermocht haben sollten, zu erkennen, was Sydow geleistet hat. Ich stehe nicht an, angesichts dieser ausgewählten zehn Arbeiten zu erklären, daß Sydow nicht nur mit dem Titel eines Meisters geehrt werden darf, der bei solchen Gelegenheiten mitunter zu billig vergeben wird. Er ist für unsere Disziplin ein Klassiker. Festhalten, untersuchen, darstellen, das können so manche der Bedeutenden unseres Faches. Aber mit der gleichen Straffheit wie Eleganz dies alles gleichzeitig durchführen und aus der Haltung der Kritik heraus zur klaren Darstellung umfassender, fundamentaler positiver Ergebnisse fortschreiten, das ist selten. Solche Leistungen charakterisieren den Klassiker.

Es sind die berühmtesten Arbeiten Sydows, die eine Herausgebergruppe hier zusammengestellt hat, wobei die eigentliche Editionsarbeit von Laurits Bødker geleistet wurde. Die meisten der Abhandlungen sind so bekannt, daß hier nur die Titel angeführt werden müssen: „On the spread of tradition“ (1932), „Geography and Folk-Tale oicotyps“ (1934), „Kategorien der Prosa-Volksdichtung“ (1934), „The Mannhartian Theories about the last sheaf and the fertility demons from a modern critical point of view“ (1934), „Popular Dite tradition. A terminological outline“ (1937), „Popular Prose traditions and their classifications“ (1937), „Die Begriffe des Ersten und Letzten in der Volksüberlieferung mit besonderer Berücksichtigung der Erntebräuche“ (1939). Die während des Krieges erschienenen Abhandlungen sind bei uns kaum mehr bekannt geworden, und daher im Wiederabdruck besonders begrüßenswert: „Comparative religion and popular tradition“ (1941); hier ist besonders auf die kritische Behandlung der Traditionen des schwedischen Staffansrittes aufmerksam zu machen; „Folk-Tale studies and Philology. Some points of view“ (1945). Die wichtigste dieser neueren Arbeiten ist aber wohl die letzte: „Das Volksmärchen unter ethnischem

<sup>1)</sup> Als neuesten Beitrag zu diesem Problem vgl. jetzt Raffaele Pettazzoni, The gaulish three-faced god in planetary vases (The Journal of Celtic Studies, Bd. 1, Nr. 1, November 1949, S. 35 ff.). — Sehr bemerkenswert für das Nachwirken barocker europäischer Darstellungen erscheint mir eine spanisch-amerikanische Dreifaltigkeitsplastik aus dem Südwesten der Vereinigten Staaten, Neu-Mexico. Drei gleiche Köpfe sitzen hier auf drei miteinander verwachsenen Körpern, deren zwei Arme merkwürdigerweise durch einen kettenartigen Strick vorn gefesselt sind (Erwin O. Christensen, Popular art in the United States (= Penguin Books, 50), London 1948, Abb. 31).  
Schdt.

Gesichtspunkt“, die 1940 in der Festschrift Feil-Sgribhinn Eoin Mic Neill in Dublin erschienen und wohl fast allen mitteleuropäischen Fachkollegen unbekannt geblieben ist.

Nur zu dieser letzten, ungemein wesentlichen Abhandlung sollen hier einige Worte gesagt werden, um vielleicht dadurch die ganze tiefreichende Bedeutung des Wirkens v. Sydows wenigstens andeutungsweise zu charakterisieren. Sydow, der in vielen seiner Arbeiten in einer beinahe formalistisch anmutenden Weise die Grundzüge der Volksüberlieferung, zumal der Volkserzählung zu charakterisieren und zu kategorisieren versucht hat, ist damit, das wird in dieser letzten Abhandlung ganz deutlich, einem ganz anderen, bei weitem höher gesteckten Ziel nur immer näher gerückt. Er hat durch wohlbegründetes Kennzeichnen und Scheiden nämlich die Wege zur geschichtlichen Aufschlüsselung des Erzählgutes freigelegt, zur Zuweisung bestimmter Erzählformen, ja Erzählungen selbst an Zeiten, Kulturen, vielleicht sogar Völkern oder Völkergruppen, bzw. deren Vorformen. Nach einer kurzen Übersicht über die bisherigen ethnischen Zuweisungsversuche von Märchen bespricht er zunächst die charakteristischen altägyptischen Zauberermärchen und die „semitischen Novellate“, und stellt fest, daß beide die europäische Volkserzählung kaum beeinflusst haben dürften. Dann aber wendet er sich seinem Hauptanliegen, der Gruppe der „Chimere“ zu, also jener Märchengattung, die Antti Aarne als „Zauberermärchen“ bezeichnet hat. Ihre Zugehörigkeit zu der indogermanischen Völkergruppe steht für Sydow fest. Für ihre zeitliche Tiefe zieht er, wie viele vor ihm, die griechische Heldensage heran. Von hier aus führt aber nun sein Weg nicht wie der von Karl Meuli in die Welt der Schamanendichtung (vgl. Meuli, *Scythica*, in: *Hermes*, Zeitschrift für klassische Philologie, Bd. 70, Berlin 1935, H. 2, S. 146 ff.), woraus sich ja auch wiederum keine geschichtliche und ethnische Festlegung gewinnen ließe, sondern in die archäologisch greifbare Urgeschichte. Die Tatsache des Vorhandenseins typischer indogermanischer Chimere in Ägypten um 1300 v. Chr. interpretiert er folgerichtig mit noch höherem Alter dieser Märchen außerhalb Ägyptens, im europäischen Neolithikum. Nach Überwindung einiger selbst errichteter kritischer Schranken verweist er dann, gestützt auf das Grundmotiv der „magischen Flucht“ in der Argonautensage, auf die Megalithkultur als die vermutliche Trägerkultur dieser Märchentypen. Die kartographische Vergleichung der Spuren von Märchenmotiven, die diesem Chimere-Typus angehören, und der Zeugnisse der Megalithkultur nimmt, so sehr sie nur in großen Zügen ausgeführt ist, für die These ein. Der mythisch-heroische Stil, der dem Chimere ursprünglich eigen zu sein scheint, paßt zweifellos zu der Herrenart der Megalithkultur. Damit hat die volkswissenschaftliche Märchenforschung der Urgeschichte den Nachweis eines etwa 4000 Jahre alten Märchens, besser einer ganzen Erzählungsform und damit wohl der dazugehörigen Geisteshaltung, erbracht, eine Tatsache, die mir berufen scheint, in der Geschichte beider Wissenschaften epochal zu wirken.

Diese Schlußabhandlung ist, wie schon betont, nur ein, wenn auch ein gewaltiger Gewinn dieses ganzen Lebenswerkes, das in seiner Schmalheit und Schlichtheit stärker wirkt, als viele materiell um vieles umfanglichere. Der ganze Umfang der Lebensarbeit Sydows ist aus dem von Jan-Ojvind Swahn zusammengestellten Veröffentlichungsverzeichnis des Jubilars zu erkennen, das nur in den bibliographischen Angaben etwas zu knapp angelegt ist. Daß einer Festschrift für einen Märchenforscher ein Index der Erzählungstypen nicht fehlt, übrigens auch nicht ein Generalregister, berührt wohlthuend. Besonders angenehm erscheint aber, daß die Abhandlungen, soweit sie nicht schon ursprünglich in diesen Sprachen veröffentlicht wurden, englisch oder deutsch übersetzt sind. Die Wirkung der bahn-

brechenden Leistungen des nordischen Klassikers, dessen schönes Bildnis den Leser zu Beginn des Buches grüßt, wird auf diese Weise sicherlich rasch in die Breite und Tiefe wachsen.

Leopold Schmidt.

Max Fehr, **Die wandernden Theatertruppen in der Schweiz, 1600—1800.** (XVIII. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur, 1948, zugleich VI. Schweizer Theateralmanach, hg. Oskar Eberle.) Einsiedeln 1949, 221 Seiten.

Die bisher vorliegenden Jahrbücher der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur, herausgegeben vom Begründer der wissenschaftlichen Schweizer Theaterforschung und Spielleiter Oskar Eberle, sind wertvolle Bausteine zur Theaterwissenschaft. Auch die Volkskunde zieht aus ihnen reichen Gewinn, da die Grundeinstellung Eberles jegliche Form des Volkstheaters, vaterländisches Festspiel und geistliches Volksschauspiel, Fastnachtsbrauch und Maskentreiben, Wandertheater und Puppenspiel mit einbezieht. Im neuen Band XVIII bietet M. Fehr eine aus archivalischen Quellen mühsam erarbeitete Geschichte des Wandertheaters in der Schweiz für den Zeitraum von 1600—1800, in dem über einer breiten Grundlage volkstümlicher Brauchspiele sich Schulkomödie und Barocktheater erheben, beide zunächst unvolkstümlich, aber bald auf das Volksschauspiel befruchtend zurückwirkend, wo ferner die dramatischen Literaturen der Großvölker sich zur Höhe der Klassik erheben und viele Formen und Tendenzen ausbilden, deren Nachwirkungen wir im Theaterleben von heute noch spüren.

Einen spät erkannten, aber wesentlichen Anteil am Werden der Theaterkultur dieser Zeit haben auch die Wandertruppen, die allenthalben bei den europäischen Völkern der Errichtung ständiger Bühnen, den „Nationaltheatern“ voran gehen. Sie tragen, so verachtet sie in gesellschaftlicher Hinsicht sein mochten, das nationale Spielgut ihrer Zeit über Staats- und Sprachgrenzen hinaus und repräsentieren mitten in der Ausbildung der nationalen Literaturen noch immer gewissermaßen eine europäische Geistigkeit. Zu Beginn dieser Epoche bringen die Englischen Komödianten Marlowes *Faust* und Shakespeare-Stücke 1608 nach Graz. Deutsche Prinzipale tragen neben den Haupt- und Staatsaktionen das regelmäßige Stück französischer Geschmackes ins Land und lösen sich mit der *opera seria* und *buffa* der italienischen Spielgruppen wechselweise ab.

Von den vier Völkern der Schweiz haben drei an Sprache und Kultur der bedeutendsten Theaterationen Europas Teil. Wandertruppen aus Deutschland und Österreich, aus Frankreich und Italien bespielen regelmäßig durch fast zwei Jahrhunderte bis zur Errichtung konkurrierender stehender Bühnen die größeren Städte der Schweiz. Über sie handelt Fehr. Einleitend stehen (manchmal allzu knappe) Ausführungen über theatralisches Spiel und Registrierung, Obrigkeit und Theater, Spielleiter und -zeiten, Einnahmen und Ausgaben, Repertoire und Zensur, Musik und Spielergesellschaften, Kindertruppen und Einzelmimen, aber auch über die auffallend viel gepflegten Sondergattungen der Pantomime und des Ballets, des Puppenspiels der Marionetten (Fadengruppen) und *Policinelli* (Handpuppen) (wobei der landesüblichen Sondernamen: *Kunzen-Jagen*, *Docken*, *Docketen* gedacht wird, S. 51); endlich über die Schattenspiele (*Ombres chinoises*), deren chinesische Herkunft heute als gesichert gilt. Ihr Wanderweg aus Italien nach Deutschland lag bisher mangels italienischer Vorarbeiten sehr im Dunkel. Hier vermag Fehr zu belegen, daß die Mehrzahl der Schattenspieler, die die Schweiz durchzogen, italienischer Abkunft war.

Den Hauptteil der Arbeit bietet die umfangreiche Statistik (S. 73 bis 191) der alphabetisch angeführten Truppen und Prinzipale, der Spieldaten und Orte, des Repertoires. Aus der Vielfalt der Archivalien wird der Zusammenhang mit der Schweizer Bürgerkultur sehr deutlich: Themen und Stil der Wandernden wirken auf die Gestaltung des ständigen Schweizer Theaters, aber auch auf das Volksspiel und eigene dramatische Versuche (Isaak Iselin); Pantomime und Ballet verlocken zum lang verpönten Gesellschaftstanz der Bürger. Die anfängliche Theaterfeindschaft der strenggläubigen Bürger manifestiert sich in den „Bedenken von Comödien“, die Jakob Breitingen 1624 „zu Diensten und Gefallen einer jungen Bürgerschaft der uralten Statt Zürich“ erscheinen ließ. Durch volle 106 Jahre duldete man daraufhin kein Schauspiel mit lebenden Darstellern in Zürich! Das calvinische Genf gesellte sich hier dem reformierten Zürich. Noch 1758 erhob kein Geringerer als J. J. Rousseau leidenschaftlich Protest gegen die Errichtung eines stehenden Theaters! Es werden historisch-psychologische Verhaltensweisen der einzelnen Schweizer Städte in Unterschieden sichtbar, wenn sich etwa Basel und Bern weitaus weniger starr und feindselig gegen das Theater zeigten.

Aus der Fülle der angeführten Namen von Marionettenspielern wird erst die große Bedeutung dieser Art volkstümlichen Theaters bewußt, deren Verbreitungsdichte die Wiener Dissertation von Eva Friedländer, „Das Puppenspiel in Österreich“ (Wien, 1948, Manusk.) trotz wertvoller Ansätze mangels archivalischer Vorarbeiten noch nicht leisten konnte. Aus Fehr lassen sich viele Daten zur Geschichte der österreichischen Wandertruppen gewinnen und Rückschlüsse auf Wanderwege, Repertoire, Spieleranzahl und Figurenbestand ziehen. So spielten in der Schweiz: die Truppe des F. Berner aus Wien (Kindertruppe, Schauspiel, Pantomime, Ballet), die „Hochdeutsche Wienerische Bande“ des J. H. Brunius (16 Personen) die Salzburger Prinzipale J. E. Döring (Döringer Dering), A. F. Hoffmann (mit Mozarts „Entführung“ und „Figaro“ im Programm) und Kerber (Körper); die Fürstlich Eggenbergischen Hochdeutschen Comödianten, die Wiener Kübler, F. Regino, (französische Pantomimen!); ferner F. J. Rosner, „k. k. privilegierte vorder-österreichische Provinzial Schauspielergesellschaft“. Besonders stark sind die österreichischen Marionettenspieler vertreten: Die Wiener Zieger und J. B. Hilferding, dessen Puppen von einem „so genannten Styrischen Pawren (steirischen Bauern) agirt“ werden, der Südtiroler J. Edelsbacher, der berühmte „Mechaniker“ G. Geiselbrecht, Schwiegervater des Steirers Joseph Tendler und aus Th. Storms Novelle „Pole Poppenspäler“ wohlbekannt, der Wiener Schattenspieler F. Monticelli und manch anderer.

Man wird Fehrs Arbeit als eine Fundgrube zur älteren Theatergeschichte werten müssen. Ihr sind auch gute Bilder von Hanswursttypen, Marktschreibern, Kindertheaterszenen usw. beigegeben.

Leopold Kretzenbacher.

Wien 1950  
 Österreichischer Bundesverlag  
 Alle Rechte vorbehalten  
 Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
 Verlagsnummer Z 953-34